

DIE WELTWOCHEN



Die Pandemie ist vorbei

Wann merkt's der Bundesrat?

Alex Baur

«Biden hat das Volk belogen»

Stanford-Historiker Victor Davis Hanson zur Lage der Nation. *Urs Gehriger*

Völkerwanderung in die Schweiz

Plus 60 000 Ausländer, anhaltend hohe Arbeitslosigkeit.

Marcel Odermatt

4 706900 107761

Mythos Mürren
Tom Kummer über
den glamourösesten
Ski-Klub der Welt



ARTHUR'S FINEST

EST. 2020



Überraschen Sie Ihre Liebsten

www.arthursfinest.com

#valentinstag

Es ist gut, Schweizer zu sein

Ja, klar, wir Schweizer sind selbstkritisch, hinterfragen alles und jedes, meistens uns selbst. Stolz, so etwas wie Freude an der Schweiz empfinden wir heimlich, still, eine verbotene Freude, die man uns von Kindesbeinen an abtrainiert.

Ich erinnere mich noch ans Positive: Im Primarunterricht erzählte uns die Lehrerin von den grossen Schlachten, Morgarten, Sempach, Winkelried. Es gab Besuche im Landesmuseum, auf der Kyburg, Waffenkammern, die ewige Faszination der Ritterrüstung.

Irgendwann war fertig. Dann drehte der Zeitgeist, es muss in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre gewesen sein. Als wir im Turnunterricht ein Schwertduell aus der Nibelungensaga nachspielten, intervenierte die Instruktorin: Es gebe schon «zu viele Kriegli» auf dieser Welt.

Fortan wurden wir auf Pazifismus getrimmt. Patriotismus; Militär, Landesverteidigung war gestern. Die Schweizkritiker bekamen Oberwasser. Wer etwas sein wollte, putzte sich an der Schweiz die Schuhe ab. Applaus garantiert.

In der Mittelschule trieb man uns die heimelige, natürliche, vielleicht angeborene Heimatliebe, ein vielleicht zu starkes Wort, unser gefühltes intuitives Wohlwollen für die Schweiz richtiggehend aus: die Schweiz, ein Missverständnis der Weltgeschichte, ein Betriebsunfall des Zufalls, auf keinen Fall ein Grund zum Stolzsein, eher zum Schämen.

Pädagogisch aufgenötigt im Unterricht wurde uns das neue Hochgefühl der Schweizverdrossenheit, der Schweizscham, die man wie ein Schwimmbadzeichen der besseren Gesinnung vor sich hertrug.

Die Uni vollendete dann die Formatierung unserer Gehirne. Wir wurden auf Internationalismus gespurt, Nationalstaaten sind des Teufels, die Europäische Union ist das Paradies, eine Welt ohne Grenzen, alles andere galt als kleinkariert, als gestrig, muffig, übelriechend.

Meine Rettung waren, reiner Zufall, die Briten, Adam Smith und David Hume, dann Edmund Burke, die Liberalen, die Konservativen, die Geschichte nicht als Weltgericht beschrieben, sondern als Sammelsurium von faszinierenden Gestalten und Ereignissen. Von dort auch die Einsicht: Bevor man urteilt, sollte man versuchen zu verstehen.

Die Angelsachsen befreiten, deblockierten meinen Blick auch auf die Schweiz. All die Gedanken, die bei uns an der Uni, später dann im Journalismus verpönt, verboten waren, durften auf einmal wieder gedacht und abgewogen werden. Frischluft fürs Hirn. Meine Schlussfolgerung lautete damals: Die Schweiz ist interessant. Viel interessanter, als unsere Schulen uns glauben machen wollen.

Seit dieser Erkenntnis geht es mir besser. Im Wortsinn. Es ist, als ob sich eine Verspannung, ein verhärteter Muskel im Gehirn entkrampft, gelöst hätte.

Wir brauchen wieder mehr Heimatliebe, mehr Patriotismus, mehr Wohlwollen für die Schweiz in der Schweiz, vor allem an unseren Schulen.

Die Schweiz ist nicht nur ein Sonderfall, sie ist die Ausnahme, eine Provokation der Freiheit.

Wie wollen wir von den Zehntausenden von Ausländern, die jährlich einwandern, erwarten, dass sie sich assimilationseifrig auf die Schweiz einlassen, wo wir doch selber im Begriff sind, zu vergessen, was die Schweiz ist und wie sie zu dem wurde, was sie ist.

Die Schweiz ist ein faszinierender Forschungsgegenstand, etwas Lebendiges, Einzigartiges, das auf verschlungenen, wundersamen und, ja, wie alles Menschengemachte auch auf etwas schiefen Bahnen in der Gegenwart ankam. Ich bin gegen Verklärung und hurrapatriotische Selbstbenebelung, aber wir müssen unseren Kindern wieder die schöne Möglichkeit eröffnen, in der Schule zu erfahren, warum die Schweiz (gegen jede Wahrscheinlichkeit) zu einer der erfolgreichsten Selbsthilfeorganisationen der Welt werden konnte, zu einer Insel von Freiheit, Wohlstand und direkter Demokratie.

Heute vermisse ich den Schweiz-Unterricht, den ich kaum hatte. Ich erwischte eine Überdosis Schweizkritik. Die linken Historiker, die in den siebziger und achtziger Jahren kamen, haben ihre Verdienste. Sie korrigierten das zu einseitige Heldengemälde und brachten die Debatte darüber in Gang.

Aber wie alles, was der Mensch erfolgreich macht, ging auch dieses Projekt an seiner

Übertreibung zugrunde. Und an seiner Versteinerung. Zu viel Moralismus ist im Spiel, auch hier. Die Schweizkritik automatisierte sich zur Pose, zur Weigerung, dem Land, seinen Bewohnern und seiner Geschichte in den jeweiligen Zeitumständen gerecht zu werden. Die Schweiz ist interessant. Sie ist sogar unglaublich faszinierend. Man ist kein schlechter Mensch, wenn man sich dieser Faszination nicht gleich verschliesst.

Im 19. Jahrhundert reisten englische Gesandte, beauftragt von der Krone, in die Schweiz, um das vorbildliche Schulsystem im Kanton Zürich zu studieren. Ihr Befund war ein einziges Kompliment an unser Land: Die Schweiz habe grossartige Bildungsstätten, in denen vor allem zweierlei gelehrt würde: Gewerfleiss und Vaterlandsliebe. Heute würden wir sagen: Rechnen und Geschichte.

Wir Schweizer müssen wieder lernen, wer wir sind. Wir drohen es zu vergessen, und wenn wir es vergessen, verlieren wir die Schweiz, unseren Halt, unseren Standpunkt in der Welt. Die Schweiz ist kein Konstrukt, sie ist eine Idee, die im Laufe der Geschichte zur Wirklichkeit geworden ist. Nur aus ihrer Geschichte heraus kann die Schweiz verstanden werden.

Die Schweiz ist nicht nur ein Sonderfall, sie ist die Ausnahme, eine Provokation der Freiheit und der Demokratie. Wir spüren, im Clinch mit der EU fast täglich, wie sehr die Schweiz im Ausland, unter Politikern, als Provokation empfunden wird. Unsere Leute entschuldigen sich dann jeweils, reflexhaft, für die Schweiz. Vielleicht auch deshalb, weil sie selber nicht mehr wissen, wie sie unsere Schweiz verteidigen können.

Kein Wunder. Die Abgründe des Nichtwissens werden grösser. In den neuen Lehrplänen ist Schweizer Geschichte gar kein eigenes Fach mehr. Das ist nicht gut. Das muss geändert werden. Deshalb haben wir anfang Jahr auf unserer Website (*Weltwoche*-App herunterladen) die neue Serie «Meilensteine der Schweizer Geschichte» mit Prof. Christoph Mörgeli gestartet, jeden Samstagmorgen eine knappe halbe Stunde Interview an wechselnden historischen Örtlichkeiten. Ich freue mich und wünsche Ihnen weiterhin viel lehrreiches Vergnügen.

Es ist gut, Schweizer zu sein. R. K.

Die Pandemie ist vorbei, Victor Davis Hanson über Joe Biden, Novak Djokovic, Tom Kummer über den Kandahar Ski Club

Als im März 2020 weltweit die Pandemie ausgerufen wurde, sass Redaktor Alex Baur in Lima fest. Für ihn war schnell klar, dass die drakonischen Lockdowns für den ärmeren Teil der Menschheit (also die Mehrheit) eine ungleich grössere Bedrohung darstellten als das Virus an sich. Zurück in der Schweiz, gehörte Baur zu den ganz wenigen Journalisten im Land, die dem «Corona-Widerstand» von Anfang an ein offenes Ohr schenkten und sich ernsthaft mit Kritikern wie Beda Stadler, Sucharit Bhakdi oder Pietro Vernazza befassten. Aus deren Sicht war es eine masslose Selbstüberschätzung, wenn man glaubte, das Coronavirus aufhalten zu können. Statt die begrenzten Ressourcen für eine aussichtslose Eindämmung des Virus (Containment) zu verschwenden, sollte man sich besser auf den Schutz der Vulnerablen konzentrieren (Mitigation). Die Omikron-Variante hat den verfeimten Verfechtern der unvermeidlichen Durchseuchung nun unverhofft recht gegeben. Und damit auch der Pandemie ein Ende bereitet. **Seite 12**

Ein Jahr nach Amtsantritt scheint die Präsidentschaft Joe Bidens bereits am Ende: Migrationschaos an der Südgrenze. Grassierende Inflation. Hochschnellende Benzinpreise. Corona-Pandemie ausser Kontrolle. Niedergang der Weltmacht USA als Folge des Afghanistan-Debakels. Parteikollegen wenden sich von dem taumelnden Präsidenten ab. «Biden zieht sie alle in die Tiefe», sagt Victor Davis Hanson. Im Interview mit Urs Gehrigger zieht der Stanford-Historiker Bilanz



Hier trifft sich der britische Jetset:
Autor Kummer in Mürren.

über den Einstand eines der unbeliebtesten Präsidenten der US-Geschichte. Die Zwischenwahlen drohten für die Demokraten «zur grössten Katastrophe seit 1938» zu werden, prophezeit Hanson. Damit würde sich die Tür öffnen für die Rückkehr eines Altbekanntes. **Seite 24**

«Ist das der vornehmste Skiclub der Welt?», fragte vor ein paar Jahren das Society-Magazin *Tatler*. Gemeint war der Kandahar Ski Club in Mürren. Seit 1924 trifft sich der britische Jetset in dem abgeschiedenen Dorf im Berner Oberland zum Skifahren und Feiern – Erkennungszeichen: der blaue Pullover mit dem grossen K auf der Brust. Benannt ist der Klub nach dem britischen Kriegshelden Baron Roberts of Kandahar and Waterford. Als einer von nur wenigen Schweizern gehört der Berner Schriftsteller Tom Kummer zu diesem exklusiven Zirkel. Für die *Weltwoche* hat er den *Tatler*-Artikel literarisch umgesetzt. Entstanden ist eine *short story*, basierend auf wahren Begebenheiten. **Seite 34**

Novak Djokovic steht praktisch allein gegen den Rest der Welt. Er ist ein Kämpfer, der seine Karriere nicht als Wunderkind begonnen, sondern hart erarbeitet hat. Eine ganze Woche war er nun Hauptdarsteller in einem Spiel, welches das ganze Corona-Chaos der Regierungen und Gesundheitsbehörden rund um den Globus spiegelt. Peter Hartmann schreibt, wie der weltbeste Tennisspieler sich in diesem Sturm wehrt. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 Oetwil a.d.L., L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 Birchwil, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
«Durch Rekurse von vier Nachbarn blockiert»
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 Männedorf, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 Glattbrugg, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'516'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



«Gemeinde mit 6 DEFH überfordert, 9 Wochen für die Vorprüfung!»
www.immobilientraum.info

5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 Humlikon, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 Seuzach, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 Rumlikon, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Februar 2022
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 Illnau, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 Dorf, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 Glattbrugg, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 Aesch, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis «Publikation beendet 18.11.21»
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 Rickenbach/ZH, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 Thalwil-Gattikon, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis «Publikation beendet 23.09.21»
www.immobilientraum.info



«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»
www.immobilientraum.info



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 Sirmach, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelsole.ch



5 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 Ottenbach, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 Aesch-Maur, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 Grafstal, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 Affoltern a. A., L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 Wermatswil, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



«Sorry, letzte Einheit reserviert»
8615 Wermatswil, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'407'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



«Durch Rekurs eines Nachbarn und eines Anstössers blockiert»
2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 Uster, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.+



Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand November 2021



Ein Jahr Joe Biden: Seite 24



Der Berg ruft: Seite 34



Zurück zur Normalität: Seite 12

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Völkerwanderung in die Schweiz
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Gianni Infantino
- 10 Tagebuch René Zellweger
- 11 Bern Bundeshaus Schweizer EU-Freunde
- 12 Die Pandemie ist vorbei Das Virus wird harmloser, die Menschen sind geschützt
- 14 Corona Massnahmen ohne Legitimation
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Influencerin Cris Galéra
- 18 Mörgeli «Gegen das rechte Lager»
- 18 Brüsseler Milliarden-Flops
Auch Buchprüfer gelten als Abzocker
- 19 Peter Bodenmann
Karl Marx und Zuger Kirschtorten
- 20 Wermuth zieht ins Gefecht
Für den SP-Chef geht es um alles
- 21 News Wenn Vincenz mit Ringier feiert
- 22 Fussball Multikulti beim FCZ
- 23 Kommt Berlusconi zurück?
Italiens linke Medien in heller Aufregung
- 24 «Biden hat das Volk belogen»
Bilanz von Historiker Victor Davis Hanson
- 27 Kurt W. Zimmermann
«Vi fejlede», wir haben versagt
- 28 Leonardo DiCaprio Das perfekte Date
- 29 Boris Johnson Eine Party zu viel
- 30 Jacqueline Fehr
Politikerin ohne Standpunkt
- 31 Thiel Staatsoper

- 32 News
SRF pfeift aufs Klima / Zürich verödet
- 32 Stunde der Wendehälse
J. K. Rowling im Fegefeuer
- 33 Gianni Infantino Zuflucht beim Emir
- 34 Pippa Middleton in Mürren
Tom Kummer über den Kandahar Ski Club
- 37 Anabel Schunke Fahrwasser des Zeitgeists
- 38 Russlands Wiege in Europa
Hintergründe des Ukraine-Konflikts
- 40 Lieben uns Hunde wirklich?
Die Wissenschaft weiss es
- 41 Abschied vom Lieblingskind
Drama um Prinz Andrew
- 42 Broder Beitrag zur globalen Abrüstung
- 42 Mediengesetz Money, Money, Money
- 44 Linnéa Findeklee Mein letztes Jahr
- 45 Brief aus El Salvador
- 46 Philippe Pétain
Der Held, der zu lange lebte
- 50 Novak Djokovic
Einer allein gegen die Welt
- 52 Sehnsucht nach dem Licht
Schweiz-Rückkehrer Oliver Zimmer
- 53 Fall «Carlos» Farce um Folter
- 54 Lektionen für die Nachwelt
Konstruktionsfehler der Euro-Zone
- 56 Juwelen der Bibel
Wie die Kirchen überleben könnten
- 57 Ana Brnabic Auf der Seite der Freiheit
- 58 Marko Kovic Er sieht sich als Streber
- 59 Inside Washington
- 60 Luftschlacht über dem Wallis
Rega konkurriert Einheimische
- 61 Tamara Wernli
- 62 Leserbrief

- 63 Nachrufe Herbert Achternbusch,
Nino Cerruti
- 64 Beat Gygi
Führt uns Ueli Maurer nach links?

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Die Wahrheit über Ruanda
Michela Wrong klärt auf
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Augenaufschlag der Neuzeit
Bildhauer Tilman Riemenschneider
- 74 TV-Kritik Sport Live: SRF
- 74 Film «Nightmare Alley»
- 75 Klassik Robert Schumann
- 76 Pop «Frank Zappa's 200 Motels»
- 77 Film «Fedier – Urner Farbenvirtuose»
- 77 Jazz Emile Parisien Sextet

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt / Unten durch
- 79 Fast verliebt
- 80 Frauen Britney Spears
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Fredi Müller
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Festspiele am Lauberhorn
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Alibek Bakayev
- 88 Menschen von morgen Kevin Heng
- 90 Das indiskrete Interview Blanca Imboden



Spezialangebot Hotel «Hof Weissbad» und «Weissbad Lodge» Unvergleichliches Appenzellerland

Schweizer Qualität, gelebte Tradition und ursprüngliche Natur: Gönnen Sie sich eine winterliche Auszeit am Fuss von Säntis und Alpstein. Hier finden Sie Ihren perfekten Ort zum Entspannen, Geniessen und Erleben. Sie haben die Wahl zwischen dem erstklassigen Hotel «Hof Weissbad» und der unkompliziert-trendigen «Weissbad Lodge».

Wenn Sie sich gleichzeitig wie zu Hause und dennoch an einem völlig anderen Ort fühlen wollen, sind Sie bei uns genau richtig. Mit seinem ausgezeichneten Komfort und der persönlichen Betreuung lässt das Hotel «Hof Weissbad» keine Wünsche offen. Sind Sie lieber auf eigene Faust aktiv? Dann empfehlen wir Ihnen die neue «Weissbad Lodge», wo es Ihnen an nichts fehlen wird.

Unseren Hotelgästen steht ein umfassendes Wohlfühl-Angebot zur Verfügung. Um das kulinarische Wohl kümmert sich unsere mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnete Küchenchefin Käthi Fässler. Und der grosszügige Wellness-Bereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik.



Platin-Club-Spezialangebot

Leserangebot: Hotel «Hof Weissbad» und «Weissbad Lodge»

Package Hotel «Hof Weissbad»:

- 3 Übernachtungen im Doppelzimmer mit Frühstücksbuffet
- 2 Abendessen im Rahmen der Halbpension
- 1 Gourmet-Menü mit Weinbegleitung
- 1 «bona dea»-Entspannungsmassage (40 Min.)
- Freier Eintritt im Bade-, Sauna- und Wellness-Bereich

Preis pro Person:

Fr. 812.– (statt Fr. 1015.–)

Package «Weissbad Lodge»:

- 3 Übernachtungen im Doppelzimmer
- 3 Frühstücks-Taschen aufs Zimmer
- 3 Abendessen im Hotel «Hof Weissbad» (3 Gänge)

Preis pro Person:

Fr. 475.– (statt Fr. 594.–)

Für beide Angebote:

- Kostenloses Winterprogramm von Appenzellerland Tourismus
- Appenzeller Ferienkarte
- An- und Rückfahrt ab jedem Schweizer Bahnhof
- Gepäcktransport von Tür zu Tür

Buchung SBB & Gepäck:

Reservieren Sie Ihr Arrangement telefonisch über Tel. 071 898 33 00 oder per Mail an info@appenzellerland.ch.

Buchung Hotel:

Hotel «Hof Weissbad»
Im Park 1, 9057 Weissbad
Tel. 071 798 80 80, hotel@hofweissbad.ch
Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben.

Gültigkeit:

Ab sofort bis 15. April 2022 (nach Verfügbarkeit)

www.weltwoche.ch/platin-club

Völkerwanderung in die Schweiz

Trotz Pandemie strömten auch 2021 rund 60 000 Menschen in das Land. Gleichzeitig bleibt die Arbeitslosigkeit unter Ausländern hoch.

Marcel Odermatt

Bern Die Verwaltung liebt es, Papier zu produzieren. Im Stundentakt werden neue Statistiken, Untersuchungen und Informationen publiziert, die der Bevölkerung demonstrieren sollen, was die Beamten den ganzen lieben langen Tag anstellen.

In einem Bereich fließen die Angaben aber spärlich: bei der Zuwanderung. Die Datenanalysen des Staatssekretariats für Migration (SEM) fallen seit dem 1. Januar des vergangenen Jahres weniger detailliert aus; die Transparenz herzustellen, ist schwieriger. Dazu kommt, dass die Angaben erst mit grosser Verzögerung gemacht werden. Das Bundesamt für Statistik (BFS) gibt erst am Freitag bekannt, wie sich die Zahlen im Monat November 2021 entwickelt haben.

Trotz dieser Schwierigkeiten hat die *Weltwoche* die vorhandenen Angaben analysiert. Es zeigt sich, dass der Strom von Menschen, die in der Schweiz leben wollen, ungebrochen stark ist. Vorsichtig geschätzt, entspricht der Wanderungssaldo von Januar bis November 2021 56 800 Personen. Dieses Ergebnis ist entscheidend. Es legt offen, wie viele Menschen unter dem Strich hierzulande neu leben, wenn man die Zahl der Ausgewanderten von jener der Eingewanderten abzieht.

Die Zehn-Millionen-Einwohner-Marke

Setzt man diese knapp 57 000 Neueinwohner – was der Bevölkerung der Stadt Biel entspricht – in einen historischen Kontext, fällt auf, dass es knapp weniger als 2020 mit 58 811 Menschen sind. Davon abgesehen, ist es jedoch der höchste Stand seit 2016. Damals kamen im gleichen Zeitraum 58 505 Zuzügler dazu, das Jahr zuvor waren es gar 69 134. Der üblicherweise betreffend Migration nicht stark ins Gewicht fallende Dezember dürfte an diesem Bild nichts mehr ändern.

Allen Debatten im letzten Jahr über das gescheiterte Rahmenabkommen und der scheinbar drohenden Probleme für die Wirtschaft, der vielfach im Ausland kritisierten, vermeintlich zu lockeren Pandemiemassnahmen oder

der angeblich diskriminierenden Burka-Initiative zum Trotz: Immer noch tauschen massenhaft Menschen ihr alte Heimat mit der Schweiz aus und wollen hier leben. Das Niveau liegt damit deutlich über dem Level vor 2007, als die Eidgenossenschaft die Personenfreizügigkeit mit damals fünfzehn EU-Mitgliedsstaaten und den Efta-Ländern für deren

Dass die Bevölkerung so rasant wächst, widerspricht dem Willen von Volk und Kantonen.

Staatsangehörige einführte. Niemand beim SEM geht davon aus, dass sich etwas an dieser Entwicklung ändern kann.

Die Statistiker rechnen bis zum Jahr 2035 mit einem weiteren, massiven Bevölkerungswachstum, getrieben durch die Migration. Die Spezialisten gehen davon aus, dass der gemessen an seiner Fläche auf Nummer 132 von 194 Ländern rangierende Staat die Zehn-Millionen-Einwohner-Marke knacken wird.

Dass die Population weiter ohne Unterlass Jahr für Jahr dermassen rasant wächst und die zuständigen Politiker diese Richtung einfach wie ein Naturgesetz akzeptieren, widerspricht dem Willen von Volk und Kantonen. Vor bald acht Jahren nahm der Souverän ein Begehren

an, das in der Verfassung festschrieb, dass die Schweiz ihre Zuwanderung durch jährliche Höchstzahlen und Kontingente selbständig steuert.

Oft ist an diesem Punkt zu hören, dass dieses Land auf die Ausländer um jeden Preis angewiesen ist. Sicherlich braucht die Wirtschaft zusätzliche Arbeitskräfte. Ein Blick in die Arbeitslosenstatistik zeigt jedoch, dass dieses Argument nur bedingt sticht.

Im Jahr 2020 zählte die Schweiz im Durchschnitt gemäss neusten Zahlen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) 145 720 Personen ohne Beschäftigung. Dank des Aufschwungs ging dieser Wert 2021 auf 137 614 Personen zurück. Das Problem: Schweizer fanden – aus welchen Gründen auch immer – viel besser wieder einen Job als ihre ausländischen Kollegen. Von 77 006 ging die Zahl bei den erwerbslosen Schweizern auf 71 221 zurück. Bei den Ausländern stagnierte der Wert (2020: 68 714; 2021: 66 393). Die Arbeitslosenquote von Ausländern verharrte bei vergleichsweise hohen 5,3 Prozent (Schweizer: 2,1 Prozent).

Auf Kosten der Allgemeinheit

Das bedeutet, dass zwar massenhaft Leute einreisen, gleichzeitig viele von ihnen aber offenbar Mühe bekunden, eine Arbeitsstelle zu finden. Für einige Länder trifft das ganz besonders zu. Seit dem 1. Juni 2019 gilt für Angehörige von Bulgarien und Rumänien die volle Personenfreizügigkeit. Die Arbeitslosigkeit der Bulgaren stieg im vergangenen Jahr im Schnitt von 11,9 auf 12,5 Prozent, die der Rumänen von 9,1 auf 9,8 Prozent. Damit liegt sie auf dem Niveau von Menschen aus Afrika, die eine Quote von 10,1 Prozent aufweisen.

Natürlich bringt die Personenfreizügigkeit der Wirtschaft einige Vorteile. Sie hat aber auch negative Auswirkungen, wie die Beispiele der Arbeitslosigkeit von Menschen in der Schweiz mit einem Pass dieser beiden osteuropäischen Staaten illustrieren. Berappt werden diese Konsequenzen von der Allgemeinheit und vom Steuerzahler.



„Und hier ein typisches Konstruktionsmodell aus der Coronazeit des frühen 21. Jahrhunderts...“

Lieber Gianni Infantino

Und wieder sind Sie der Bölimann. Sie haben Ihren Lebensmittelpunkt nach Katar, in die Hauptstadt Doha, verlegt. Dort gehen Ihre Töchter zur Schule. Dort wird dieses Jahr die WM ausgetragen. Darum sei es wichtig, vor Ort zu sein.

Wir Schweizer sehen in diesem Wegzug schon fast einen Verrat. Wieder einmal werden Sie als «Machtmensch», als «Egozentriker» dargestellt, der keinen Draht zum Volk habe wie sein Vorgänger Sepp Blatter. Ihnen gehe es nur um Ihr Ego. Ihr Herz hätten Sie längst an den arabischen Raum verloren, schliesslich sei «daheim, wo das Herz ist», monieren die Medien. Sprich: Der Mann hat kein Herz für uns!

Das ist reichlich naiv. Wer immer noch glaubt, dass die Organisation des internationalen Fussballs eine Herzensangelegenheit sei, verkennt die Realität. Als Fifa-Chef regieren Sie über einen Verein, bei dem es um die wichtigste Nebensache der Welt geht, aber



So läuft der Hase: Fifa-Chef Infantino.

vor allem um die wichtigste Hauptsache, um Geld. Und Geld für Fussball sprudelt dort, wo auch der Batzen für den Kauf von Prestige-Fussballklubs wie Paris Saint-Germain oder von hiesigen Luxushotels herkommt.

Man müsste Ihnen einen Vorwurf machen, wenn Sie sich einfach in Zürich neben dem Zoo einrichten würden, um mit Sponsoren

bei Jacky Donatz ein paar Egliflets zu verdrücken. Als Fifa-Boss müssen Sie dort sein, wo die Fussballgeschichte weitergeht, nämlich im arabischen und asiatischen Raum.

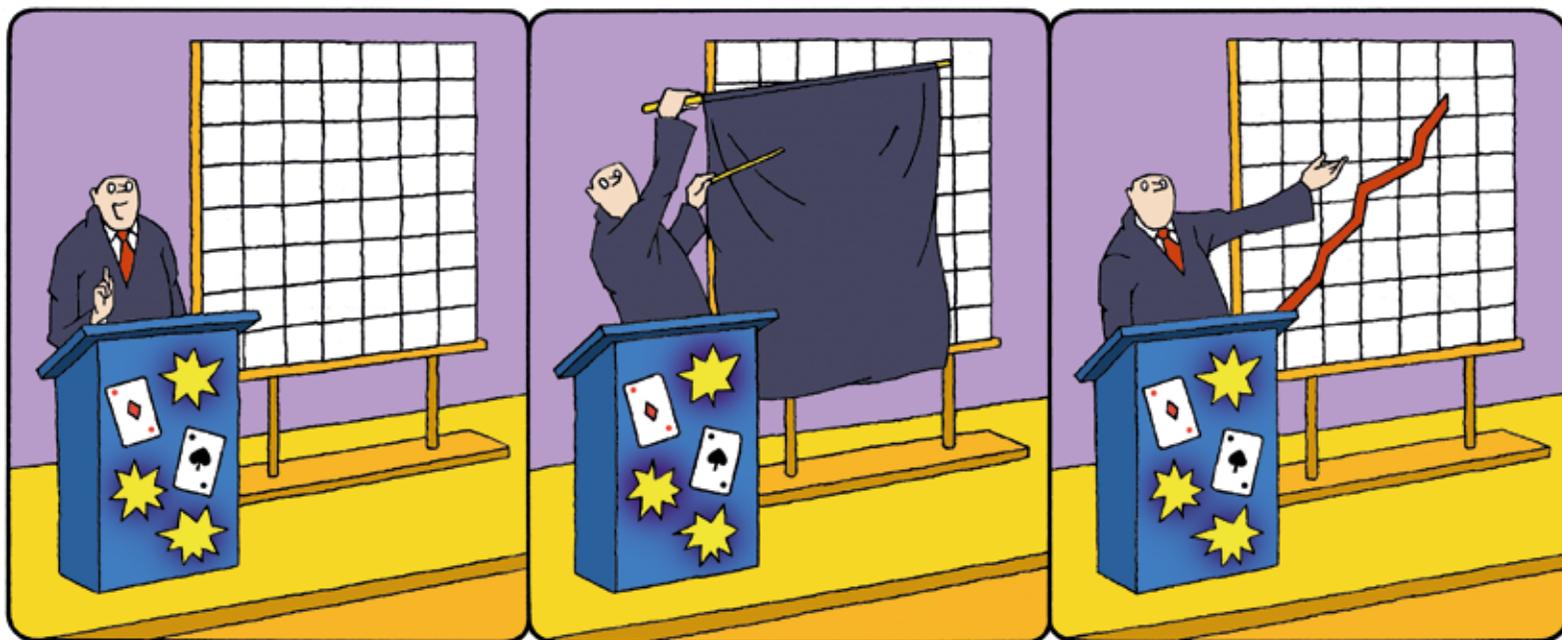
Wenn die Schweizer nur endlich begriffen, dass die Fifa nicht eine NGO zur Verbesserung der Welt ist, sondern ein Verein von Föderationen, an deren Spitze meistens dubiose Figuren stehen, wie auch bei den Uno-Mitgliedstaaten, notabene...

Ob Sie den Sitz Ihres Vereins bald nach Paris oder Doha verlegen, hat nichts mit Gefühlen zu tun. Den Zuschlag wird der Meistbietende kriegen, wie bei der WM 2022. So läuft der Hase.

Man kann Ihnen nur gratulieren. Sie machen den Job zwar kalten Herzens, aber gut.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

René Zellweger



Seit zwanzig Jahren leben wir in Perth, einer der weltweit schönsten Städte und Hauptstadt von Westaustralien. Roger Federer und Belinda Bencic haben 2019 den Hopman Cup in Perth gewonnen. Schlagzeilen im Tennis und in Australien macht aber derzeit Novak Djokovic in Melbourne im Zusammenhang mit seiner Einreise, den erforderlichen Visumsformalitäten und der Ausweisung. Die erste bedeutende Amtshandlung des neuen Ministers für Einwanderung war die Ablehnung der Aufenthaltsgenehmigung für die derzeitige Nummer eins im Welttennis.

Die Wendung *no worries* (Es kommt schon gut) und der Begriff *mate* (Kamerad, Freund) reflektieren die australische Kultur. Australien hat eine starke Tradition von *mateship* und ist eine Nation von Migrant*innen. 22 Prozent der Einwohner sind in «Übersee» geboren. Die Einwanderungs- und Einreisegesetze sind sehr streng. Wer möchte nicht gerne in diesem schönen Land mit hohem Lebensstandard wohnen!

Bei Schlagzeilen ist es meistens schwierig, die objektive Sachlage zu beurteilen. Verständlich, dass über 80 Prozent der Australier aufgebracht sind, wenn berühmte Menschen Sonderbewilligungen erhalten, während der Normalbürger in den vergangenen zwanzig Monaten oftmals weder ein- noch ausreisen durfte, auch nicht zu Hochzeiten oder Beerdigungen. Auch ich habe als Gesunder zweimal eine 14-tägige Quarantänezeit in einem Hotelzimmer verbracht. Eine ungesunde Angelegenheit – psychisch und physisch.

Einträge in ein Tagebuch sind persönlich. Zuweilen hoffen wir, dass andere Menschen

profitieren, wenn sie unsere intimen Gedanken auch lesen dürfen. Als Arzt habe ich wohl noch nie so gelitten wie in den vergangenen knapp zwei Jahren. Ethisches Denken und Handeln gemäss hippokratischem Eid sind für mich Herausforderung und Privileg. Es ist mir nahegegangen, wenn ich erhoffte Wunder nicht bewerkstelligen konnte und ein Mitmensch nicht mehr leben konnte wie vor einem Unfall oder vor einer schweren Erkrankung.

Miteinander zu hoffen, sein Bestes zu geben und ans Gute zu glauben, das ist lebensbestimmend und beglückend für alle Beteiligten. Während meiner Uni-Zeit war für mich das Beste, dass wir miteinander diskutieren und «streiten» durften. Andere Meinungen waren gefragt. Die Diskussionen haben uns weitergebracht.

In den vergangenen Monaten durfte dies nicht mehr geschehen. Es wurde mir vorgeschrieben, was ich zu glauben und zu tun hatte. Kritisches Denken und Meinungen, die sich nicht mit der offiziellen Meinung decken, sind unerwünscht, werden unterdrückt oder gar verleumdet. Meine tägliche Fronterfahrung zeigt, dass oft «Modelle» oder theoretische Meinungen durchgesetzt worden sind, bei denen viele Patientenbedürfnisse zu kurz gekommen sind. Angst und Unsicherheit sind schlechte Ratgeber in schwierigen Lebenssituationen! Ich kam mir zuweilen vor wie ein Buschauffeur, der auf eine Klippe zufahren muss und weiss, dass er mit seinen Gästen in die falsche Richtung fährt. Trotzdem muss ich weiterfahren.

Veränderungen sind immer auch Chancen. Hätte uns jemand vor einigen Jahren prophezeit, dass Menschen in der freien Natur oder allein im Auto sich mit Masken im Gesicht be-

wegen, so hätten die meisten von uns kopfschüttelnd abgewunken. Viele hätten sich nicht vorstellen können, dass sich die Mehrheit von uns alle paar Monate provisorisch zugelassene Impfstoffe injizieren lässt. Noch weniger hätten wir vorausgesehen, dass wir uns gegenseitig attackieren und verunglimpfen, weil wir nicht derselben Meinung sind. Ja, liebes Tagebuch, es ist weit gekommen mit uns.

Trotzdem bin ich davon überzeugt, dass wir guten Zeiten entgegengehen. Es werden sich neue wunderbare Möglichkeiten offenbaren, wenn wir aus dem Angsttaumel erwachen. Momentan darf ich wieder im kleinen Bergspital in Savognin helfen – wie damals, als 2020 die ganze «Pandemie» begonnen hat. Einige Menschen sind in der Zwischenzeit viel reicher geworden, andere kämpfen ums Überleben und um ihre Existenz und werden bereit sein für ein neues, gereifteres Bewusstsein.

Seit vielen Jahren habe ich jetzt wieder einmal das Lauberhornrennen im Fernsehen mitverfolgt. Was für eine herrliche Bergwelt, was für unglaubliche Sportler, welche aussergewöhnlichen Leistungen! Da scheint es doch unwahrscheinlich, dass Viren, die wir nicht sehen können und die mit der Natur und uns seit Millionen von Jahren in Gemeinschaft leben, unser Leben auch in Zukunft bestimmen werden. Vielmehr glaube ich daran, dass die Schönheiten des menschlichen Miteinanders schon bald wieder unser Leben bestimmen werden – und vor allem auch das unserer Kinder!

René Zellweger ist zurzeit als Konsiliararzt in der Unfallchirurgie im Bergspital Savognin tätig.

Eilfertig erfüllen sie die Wünsche der EU

Von SP bis FDP überbieten sich die Parteien mit Vorschlägen in der Europapolitik. Ihre Ideen kranken alle am selben Problem.

EU-Vizepräsident Maros Sefcovic treibt die Schweiz seit seinem Treffen mit Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) im letzten Jahr vor sich her. Er hat in Zeitungsinterviews wiederholt gedonnert, die Schweizer sollten endlich sagen, was sie wollten. Er nahm aber auch gleich vorweg, was er als Vorleistung erwartet, und wollte bis zum World Economic Forum (WEF) im Januar 2022 Vorschläge sehen.

Das WEF wurde zwar abgesagt, die Schweiz ist dem Marschbefehl aus Brüssel trotzdem pünktlich und gehorsam nachgekommen. SP, Freisinn und Grünliberale haben in den vergangenen Tagen und Wochen jedenfalls einen Rattenschwanz an Vorschlägen, Ideen und Projekten vorgelegt, wie man die Beziehungen zur EU gestalten soll. Nun hat sich auch die Mitte-Partei bemüsstigt gefühlt, einen laut NZZ gangbaren Weg aufzuzeigen. Demnach soll der Bundesrat jene Bereiche definieren, in denen eine dynamische Übernahme von EU-Recht und ein Mechanismus zur Streitschlichtung auch im Interesse der Schweiz seien.

Die Mitte-Partei will zudem die Unionsbürgerrichtlinie akzeptieren, die jedem EU-Bürger erlaubt, sich ohne Arbeitsstelle überall dort niederzulassen, wo es ihm passt, und durch die er die gleichen Ansprüche auf Sozialleistungen erhält wie alle Schweizerinnen und Schweizer. Damit es aber zu keinem Sozialtourismus kommt, schlägt die Mitte laut NZZ eine Schutzklausel vor. Diese würde der Schweiz in den ersten Jahren das Recht geben, die Übernahme der neuen Regeln zu widerrufen, falls etwa bei der Sozialhilfe Grenzwerte überschritten würden.

Nutzlose Schutzklausel

Solche Schutzklauseln sind reine Symbolpolitik, das hat man schon bei der Personenfreizügigkeit gesehen, wo man mit einer Ventilklausel operierte, die bei Überschreitung festgelegter Grenzwerte die Zuwanderung stoppen sollte. Heute weiss man, dass sie nur dazu diente, wallende Gemüter zu beruhigen. Als man sie 2009 hätte anwenden müssen, weil das Land von Zehntausenden Zuzüglern aus



Marschbefehl aus Brüssel: Ignazio Cassis.

EU-Staaten überflutet wurde, tat man nichts. Der Bundesrat wollte damals die EU nicht verärgern, hiess es in den Medien.

All diese Vorschläge von Parteien und Parlamentariern kranken aber ohnehin an einer Stelle: Es geht darum, die Forderung der EU zu erfüllen – und wenn es klappt, Brüssel ein paar

Wie kommt es, dass Schweizer Politiker glauben, die EU wolle mit uns auf Augenhöhe verhandeln?

kleine Ausnahmen abzurufen. Diese stehen jedoch meistens in keinem Verhältnis zu dem, was wir dafür opfern – die Souveränität unseres Landes. Genau deswegen hat der Bundesrat das mit der EU ausgehandelte Rahmenabkommen beerdigt, womit man auch das von Brüssel diktierte Konzept einer institutionellen Annäherung verworfen hat.

Vielleicht müsste Bundespräsident Cassis der EU einmal unmissverständlich klarmachen, dass wir somit auch keine dynamische Übernahme von EU-Recht, keine Schlichtungsinstanz mit dem EU-Gerichtshof, keine

Unionsbürgerrichtlinie, keine Schwächung des Lohnschutzes wollen. Und dass wir nicht bereit sind, regelmässige Kohäsionszahlungen für EU-Länder zu leisten, die diese Form der Entwicklungshilfe eigentlich schon lange nicht mehr nötig haben.

Nette Worte

Wie kommt es eigentlich, dass von der SP bis zum Freisinn, und sogar bis in die Landesregierung hinein, Schweizer Politiker und Amtsträger immer wieder dem Glauben verfallen, die EU wolle mit uns auf Augenhöhe verhandeln oder zeige gar Verständnis für unsere Positionen? Die EU ist zwar bereit, über die Ausgestaltung der künftigen Beziehungen zu reden, aber zu ihren Bedingungen. Dies hat EU-Kommissar Sefcovic schon mehrmals zu verstehen gegeben.

Das hindert Bundespräsident Cassis nicht, dass er beim Treffen von dieser Woche mit dem neuen deutschen Kanzler Olaf Scholz, dem Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier und Aussenministerin Annalena Baerbock auch das Verständnis wecken will für die Positionen der Schweiz im EU-Dossier. Aber das hatten wir doch schon, und ausser ein paar netten Worten brachte es gar nichts. Stattdessen piesackt uns die EU seit Jahren überall dort, wo sie kann: bei der Börsenregulierung, bei der Aufdatierung der bisherigen bilateralen Verträge und sogar bei der Forschungszusammenarbeit Horizon.

Wenigstens hat der neue Präsident der Aussenpolitischen Kommission (APK), Franz Gräter (SVP), die Füsse noch auf dem Boden. Der Luzerner erklärte in einem Interview mit der *Weltwoche*, die Schweiz müsse unbedingt darauf achten, dass sie auch in Zukunft eigenständig und unabhängig bleibe. «Ich spüre Bestrebungen in einzelnen Bereichen, mittels Salamtaktik EU-Recht zu übernehmen und unsere Eigenständigkeit aufzugeben.» Es müsse aber weiterhin unser Kernthema sein, dass wir autonom und neutral bleiben, so Gräter. Anders gesagt: Eine institutionelle Annäherung an die EU ist nicht kompatibel – weder mit unserer Neutralität noch mit unseren Volksrechten.

Die Pandemie ist vorbei

Das Virus wird immer harmloser, die Menschen sind immer besser geschützt. Wann merken es die Alarmisten in Medien, Wissenschaft und Politik?

Alex Baur

Die Corona-Krise war voller Überraschungen. Immer wieder glaubte man, den Tiefpunkt überschritten zu haben, um dann ernüchtert festzustellen: Schlimmer geht immer. Trotzdem wage ich an dieser Stelle die Ansage: vorbei, *finito*, Flasche leer, *game over*. Es ist keine neue Studie aus Transnistrien, die mich zu dieser gewagten Prognose verleitet, und erst recht kein Versprechen irgendeiner Regierung. Sondern die Tatsache, dass die Verfechter der harten Linie rundum kapitulieren. Es liegt nicht an den klügeren Argumenten ihrer Gegner. Sie kapitulieren vor der Übermacht des Faktischen.

Die Omikron-Variante breitet sich derart schnell aus, ohne jede Rücksichtnahme auf Impfungen, Booster, Masken, Tracing und Lock-downs, dass keiner mehr bestreiten kann: Früher oder später wird das Virus jeden erfassen. Durchseuchung ist keine Strategie, sondern eine Tatsache. Doch für die allermeisten wird es nicht mehr sein als eine der zahllosen Erkältungen, die sie in ihrem Leben schon durchgemacht haben. Die Variante Omikron ist weniger aggressiv als ihre Vorgängerinnen. Und die Vulnerablen, also primär die über Sechzigjährigen, können sich mit der mRNA-Impfung recht gut vor einem schweren Verlauf schützen. Die vermeintliche Superkillerin Omikron erweist sich als Friedenstaube.

«Super-Infektionswoche»

Trotz explodierender Fallzahlen und der üblichen Durchhalteparolen gewisser Medien (Stichwort: «Omikron-Wand», «Monsterwelle» etc.) liess sich der Bundesrat letzte Woche nicht unter Druck setzen und lockerte vielmehr das Isolations- und Quarantäneregime massiv. Alles andere wäre verantwortungslos gewesen. Doch es ist neu, dass die Regierung wirtschaftliche Überlegungen bei den Schutzmassnahmen überhaupt offiziell gelten lässt.

Auch die Tonlage der Task-Force, die der Politik mit ihren wöchentlichen Worst-Case-Szenarien den Marsch bläst, war bemerkenswert moderat. Zwar kündete Tanja Stadler letzte Woche eine «Super-Infektionswoche» an. Doch ihre



Schöne Kapitulation.

Prognosen (1500 bis 10 000 Hospitalisierungen, 80 bis 300 IPS-Patienten) waren derart diffus, dass jeder herauslesen konnte, was er wollte. Und wenn sich in der Superwoche wie prognostiziert bis zu einem Drittel der Bevölkerung ansteckt, heisst das auch, dass für dieses Drittel Corona vorerst Geschichte ist.

Weltweit stehen die Zeichen auf Entspannung. Die Verfassungsrechtler erwachen aus dem Tiefschlaf. In den USA cancelte der

Als letztes Aufgebot für den Endsieg gegen das Virus werden die Kinder an die Impffront geschickt.

Oberste Gerichtshof eine von Präsident Biden erlassene Impfpflicht. In Frankreich stoppte ein Gericht unsinnigen Maskenzwang im Freien. Die britische Regierung denkt laut über ein schnelles Ende des Zertifikatsregimes nach. Marco Cavaleri, Chef der Europäischen Arzneimittelbehörde (EMA), warnte in offizieller Mission und im Einklang mit der WHO, dass

zu schnelles und zu häufiges Boostern zu einer Schwächung der Immunabwehr führen könnte.

In den Niederlanden, wo über die Festtage ein knallharter Lockdown verhängt wurde, muss die Regierung trotz explodierender Fallzahlen wieder öffnen. In Spanien erklärt Ministerpräsident Pedro Sánchez Covid-19 zur «endemischen Krankheit». Das ist eine spektakuläre Kehrtwende im Land, das die härtesten Ausgangssperren Europas verfügt. Sánchez beschwört nun das «Gleichgewicht zwischen öffentlicher Gesundheit, psychischer Gesundheit und Wirtschaft». Die Spanier sind angehalten, nach einer allfälligen Erkrankung selbst die Verantwortung für sich und ihre Nächsten zu übernehmen – ohne PCR-Tests und amtliche Quarantäneverfügungen.

Opposition als Zuschauer

Wie bei jeder Katharsis gibt es auch die Gegenbewegung. Doch das Aufbäumen gegen das Unvermeidliche wirkt zusehends grotesk. Während in Deutschland Polizisten mit dem Messstock das Social Distancing bei den «Bürger Spazier-

gängen» kontrollieren, will Innenministerin Nancy Faeser die Wandervögel mit einem Verbot des Messenger-Diensts Telegram stoppen. Im Bundestag wird die ungeimpfte Opposition in die Zuschauerränge verbannt. Entgegen allen Versprechungen arbeitet die regierende Koalition an einer allgemeinen Impfpflicht. Als letztes Aufgebot für den Endsieg gegen das Virus werden die Kinder an die Impffront geschickt. Mehr als ein grimmiges Aufbäumen ist das nicht.

Irreführung der Öffentlichkeit

Die Rhetorik und der Aktivismus verfangen nicht mehr. Unüberhörbar macht sich an der Corona-Front Defätismus breit. Die einschlägig bekannten Paniktreiber in den Redaktionsstuben schlagen zumindest in der Schweiz nachdenklich-diffuse Töne an. Der Medieneintopf hat wieder etwas an Vielfalt gewonnen. So erfahren wir etwa, dass weltweit Hospitalisierte und Verstorbene mit einem positiven Test automatisch als Corona-Opfer registriert werden, auch wenn das Virus gar nicht ursächlich war. Diese systematische Irreführung der Öffentlichkeit ist zwar seit zwei Jahren bekannt. Dass sie vom medialen Mainstream auch thematisiert und skandalisiert wird, ist neu.

Die «Walder-Leaks» brachten den Ringier-Konzern, der seine Redaktionen auf einen regierungstreuen Kurs eingeschworen hatte, in einen Erklärungsnotstand. Auch hier: Die Ringier-Doktrin war ein offenes Geheimnis. *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer hatte sich bereits vor einem Jahr öffentlich dazu bekannt. Doch während ihn damals alle überhörten, beeilten sich die Chefredaktoren nun landauf, landab, ihre Unabhängigkeit zu beschwören. Die Ringier-Granden streuen sich Asche aufs Haupt und deuten das Ganze als Missverständnis. Kein Zweifel. Die Stimmung ist gekippt.

Der Krieg um Corona war von Anfang an ein Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Strategien: Containment (Eindämmung) versus Mitigation (Schadensminderung). Die meisten Länder legten sich im März 2020 auf das Primat der

Eindämmung fest. Nach chinesischem Vorbild versuchte man die Verbreitung des Virus mit scharfen Massnahmen wie Ausgangssperren, Lockdowns, Reiseverboten oder Gesichtsmasken zu stoppen, koste es, was es wolle.

Schweden setzte als einziges Industrieland primär auf Schadensbegrenzung und auf Freiwilligkeit. Unter der Prämisse, dass es langfristig schlicht nicht möglich ist, das Virus zu stoppen, sollte man die begrenzten Ressourcen auf den Schutz der vulnerablen Gruppen fokussieren. Und das waren primär die Senioren, wie man schnell wusste. Die Schweiz mogelte sich irgendwo in der Mitte durch. Offiziell war «Zero Covid» nie ein Ziel, faktisch übernahm man die Repressionspolitik der umliegenden Länder stillschweigend, mit leicht abgeschwächtem «Swiss Finish».

Für eine abschliessende Bilanz ist es sicher noch zu früh. Gemessen an den skandinavischen Nachbarn, war in Schweden die Zahl der mit oder an Sars-CoV-2 Gestorbenen insgesamt markant höher. Mit 1,52 Covid-Toten pro 1000 Einwohner über den ganzen Zeitraum lag das Land indes erheblich unter dem europäischen

Man kann die Corona-Politik als vielleicht kühnstes Experiment der Menschheitsgeschichte deuten.

Schnitt (2,08 Covid-Tote auf 1000 Einwohner), nur Unwesentlich über dem Niveau der Schweiz (1,43). Dabei fällt allerdings auf, dass Schweden seit letztem Sommer kaum noch schwere Verläufe zu beklagen hatte und sogar eine Untersterblichkeit verzeichnete. Denkbar ist, dass eine höhere Durchseuchung zu einer höheren Grundimmunität in der Bevölkerung führte.

Wirtschaftliche Folgen sind tabu

Die Zahlen widerspiegeln die Realität indes nur lückenhaft. Entscheidend sind die verlorenen Lebensjahre. Denn auch Massnahmen können töten. Wenn Menschen zu Hause rumhängen, vereinsamen und keinen Sport mehr treiben, ist das schlecht für die Gesundheit. Vor allem in den Entwicklungsländern zeichnen sich gigantische Kollateralschäden ab. Gemäss Weltbank stürzten die Massnahmen weltweit zusätzlich 100 Millionen Menschen in extreme Armut. Jedes Prozent, das an Wirtschaftsleistung verloren geht, bedeutet in den ärmeren Ländern: weniger Nahrung, weniger Gesundheit, weniger Bildung, mehr Gewalt, mehr Instabilität – der Teufelskreis des Elends. Die Lockdowns haben zudem gigantische Löcher in die Bildungs- und Präventionsprogramme gerissen.

Die Industrieländer haben mehr Reserven. Die wirtschaftlichen Folgen der Massnahmen wurden zum Tabu, über das ein anständiger Mensch in Anbetracht des tödlichen Virus nicht

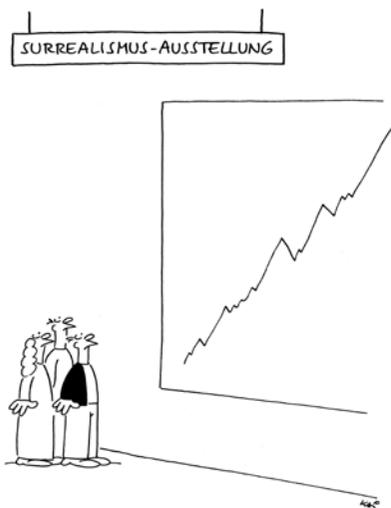
einmal nachdenken durfte. Dies führte weltweit zu einer Art «Italienisierung» der Politik. Im permanenten Krisenmodus und ohne erkennbare Langzeitstrategie liessen sich die Regierungen von Sachzwängen treiben, die sie selber geschaffen hatten. Eine noch nie dagewesene Schulden-Bonanza und eine Ausweitung der Geldmenge bewahrten die Volkswirtschaften vor dem Crash. Wer langfristig die Zeche bezahlen soll, wurde ausgeklammert. Im Namen der sozialen Verantwortung wurde die Verantwortungslosigkeit zur Norm. Klar ist, dass auch diese Blase früher oder später platzen wird. Und dass die Nullzinspolitik bei einer anhaltenden Inflation schnell am Ende ist. Und dann gnade uns Gott!

Lauter und aggressiver

Man kann die weltweite Corona-Politik als vielleicht kühnstes Experiment der Menschheitsgeschichte deuten. Die forcierte Massenverbreitung einer neuartigen Impftechnologie, die im Notverfahren unter Umgehung vieler Normen in Rekordzeit eingeführt wurde, war der Höhepunkt. Wissenschaftlichen Kriterien würde das «Mega-Experiment Pandemiebekämpfung» aber nie und nimmer genügen. Denn der Erfolg derartiger Experimente ist nur messbar, wenn man vergleichbare Kontrollgruppen einrichtet, bei denen unter gleichen Voraussetzungen eine bestimmte Massnahme nicht angewendet worden ist. Davon konnte keine Rede sein, im Gegenteil. Auf Teufel komm raus versuchte man die Massnahmen landes- und sogar weltweit zu vereinheitlichen, womit jede Erfolgskontrolle verunmöglicht wurde. Und was man nicht weiss, muss man einfach glauben.

Das Verheerendste an der Corona-Krise war die totale Vereinnahmung der wissenschaftlichen Deutungshoheit durch die Anhänger der Containment-Strategie. Dies geschah nicht durch die Kraft des besseren Arguments oder der Evidenz, sondern durch eine amalgamartige Verbindung mit Medien und Politik. Sie waren einfach lauter und aggressiver, hatten das Momentum der moralischen Überlegenheit – über Geld, Verhältnismässigkeit und Grundrechte redet man nicht, wenn Leben auf dem Spiel steht – und die geschürte Panik auf ihrer Seite.

Ob die Containment-Strategie wirklich von der Mehrheit der Mediziner getragen wurde, ist zu bezweifeln. Immerhin unterzeichneten 15 638 Medizin-Wissenschaftler, unter ihnen zahlreiche Koryphäen, und 46 205 medizinische Fachkräfte die Great Barrington Declaration, die das Prinzip der Mitigation (Schadensbegrenzung bei einer unausweichlichen Durchseuchung) postuliert. Medial wurden die Anhänger der Deklaration, soweit man sie nicht einfach ignorierte, immer wieder arg desavouiert. Bis Omikron die Tatsachen über das Wunschdenken setzte.



Bundesrat handelt unverhältnismässig

Namhafte Schweizer Juristen kritisieren die Corona-Massnahmen als verfassungswidrig. Die besondere Lage hätte schon vor knapp einem Jahr für beendet erklärt werden müssen.

Beat Gygi

Aus zahlreichen Richtungen kommen nun Signale, dass die Corona-Pandemie und die Pandemie-Politik in eine neue Phase treten. Die Kritik an den offiziellen Pandemie-Massnahmen sowie an den Daten, die von den Behörden als Entscheidungsgrundlage angegeben werden, hat jüngst stark zugenommen. Markant war kürzlich die Wortmeldung des Juristen-Komitees vom 24. Dezember 2021: Gut 130 Rechtsanwälte, Notare, Wissenschaftler, Staatsanwälte und Richter unterschrieben einen Brief an die Nationalratspräsidentin und den Ständeratspräsidenten, in welchem die 2-G-Zertifikatspflicht als verfassungswidrig kritisiert wird.

Ausweitung und Verschärfung der Zertifikatspflicht stellten laut dem Brief einen schweren und dauerhaften Eingriff in die Grundrechte sehr vieler Bürger dar. Für so weitreichende Eingriffe müssten laut den Juristen spezielle Voraussetzungen erfüllt sein.

Auf welchen Grundlagen urteilen die Unterzeichner? Wir fragen als Vertreter des Juristen-Komitees Philipp Kruse und Markus Zollinger, tätig in der Anwaltskanzlei Kruse Law. Philipp Kruse legt dar: «Bald zwei Jahre nach Beginn der von der WHO im März 2020 ausgerufenen Pandemie erstaunt es, dass grundlegende Elemente des rechtserheblichen Sachverhalts nicht längstens offiziell in aller Form geklärt sind.» Sie kritisieren die mangelhafte Datenlage, fehlende Transparenz.

Im Klammergriff

So lege das Bundesamt für Gesundheit (BAG) nach wie vor nicht offen, wie viele (ansonsten gesunde) Menschen in der Schweiz seit März 2020 nachweislich aufgrund von Sars-CoV-2 schwer erkrankt oder gestorben seien. Unklar sei auch, welcher Anteil der positiv getesteten Fälle tatsächlich Symptome einer ernstesten Erkrankung mit Sars-CoV-2 aufwies, welche empirisch belastbaren Daten die besondere Gefährlichkeit der Mutationen von Sars-CoV-2 belegten, und schliesslich, wie der Bundesrat den Nettonutzen seiner Massnahmen ermittle, dies unter Berücksichtigung

aller unbeabsichtigten Nebenwirkungen und Kollateralschäden.

Diese Kritik ist seit langem von vielen Seiten zu vernehmen. Die Frage deshalb an die Juristen: Kann man die Bekanntgabe dieser Informationen nicht juristisch erzwingen?

«Nach unseren Erfahrungen haben sich zahlreiche Kantone samt BAG selbst in Gerichtsverfahren einer Beantwortung entsprechender Beweisangebote konsequent entzogen», sagt Kruse. In zehn Gerichtsverfahren habe er zur Antwort

Die Ausweitung der Zertifikatspflicht stellten einen schweren Eingriff in die Grundrechte vieler Bürger dar.

erhalten, die gestellten Fragen seien irrelevant und würden deshalb nicht beantwortet. Ohne eine wirksame Überprüfung des massgeblichen Sachverhalts verbleibe man im Klammergriff eines Massnahmensystems, welches sich jeder rechtsstaatlichen Kontrolle dauerhaft entziehe und dauerhafte Kollateralschäden grösseren Ausmasses produziere.

Kann man rechtlich überhaupt etwas erreichen? «Juristen sind keine Wissenschaftler, aber wir können dazu beitragen, auf der Basis von Verfassungs- und Gesetzesrecht den Blick

aufs Wesentliche zu lenken», erklärt Kruse. Dazu zähle, dass man die Handlungen der Behörden zunächst an ihren Kompetenzen messe. Die Verfassung (Art. 118 Abs. 2 lit. b BV) beschränke die Kompetenz des Bundes bei der Bekämpfung von Epidemien auf besonders gravierende Krankheiten, die schwerwiegende Folgen für die öffentliche Gesundheit haben können. Diese Norm beinhalte keinen Auftrag, sämtliche Viren des Corona-Stammes bis zur letzten Mutation auszurotten. Mit Blick auf die normalen Hospitalisierungszahlen 2021 und die teilweise auffallend niedrigen Sterbezahlen seit Januar 2021 habe die Kompetenz des Bundes für Massnahmen im Bereich des Epidemiengesetzes spätestens seit der zweiten Jahreshälfte 2021 geendet.

Einschränkungen ohne Rechtfertigung

Der sogenannte rechtserhebliche Sachverhalt sei von zentraler Bedeutung. Zollinger: «Man muss immer einen Abgleich machen zwischen der Lage, die tatsächlich vorliegt, und den Handlungen, die das Gesetz zulässt oder verlangt.» Dies bedeute, dass für jede Massnahme laufend zu überprüfen sei, wie die effektive Bedrohung für die öffentliche Gesundheit tatsächlich aussieht und ob sich die Massnahmen noch im Rahmen von Gesetz, öffentlichem Interesse und Verhältnismässigkeitsprinzip bewegen. Dieser Abgleich, dieses dauernde Wechselspiel, habe bei nüchterner Betrachtung nicht hinreichend stattgefunden.

Klar sei es am Anfang ungewiss gewesen, wie bedrohlich Corona sei. Aber jetzt, zwei Jahre später, «liegen ausreichend empirische Daten vor, um die tatsächliche Wirkung von Sars-CoV-2 auf die öffentliche Gesundheit solide beurteilen zu können. Gemessen an den Hospitalisierungs- und Todesfallzahlen seit Ende Januar 2021, besteht für Einschränkungen von so einmaliger Dimension längst keine Rechtfertigung mehr. Reine Worst-Case-Hypothesen taugen beim heutigen Wissensstand nicht mehr als Basis für einschränkende Massnahmen.» Das sei das Anliegen der Juristen, die den Brief unterschrieben hätten.



„Aber nein - ich habe nicht das Feuer erfunden! Das ist ein DVD-Brenner...“

PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Stöckli, Eckerle, Miller, Cassis, LeVine, Willem-Alexander, Berlusconi, Weber



AufMission: SP-Ständerat Stöckli.

Karin Keller-Sutter, Gourmet, erklärte bei der FDP-Nominationsversammlung für den Nidwaldner Regierungsrat, dass sie nicht für alles eine Anleitung habe. Die Justizministerin war beim Anlass, der im Theatersaal des Kollegiums St. Fidelis in Stans stattfand, als prominenter Gast geladen. Einer der Kandidaten erkundigte sich bei der FDP-Bundesrätin nach ihrem Geheimrezept bei Wahlen. Worauf sie schlagfertig konterte: «Ein Geheimrezept gibt es nur für den Appenzeller Käse.» Wenn man von dem überzeugt sei, was man mache, und Freude daran habe, könne man auch schwierigere Phasen überstehen. Immerhin können sich die Freisinnigen so weiter Hoffnungen machen. Blöd wäre gewesen, sie hätte gesagt: «Spielt keine Rolle, ist eh alles Käse!» (*hmo*)

Hans Stöckli, Heilsbringer, kämpft mit Vehemenz für die Initiative «Kinder ohne Tabak». Rückendeckung bekommt der Berner Ständerat offenbar von Leuten auf der Strasse. Ein 57-jähriger Arbeiter habe ihm beim Flyerverteilen erzählt, es sei schade, dieses Volksbegehren komme vierzig Jahre zu spät. Hätte die Schweiz das faktische Werbeverbot für Zigaretten früher eingeführt, wäre er nicht zum Raucher geworden. Der Sozialdemokrat hat die Wirkung des Anliegens offenbar gut verkauft. Zumindest gegenüber diesem Mann ist sie noch nicht verpufft. (*odm*)

Isabella Eckerle, Schreckensverkünderin, hat einen Wunsch: Die Wissenschaftlerin an der Uni Genf möchte in Ruhe arbeiten. «Make Epidemiology Boring Again» («Macht die Epidemiologie wieder langweilig») steht auf ihrer Kaffeetasse, wie sie auf Twitter dokumentiert. Für jemanden, der sich eigentlich nach



Hyperaktiv: Virologin Eckerle.

Ruhe sehnt, war Eckerle in den letzten Monaten aber ziemlich aktiv. Keine Horrorprognose schien ihr zu gewagt, um damit in die Medien zu kommen. Omikron sei eine «Wand», keine Welle, sagte sie Ende Dezember dem *Blick*, als andere Experten längst Entwarnung gaben. Und auch auf Twitter setzte Eckerle mehr als 7000 Kurznachrichten ab – die meisten davon seit Ausbruch der Covid-Pandemie. (*fsc*)

Scott Miller, Aufklärer, hat kürzlich Bundespräsident **Ignazio Cassis** sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Joe Bidens Mann in der Schweiz hat sich – wie auch die einst von Barack Obama entsandte **Suzi LeVine** – als Aktivist für die Rechte von Minderheiten und insbesondere Homosexuellen profiliert. LeVine machte das Thema zu einem Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in der Schweiz. Man stellt sich die Frage: Gilt die Schweiz den US-Demokraten als derart homophob und hinterwäldlerisch, dass sie ein ums andere Mal ihren Botschafter auf dieses Thema ansetzen? (*fsc*)

Willem-Alexander, Verkehrspolizist, mottet ein Prachtgefährt ein. Der niederländische König will nicht mehr mit der «Gouden Koets», der Goldenen Kutsche, zur Parlamentsöffnung fahren, weil sie mit einer als rassistisch empfundenen Abbildung geschmückt ist. Als Niederländer bietet sich ihm ein Velo als Alternative an. (*ky*)

Silvio Berlusconi, Dauerbrenner, hat einen neuen Freund. **Manfred Weber**, Fraktionsvorsitzender der Bürgerlichen im Europaparlament, hat Italiens Ex-Premier seinen Segen für ein neues Amt gegeben: Der 85-Jährige sei prädestiniert dazu, Staatspräsident zu werden. Er sei «ein Geist seiner Zeit». (*ky*)

Warum ich mich nicht heiraten würde

Als Cris Galéra, 33, die Frau mit den interessanten Augenbrauen und dem verführerisch aufgeworfenen Mund, sich vor drei Monaten selbst das Jawort gab, hat mir das durchaus eingeleuchtet.

Da ich gern Selbstgespräche führe, weiss ich, wie wichtig es ist, mit einem gleichermassen hochintelligenten Partner zu streiten, wer kann mir in dieser Hinsicht schon das Wasser reichen? Etwa ein Mann? Pfff.

Ausserdem stamme ich aus der Woodstock-Generation, die mit Begeisterung mitgrölte bei «If you can't be with the one you love, love the one you're with». Sich selbst hat man ja meistens dabei.

Aus ist es!

Als Influencerin hat Cris mit ihrem Jawort also viel für die «Sologamie-Welle» getan und Frauen dazu inspiriert, «ihr Selbstwertgefühl» zu stärken. Lobenswert! So bald werde sie sich nicht scheiden lassen, hat sie damals gesagt.

Und nun? Aus ist es! Sie lässt sich scheiden! Warum? Die Brasilianerin hat «jemanden ganz Besonderen getroffen». Meine Güte! Das passiert anderen doch dauernd! Warum denn das?

Nun, ehrlich gesagt: Mir muss niemand Besonderes kommen, damit ich mich nicht heirate, bei allem gegenseitigen Verständnis. Denn das ist ja die Crux: Ich kenne mich zu gut. Mit all meinen Lastern und



Schluss mit Sologamie: Galéra.

Unzulänglichkeiten. Dass ich mit Jogginghosen am Schreibtisch sitze. Nicht ans Telefon gehe. Auch schon mal dumme Gedanken habe ...

Und ein Leben lang an so jemanden gekettet sein? Nicht mit mir.

Cora Stephan

Untergang der letzten Paradiese

Vor 2000 Jahren hat einer aufgeschrieben, wie die Endzeit sein wird.



All diese Landschaften, die man am besten mit geschlossenen Augen sieht.

Je tiefer der Mensch seine Signatur in die Erden der Welt brennt, desto schneller scheinen die Paradiese zu verglühen. Wie Gletscher sind sie, gefangen in schmelzender Agonie, und mit jedem Versickern mehr werden sie immer unerreichbarer. Noch ein paar Jahrzehnte vielleicht, und Paradiese existieren nur noch in der Erinnerung.

Ich glaube nicht an den grossen Weltuntergang, noch nicht jedenfalls, aber ich glaube, dass wir in Zeiten vieler kleiner Weltuntergänge leben, einer reiht sich an den andern. Jeder für sich ist eine kleine Tragödie, aber doch nicht das finale Drama. Die Welt stirbt ein bisschen hier und ein bisschen dort, wie sie das schon immer tat. Aber dort, wo ihre Blüten verwelken in unserer Zeit, wird, wie einst, kein neues Leben mehr spriessen, kein Paradies mehr aus der Erde drängen dem Himmel entgegen.

Vor 2000 Jahren hat einer aufgeschrieben, wie das sein wird, wenn Endzeit ist auf der Welt. Er hiess Johannes, war Apostel und der Lieblingsjünger Jesu. Er schrieb in der Ich-Form, was ihm von Jesu diktiert worden sei, und berichtete von sieben Plagen, die eine Welt am Abgrund den letzten Halt verlieren lassen werde. Die Welt hat sich Zeit gelassen, 2000 Jahre, hat das Licht immer wieder in Finsternis verschwinden, dann aber aus dem Finstern wieder auferstehen lassen.

Wir Menschen dachten, die Welt überlebe alles, vor allem unser Treiben auf ihr, doch scheint es, nicht mehr nur am Horizont, als ob

Johannes' Prophezeiung der Plagen vom Reich der Möglichkeit in die Landschaften des Wahrscheinlichen gezogen wäre.

Die sieben Plagen sind, vereinfacht notiert: Menschen leiden an schlimmen Geschwüren. Meerwasser wird zu Blut, in dem alle Meeres-

Wir, das sind die Letzten, die mit dem letzten bisschen Sorglosigkeit die Welt betreten durften.

lebewesen ertrinken. Auch Flüsse und Quellen werden zu Blut. Die Sonne versengt den Menschen. Die Reiche der Tiere werden verfinstert. Der damals mächtigste Strom der Welt, der Euphrat in Vorderasien und eine Metapher für den ewigen Fluss des Seins, wird austrocknen. Das grösste aller Erdbeben wird alle Inseln und Berge vernichten.

Gibt es eine aktuellere Analyse des Zustands unserer Zeit als diese auf Papyrus festgehaltenen Endzeitszenarien? Alles ist erwähnt: Krebs, tödliche Virenerkrankungen, Verschmutzung der Meere, Klimawandel, das Aussterben der Arten, das zusehends aus dem Schlummern erwachende Magma im Bauch der Erde; all diese Symptome einer beginnenden Endzeitkrise?

Wir, die wir im Prozess der Vergänglichkeit schon etwas vorangeschritten sind, die aufgewachsen sind mit einer kollektiven Paradies-

vorstellung, in der die inneren Landschaften in der Schönheit einer äussern aufgehen; wir, die den weissen Sand der Südsee kennen, vielleicht sogar schon unter den eigenen Füssen hatten; wir, die in den Gondeln auf den Kanälen Venedigs uns in den Armen hielten und das Gefühl hatten, es sei für immer; wir, die auf dem standen, was einst ewiges Eis hiess; wir, die dachten, dass Paradiese sich auch dadurch auszeichnen, dass sie unsterblich sind. Wir, das sind die Letzten, die mit dem letzten bisschen Sorglosigkeit die Welt betreten durften.

Natürlich, so schnell geht eine Welt nicht unter, und es gibt wahrscheinlich auch ein Leben ohne Paradiese, so wie es wohl eines gibt ohne Schnee, ohne all die kleinen Inseln, die nur eine Handbreit aus den Ozeanen dieser Welt ragen, ohne all diese Landschaften, die man am besten mit geschlossenen Augen sieht.

Aber wahrscheinlich geht der Mensch ein wenig unter in einer Welt, in der die Paradiese untergegangen sind und mit ihnen ihre Möglichkeit als ein allerletzter Hafen der Zuflucht vor all den Stürmen der Welt. Noch nie, ausser vielleicht ganz zu Anfang seiner Zeit, lebte der Mensch ohne die bildhafte Erzählung eines Garten Eden, nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden. Stets hatte er den Trost, dass da draussen ein Flecken Welt ist, der mehr Freude als Leid verspricht. Je mehr die Signatur der Paradiese von den Erden der Welt verschwindet, desto schneller wohl wird der Mensch verkümmern.



DIE WELTWOCHEN

**Neue App, neue Website.
Jetzt testen. Kostenlos.**

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

MÖRGELI

«Gegen das rechte Lager»

Der 13. Februar rückt näher. Und damit die Abstimmung über das Mediensubventionsgesetz. Die Aussicht auf 178 Millionen bringt die Nerven bei Verlegern und Journalisten zum Flattern. Chefredaktor Gieri Cavelti vom *Sonntagsblick* vergiesst Krokodilstränen über den Untergang «kleinerer Verlagshäuser». Diese lägen «ausserhalb der Zeitungsstadt Zürich». So der Vertreter des raffgerigen Ringier-Verlags, der genauso in Zürich liegt wie die profitierenden Grossverlage Tamedia und NZZ.

Laut Gieri Cavelti geht es bei der Mediensubvention um den Gegensatz zwischen «Ödnis und geistiger Offenheit». Geistig offen seien die Medien von Ringier, denen von oben ein regierungsfreundlicher Kurs befohlen wird. Zur Ödnis zählen für Cavelti all jene geistigen Oasen, welche die Regierenden und deren Massnahmen kritisch hinterfragen. Gegen die staatliche Mediensubvention seien «reiche Financiers» wie «SVP-Doyen Christoph Blocher». Und das «rechte Lager», das sich «vom Bankrott unliebsamer Konkurrenten einen politischen Vorteil» verspreche.

Immerhin gesteht Cavelti ein, dass sich sein Verlagshaus gegen «das rechte Lager» – nämlich für das linke Lager – positioniert. Also das staatsnahe Lager, das sich am Steuergeld nährt und mäset. Ein voller Bauch lässt leider das Denken einschummern und verschliesst den Mund. Solche Medien hat der Staat am liebsten.

Der freisinnige Publizist Ulrich E. Gut beurteilt die Abhängigkeit der Medien von Werbewirtschaft und Financiers als problematischer als jene von Staatsgeldern. Ein Irrtum. Die Wirtschaft bedarf der medialen Aufsicht viel weniger als die Politik. Denn die Fehler von Unternehmen, Firmen und Financiers rächt der Markt augenblicklich. Beim Staat passiert gar nichts. Der Präsident einer Schweizer Grossbank musste zurücktreten, weil er gegen Covid-Regeln verstossen hat. Unser Gesundheitsminister bleibt im Amt, obwohl er eine private Erpressungsaffäre mit seinem Staatsapparat niederschlug. Unsere Medien brauchen die Freiheit, alles zu sagen. Sonst bekommen die Politiker die Freiheit, alles zu tun.

Christoph Mörgeli

Brüsseler Milliarden-Flops

Der Europäische Rechnungshof rügt Geldverschwendung in der Klimapolitik. Ironie: Die Buchprüfer gelten selber als Abzocker.

Pierre Heumann

Zu den Top-Zielen der EU-Klimapolitik gehört eine Steigerung der Energieeffizienz, was sich die Union mehrere Milliarden Euro kosten lässt. Doch jetzt zeigt eine Untersuchung des Europäischen Rechnungshofes, dass die EU-Gelder wirkungslos verpuffen, mit denen Unternehmer einen Anreiz für Investitionen zur Senkung des Energiebedarfs erhalten sollten. Die Bürokraten hätten die Bedürfnisse der Unternehmen nicht analysiert, kritisiert Samo Jereb, der der externen Prüfbehörde seit 2016 angehört und für den Bericht verantwortlich zeichnet. Ernüchterndes Fazit: Mehr als die Hälfte der Investitionen wären auch ohne EU-Fördermittel getätigt worden, waren also überflüssig. Aus dem Milliarden-Flop zieht die EU keine Konsequenzen. Ihr Ziel bleibt es, mit Subventionen eine Verbesserung der Energieeffizienz von Unternehmen anzustreben. Brüssel setzt weiterhin auf Gelder aus dem EU-Topf, obwohl, wie Jereb schreibt, «die tatsächliche Wirkung der EU-Finanzierung auf die Energieeffizienz der Unternehmen noch unklar» ist.

Erbärmliches Resultat

Dass EU-Gelder für Energiesparmassnahmen vergeudet werden, kann allerdings für den Rechnungshof keine Überraschung sein. Er kennt das längst aus dem Bereich «Verbesserung der Energieeffizienz von Gebäuden». Vierzehn Milliarden Euro liess sich die Union dieses Ziel im Zeitraum von 2014 bis 2020 kosten, zu denen weitere fünf Milliarden der Mitgliedsländer hinzukamen. Ebenfalls mit erbärmlichem Resultat, wie vor zwei Jahren der Bericht «Energieeffizienz in Gebäuden» des Rechnungshofes zeigte. Die von der EU finanzierten Projekte seien «noch immer nicht darauf ausgerichtet, die grössten potenziellen Energieeinsparungen pro investiertem Euro zu erzielen», rügten die Rechnungsprüfer. Die Bürokraten der untersuchten Mitgliedsstaaten verteilten die Mittel nach dem Prinzip «Wer zuerst kommt, mahlt zuerst», will heissen: Sie bemühten sich schon gar nicht, die relativen Kosten und Vorteile gegeneinander abzuwägen.

Was für Subventionen für eine höhere Energieeffizienz gilt, trifft selbstredend ebenso auf Verkehrsprojekte zu, auf die Landwirtschaftspolitik, den Gesundheitssektor oder die Bildung. Bei der Vergabe von Aufträgen wird geschlampt, und Gelder werden fehlerhaft ausgegeben. Zuletzt geriet sogar der Rechnungshof, der eigentlich die Verwendung der Mittel kritisch kontrollieren sollte, unter Beschuss. «Betrügereien an der Spitze des Europäischen Rechnungshofes», titelte Ende November die *Libération* eine Recherche ihres Brüsseler Korrespondenten Jean Quatremer. Für wenig Leistung würden sie viel Geld beziehen. Kandidaten für den Rechnungshof müssten nicht über besondere Kompetenzen verfügen, um einen der begehrten 27 Posten zu bekommen, die mit monatlich 22 430 Euro honoriert werden, zusätzlich einer Wohnsitzzulage von 15 Prozent. Zudem seien die EU-Funktionäre faul und niemandem Rechenschaft schuldig.

liebe ist...



... dein Glück zu zählen.

Karl Marx und Zuger Kirschtorten

Klassenkampf bedeutet nichts anderes als die Austragung unterschiedlicher Interessen.



Was hat Karl Marx mit der Abschaffung der Stempelsteuer zu tun? Droht uns Klassenkampf? So wie das die Aargauerin Nationalrätin Marianne Binder-Keller in der «Arena» vom letzten Freitag behauptet hat?

Marx und vorab Friedrich Engels haben, was die Dynamik des Kapitals betrifft, vieles richtig analysiert. Es lohnt sich, ab und zu das «Kommunistische Manifest» nachzulesen. Selbst viele Rechte wie Tito Tettamanti loben die Trennschärfe der Analysen.

Marx hinterliess ein unendliches Puff an theoretischen Skizzen. Engels, der ihn zeitlebens finanzierte, versuchte nach dem Tod von Marx, dessen Gedankenwelten halbwegs strukturiert zusammenzufassen.

Beide hinterliessen Steinbrüche voller spannender Analysen, aber keine nur halbwegs brauchbaren Anleitungen, wie denn der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus und dessen Ablösung durch den Kommunismus samt Absterben des Staates aussehen sollte.

Die Politik der KP Chinas, die sich trotz allem auf Marx, Engels und Mao beruft, hat mit dem Absterben des Staates so viel zu tun wie Coca-Cola mit gesunder Ernährung. Der starke Staat fasziniert viele Rechte. Auch in der Schweiz. Sie glauben – so etwa Magdalena Martullo-Blocher – China habe die beste Regierung der Welt. Motto: mehr Staat, mehr Partei, weniger Freiheit.

Leider haben die chinesischen Kommunisten bisher nicht einmal einen anständigen Impfstoff entwickelt. Dies im Gegensatz zum kleinen Kuba, das in Sachen Medizin und Biotechnologie weit flexibler und erfolgreicher ist.

Basis der theoretischen Arbeiten von Karl Marx war immer auch die Analyse der konkreten Situation. Auf allen Gebieten. Er war ein Zeitungsfresser und ein Bücherwurm in einem. Und zweifelte, ja verzweifelte an der Widerspenstigkeit der vorhandenen Daten.

Das Narrativ der Bürgerlichen – und auch unserer Aargauerin – ist klar: Dem Kapital geht es schlecht. Deshalb muss die Stempelsteuer abgeschafft werden. Sonst meiden vorab Start-ups die Schweiz. Es gehe um die Stärkung der Wirtschaft.

Für Marx waren Arbeitgeber die wahren Arbeitnehmer, weil sie sich einen Teil der Arbeit,

Widersprüche prägen Gesellschaften. So etwa der Widerspruch zwischen denen da oben und denen da unten.

des von den Lohnabhängigen geschaffenen Mehrwerts aneigneten. Der Wirtschaft – genauer den Superreichen und den Stinkreichen – geht es heute trotz Stempelsteuer sehr gut. Sie konnten in der Krise ihre Einkommen und Vermögen massiv steigern. Betroffen von der Covid-Krise waren die Haushalte mit kleinen Einkommen und ein paar Hudel-Branchen wie Kultur, Event, Gastro- und Hotelbetriebe. Sie sind auf einen starken Staat angewiesen, und der will auch irgendwie finanziert werden.

Widersprüche prägen Gesellschaften. So etwa der Widerspruch zwischen denen da oben und denen da unten. Oder der Widerspruch zwischen Stadt und Land, zwischen

wirtschaftlichen Hotspots und ländlicher Trostlosigkeit.

Die Wirtschaft des Kantons Zug wird – falls denn die Stempelsteuer abgeschafft wird – pro Einwohner um Fr. 432.70 entlastet. Die Wirtschaft des Kantons Aargau um lächerliche Fr. 6.24. Wer die Stempelsteuer abschafft, hilft den Superreichen und Stinkreichen aus dem Kanton Zug. Nicht aber den Unternehmern im Kanton Aargau. Es geht um den Stadt-Land-Graben.

Bei Sandro Brotz in der «Arena» war der Aargau mit dem freisinnigen Parteipräsidenten Thierry Burkart und unserer Marxismus-Expertin Marianne Binder-Keller vertreten. Beide wollen mehr Entlastung für jenen Kanton Zug, in dem Menschen mit normalen Einkommen keine Wohnungen mehr mieten können. Weil zu teuer.

Marianne Binder-Keller behauptet, wer gegen diese Politik sei, betreibe in der Logik von Karl Marx Klassenkampf. Ruedi Strahm verlangte, dass sie diese Aussage zurücknehme. Erfolglos. Denn die Aargauerin hat ja recht.

Klassenkampf – obwohl das Wort zugebenermassen etwas martialisch daherkommt – bedeutet nichts anderes als die Austragung unterschiedlicher Interessen. Darum geht es am 13. Februar 2022. Wer diese erste Schlacht verliert, hat für die weiteren wirtschaftlichen und sozialpolitischen Auseinandersetzungen schon mal die Nummer zwei auf dem Rücken.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Wermuth zieht ins Gefecht

Bändigung der Grünen-Konkurrenz, Niederschlagung liberaler Reformen:
Nach einem missglückten Start als Parteichef geht es für Cédric Wermuth um alles.

Marcel Odermatt

Emissionsabgabe, Eigenkapital, Investitionskosten: Die Stimmbürger entscheiden am 13. Februar über eine Vorlage, die technischer nicht sein könnte. Firmen benötigen Geld, um funktionieren zu können. Werden die Mittel von Dritten beschafft, erhebt der Bund eine Abgabe, die sogenannte Stempelsteuer. Parlament und Bundesrat wollen diesen Betrag, der erst auf Beträgen über einer Million Franken anfällt, beseitigen. Von der Abschaffung sollen insbesondere junge, wachstumskräftige Unternehmen profitieren.

Ein von der SP angeführtes Komitee ergriff das Referendum gegen den Entscheid. Jetzt kommt es zum Urnengang. Eigentlich geht es um Peanuts. Das Finanzdepartement schätzt, dass 250 Millionen Franken weniger in die Staatskasse fliessen. Bei geplanten Bundesausgaben von fast 81 Milliarden in diesem Jahr eine Summe, die wenig ins Gewicht fällt. Die Genossen fahren in der aktuellen Debatte trotzdem grobes Geschütz auf. Von «Beschiss» ist die Rede, von «volkswirtschaftlichem Unsinn» oder «Salami-Taktik der Rechten».

Kampf gegen moderne AHV

SP-Co-Präsident Cédric Wermuth selber spricht von einer «richtungsweisenden Abstimmung mit Signalwirkung». Der Aargauer Nationalrat liegt mit seiner Einschätzung goldrichtig. Tatsächlich geht es in gut drei Wochen um viel mehr als um eine kleine Entlastung für einige Unternehmer. Die zentrale Frage steht im Raum, wer im Land in der Wirtschaftspolitik das Sagen hat. Ist es die Linke, die mit einer Blockade den Reformen und Anpassungen die rote Karte zeigen kann? Oder schaffen es die Bürgerlichen, zu demonstrieren, dass sie die Attraktivität des Standortes Schweiz nach ihrem Gutdünken stärken können?

Das Lager, das obsiegt, steigt geboostert in eine Reihe von Abstimmungen, die in den nächsten Monaten Schlag auf Schlag folgen.

Bern

Bereits am 25. September steht die im Vergleich zur Stempelsteuer ungleich wichtigere AHV-Reform an. Die Vorlage sieht vor, dass die Mehrwertsteuer um 0,4 Prozentpunkte angehoben wird, und eine Erhöhung des Frauenrentenalters auf 65 Jahre. Die ersten neun Jahrgänge nach der Anpassung erhalten Kompensationen.



Wer hat das Sagen im Land?
Nationalrat Wermuth.

Pro Jahr wird die erste Säule mit diesem Schritt um bis zu 1,4 Milliarden Franken entlastet. Linke und Gewerkschaften haben das Referendum ergriffen.

Die gleichen Kreise begannen diese Tage auch die Unterschriftensammlung gegen das Aus der Verrechnungssteuer auf inländischen Obligationenzinsen. Die Sozialdemokraten werfen Mitte, FDP und SVP vor, sie seien Banken und Finanzlobby auf den Leim gegangen und würden der Steuerhinterziehung Tür und Tor öffnen. Auch bei diesem Thema dürfte noch dieses Jahr an der Wahlurne ein Beschluss fallen. Und last, but not least kommt wohl die Neuerung der beruflichen Vorsorge vors Volk; zurzeit verhandeln National- und Ständerat darüber. Die Linke droht mit dem Referendum, weil sie die Ansicht vertritt, dass mit dem jetzigen Plan die Senkung des Umwandlungssatzes ungenügend kompensiert werde.

«Cleverer Strategie»

Wer am 13. Februar siegreich aus dem Ring steigt, kann auf zusätzlichen Schub für eine ganze Kaskade von weiteren Plebisziten hoffen. Aus Sicht der SP geht es dabei immer um das Gleiche: um die Verteilergerechtigkeit. Das kommt Wermuth in zweierlei Hinsicht entgegen. Auf der einen Seite ist es das Sujet, das in der DNA der Linkspartei liegt. Bei keiner anderen Frage wird der SP mehr Kompetenz und Glaubwürdigkeit zugeordnet als hier.

Gleichzeitig können sich die Sozialdemokraten bei diesem Thema von ihren grossen Konkurrenten – den Grünen – abgrenzen. «Solange über soziale Fairness diskutiert wird, kommt niemand auf die Idee, die Ökologie in den Vordergrund zu stellen. Das ist eine clevere Strategie der SP», analysiert Hans-Ulrich Bigler, Direktor des Gewerbeverbandes. Die Absicht ist klar: Wermuth und Co. hoffen, die Stärken ihrer Partei auszuspielen und gleichzeitig endlich die Grünen in Schach zu halten.

So erklärt der SP-Präsident jeden der erwähnten Abstimmungskämpfe zur Chef-

sache und markiert persönlich Präsenz wie vor einigen Tagen bei der Lancierung des Referendums gegen die Verrechnungssteuer im Hotel «Kreuz» in Bern. Die Grünen waren dagegen nur mit der zweiten Garnitur zur Stelle. Es war unübersehbar, dass der Chefgenosse jede Möglichkeit zur Profilierung nutzen will.

Miese Bilanz bei kantonalen Wahlen

Wenn das Klimathema dann doch noch auf das Tapet kommt, wählen die Genossen eine Umarmungsstrategie. Nach der Ablehnung des CO₂-Gesetzes kündigten die Grünen an, eine Initiative zu lancieren. Kurz darauf reagierte die SP, man wolle ein ähnliches Projekt auf die Beine stellen. Letzte Woche wurde bekannt,

Die SP steckt bezüglich Wählergunst in einer nicht endenden Baisse. Das Duo konnte den Trend nicht umkehren.

dass die beiden Parteien nun gemeinsam ein Begehren lancieren. Das Signal ist deutlich: Selbst im Kerngebiet der Grünen wollen die Sozialdemokraten ihrem Gegner im eigenen Lager das Feld nicht mehr kampflos überlassen. Es soll verhindert werden, dass die Konkurrenz sich profilieren kann.

Tatsächlich stehen die Genossen durch die Grünen unter gewaltigem Druck. Längst vorbei die Zeiten, als die Öko-Partei als Juniorpartnerin der mächtigen SP fungierte und Genossen Witze darüber rissen, dass die Grünen-Wähler bloss «Stimmvieh» seien, um die Macht der Sozialdemokratie abzusichern. Das illustriert ein kurzer Blick auf die Wähleranteile: Bei den Nationalratswahlen 1995 stimmten bloss 5 Prozent der Bürger für die Grünen, 2019 betrug dieser Wert 13,2 Prozent. Umgekehrt der Trend bei den Genossen: Im gleichen Zeitraum ging ihr Wähleranteil von 21,8 auf 16,8 Prozent zurück.

Die SP führt im Moment einen Zweifrontenkrieg: einen Abwehrkampf gegen die Bürgerlichen und einen Eindämmungsversuch gegen die Grünen. Ob die Strategie aufgeht, wird sich in den nächsten Monaten zeigen. «Bis Ende Jahr ist klarer, wer die Interessen der Mehrheit vertritt», sagt Wermuth.

Der SP-Kadermann spielt mit persönlich beträchtlichem Risiko. Denn die Erfolgsbilanz von ihm und seiner Co-Präsidentin Mattea Meyer ist mies. Die Partei steckt bezüglich Wählergunst in einer nicht endenden Baisse. Das neue Duo an der Spitze konnte diesen Trend nicht umkehren. Im Gegenteil: Am 17. Oktober 2020 kürten die Delegierten die beiden Nationalräte an die Spitze ihrer Partei.

Im vergangenen Jahr fanden kantonale Parlamentswahlen in den Kantonen Freiburg, Solothurn und Neuenburg statt. In Freiburg verlor die SP ein Viertel der Stimmen. Statt 28 wie 2017 gab es noch 21 Mandate. Dazu büssten die Ge-

nossen im Heimatkanton von Alain Berset einen Sitz in der Exekutive ein.

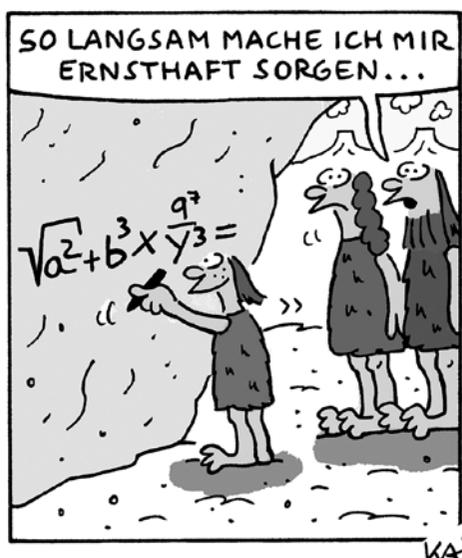
Ähnlich desaströs sah das Bild für Wermuth und Meyer in Solothurn aus. Hier müssen sie auf drei Kantonsräte verzichten. Statt 23 sind es jetzt noch 20 Vertreter. Doch auch in der Romandie läuft es für die SP nicht besser. In Neuenburg ging die Zahl ihrer Exponenten im Grosse Rat um 11 auf 21 Abgesandte zurück. Einen Mini-Lichtblick gab es im Wallis. Dort konnte man immerhin um zwei auf zwanzig Parlamentarier zulegen.

Interessanterweise scheint der Fehlstart an den beiden abzuperlen. Bei Auftritten gibt sich Wermuth selbstbewusst wie eh und eh. Auch parteiinterne Kritik ist an Wermuth und Meyer höchstens im mikroskopischen Bereich auszumachen. Sicher hilft dem Aargauer seine rhetorische Stärke. Meyer ihrerseits verbrachte die letzten Monate im Mutterschaftsurlaub. Dazu kommt ein Effekt, der in anderen Parteien ebenfalls auszumachen ist. Viele sind froh, dass sich jemand zur Verfügung stellt und das aufreibende Amt macht.

Alle Karten auf den Tisch

In der Pokersprache würde man sagen, das SP-Führungsgespann gehe «all-in». Sie wollen es jetzt selber wissen. Die Karten müssen auf den Tisch. Dabei geht es nicht nur bei den Abstimmungen Schlag auf Schlag. In der Waadt stehen am 20. März die Gesamterneuerungswahlen für den siebenköpfigen Staatsrat und das Kantonsparlament an. Im Kanton Bern werden am 27. März der Regierungsrat und der Grosse Rat gewählt.

Die Entscheide im zweit- und im drittgrössten Kanton werden einen Hinweis darauf geben, ob Wermuth und Meyer doch noch die Kurve kriegen. Denn mit jedem Monat rückt auch der ultimative Tag der Wahrheit für sie näher: der 22. Oktober des nächsten Jahres, wenn die nationalen Wahlen anstehen.



Wenn Vincenz mit Ringier-Kadern feiert

Die Anklageschrift der Zürcher Staatsanwaltschaft gegen den früheren Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz hat es in sich. Allein für Cabarets, Stripklubs und Kontaktbars bezahlte der Spitzenbanker Fr. 198 467.50 mit der Kreditkarte seiner Firma. Summen wie 6000 oder 4800 Franken belegen, dass Vincenz auch andere eingeladen hat.

Mehr als «Nachtessen»

Besonders interessant ist eine Ausgabe von 1400 Franken vom 27. September 2012 im Cabaret/Stripklub «King's Club» in Zürich. Deklariert ist diese Ausgabe ebenso wie viele weitere Summen als «Nachtessen». Nur gab's im «King's Club» mehr als «Nachtessen». Vielmehr hatten die dort getätigten hohen Zahlungen einen anderen Zweck: Es handelte sich wohl um die Bezahlung von Getränken, vor allem aber um weitere Dienstleistungen, für die der Klub bekannt war.

Weil die Klubbetreiber wissen, dass manche ihrer Kunden übers Geschäft abrechnen, versehen sie die Rechnungen gerne mit dem Label «Gastro». Warum allerdings der Raiffeisen-Verwaltungsratspräsident Johannes Rüegg-Stürm dreimal hintereinander exakt 3000 Franken für den Nacktklub «King's Club» als «Nachtessen» durchwinkte, bleibt ein Geheimnis dieses St. Galler Professors für Public Governance.

Kredit von 47 Millionen Franken

Die 1400 Franken im «King's Club» vom 27. September 2012 wurden von Pierin Vincenz mit der Erläuterung «Ringier/Goodnews» deklariert. Da muss die Frage interessieren, wer sich vom Ringier-Management solchermassen einladen liess. Tatsächlich war damals die Good News Productions AG fast zur Hälfte im Besitz des Verlagshauses Ringier. Auch gewährte die von Pierin Vincenz geführte Genossenschaft Raiffeisen der Firma Ringier einen Kredit von 47 Millionen Franken zum Erwerb der Firma Ticketcorner AG.

Die Journalisten und die Öffentlichkeit warten mit Spannung, ob beim bevorstehenden Vincenz-Prozess auch weitere Namen auftauchen, die sich jetzt noch hinter den ebenso stattlichen wie runden Summen verbergen.

Christoph Mörgeli

Lehrstunden im Letzigrund

Möglicherweise beten bei meinem Herzensverein FCZ mehr Spieler zu Allah als zu Jesus. Ist das ein Problem? Im Gegenteil.

Christoph Sigrist

Von meinem Vater lernte ich, dass es kein reformiertes oder katholisches Schnitzel gibt, sondern nur ein gutes. Er arbeitete als kirchlicher Sozialarbeiter in Zürich. Er half Pfarrer Ernst Sieber bei den Obdachlosen im Helvetia-Bunker. Diese übernachteten auch bei uns im Garten. Nächstenliebe kennt keine Grenzen und kein Gartenhag-Denken! Das war seine Lektion. Er nahm mich Knaben mit zu meinem ersten Match in den Letzigrund: FCZ gegen Bellinzona. Wir sassen auf den Holzbänken. Da waren Köbi wie Karli, Hans wie Heiri! Seinen FCZ wollte er mir ans Herz legen.

Vor 45 Jahren lernte ich, dass auf dem Fussballfeld die christliche Nächstenliebe ihre Grenzen hat. Mein Vater, der so ruhig und besonnen war, rief aus, wettete mit rotem Kopf gegen den Schiedsrichter. Er regte sich so auf, dass er das Gleichgewicht verlor, nach hinten flog und sich den Kopf auf der Holzbank aufschlug. Blutverschmiert, wie er war, half ich ihm, der so vielen am Boden Liegenden half, vom Boden auf. Der FCZ gewann.

Zahl der Vollkommenheit

Von meinen Kollegen im Theologiestudium lernte ich vor 35 Jahren, dass für angehende Pfarrerinnen und Pfarrer der schönste Schuss mit dem Ball nicht der Schuss von der Kanzel, sondern der ins Lattenkreuz ist. Ein paar Fussballverrückte gründeten den Klub Roter Hahn. Wir spielten in der Uni-Meisterschaft und erreichten den B-Final. Als linker Flügel schoss ich mehrmals am Kreuz vorbei. Dann ein Penalty für uns. Ich legte den Ball hin und schoss – über das Kreuz in den Himmel. Himmel!

Von Imamen, Rabbinern, Priestern, Pfarrerinnen und Pfarrern lernte ich vor vierzehn Jahren, dass ein Sieg auf dem Fussballplatz nicht das Ende des Dialogs bedeuten muss, sondern auch der Start dafür sein kann. Im Zusammenhang mit der Euro 08 in der Schweiz haben die Kirchen beider Konfessionen ihre Präsenz vor Ort in den Fanmeilen ökumenisch, binational mit Österreich gemeinsam orchestriert. Dabei kam es zur Gründung des FC Religionen. Wir spielen bis heute gegen Gemeinderäte, National-

räte, Gefangene. Wir durften auch schon am FCZ-Cup mitspielen: Der Staff des FCZ, der FC Gemeinderat, Sportjournalistinnen und -journalisten und der FC Religionen spielten um die Wurst auf dem Grill. Ich lernte als Verlierer, dass es für alle Würste gab. Grenzenlose Nächstenliebe, wenigstens nach dem Spiel. Und während des Spiels: Alle Spielenden des FC Religionen tragen auf ihrem Leibchen die Symbole der



Verschossen oder versenkt: Autor Sigrist.

Religionen auf der Brust und die Zahl Sieben auf dem Rücken. Warum? Nun, die Sieben als Zahl der Vollkommenheit ist allen Religionen ins Herz geschrieben. Sie gibt uns Rückenwind, verwirrt den Gegner heilsam.

Ich habe beim FC Religionen gelernt: Imame stehen vielfach am richtigen Ort und versenken den Ball, Priester hauen oft über den Ball, reformierte Pfarrer werden nach wenigen Minuten wegen einer Zerrung ausgewechselt, also, vor allem ich ... Und Rabbiner können rennen und rennen. Vor allem habe ich Freunde gewonnen. Es genügt ein Anruf: Ein Imam segnet mit mir ein Paar, sie ausgetreten aus der katholischen Kirche, er Muslim aus fernem Lande. Es genügt ein Telefon am Freitagabend kurz vor Schabbat: Ein Rabbiner betet am Samstagabend zusammen mit Hunderten von Jugendlichen, gemeinsam mit Imamen, Priestern und mir, im

Grossmünster für den Frieden und gegen die Gewalt in Gottes Namen nach dem Anschlag in Paris. Der FC Religionen – ausgezeichnetes Training für das interreligiöse Zusammenleben.

Heute lerne ich im Letzigrund, wenn der FCZ spielt, dass es nicht mehr Hans wie Heiri ist, sondern Allah wie Jesus. Spieler bekreuzigen sich mit Blick nach oben. Sie danken Jesus. Andere beten zu Allah. Religionen ertönen durcheinander und ergeben einen befreienden Sound. Ich wünschte mir, dieser Sound bekäme ausserhalb des Fussballplatzes seinen Widerhall in Kirchen, Moscheen, Synagogen und Tempeln, in Rats- und Hörsälen, in Fabriken und an Stammtischen.

Himmliche Musik

Wenn die Öffentlichkeit staunt, dass unter dem Motto «Zürich-Kompetenz» der Kanton Zürich, das Schweizerische Zentrum für Islam und Gesellschaft der Universität Freiburg und die Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich einen Weiterbildungskurs für Imame und muslimische Betreuungspersonen durchführen und das Interesse so gross ist, überrascht mich das nicht. Ich habe auf dem Fussballfeld von meinen Freunden gelernt, dass der Durst gross ist, sich Kompetenzen in Bezug auf den Kontext Schweiz, auf Pädagogik und Kommunikation anzueignen. Mitten auf dem Fussballfeld bei einem Unterbruch theologisch mit Rabbinern und Imamen über den Segen Gottes zu diskutieren, gehört zu den feinen Kompetenzen, die der FC Religionen mir vermittelt.

Es kann sein, dass beim FCZ mehr Spieler zu Allah als zu Jesus beten. Darin unterscheidet sich der FCZ nicht von GC, YB oder dem FC St. Gallen. Das ist die himmlische Musik unserer Gesellschaft. Und ich habe von meinem Vater gelernt: Es gibt keine muslimischen Penaltys oder jüdische, christliche, buddhistische oder atheistische, sondern nur Penaltys, die übers Lattenkreuz verschossen werden oder – versenkt.

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Zürcher Grossmünster und lehrt als Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern.

Kommt Berlusconi zurück?

Italiens linke Medien sind in heller Aufregung.
Silvio Berlusconi, 85, greift nach dem Staatspräsidium.

Nicholas Farrell

Als das EU-Establishment nach einer von Berlin, Paris und Brüssel inszenierten Palastrevolte 2011 den Rücktritt des italienischen Ministerpräsidenten Silvio «Bunga Bunga» Berlusconi erzwang, war man überzeugt, ihn ein für allemal aus dem politischen Leben verbannt zu haben.

Was für ein Irrtum! Der Cavaliere, der 2013 wegen Steuerbetrugs zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde (mit Rücksicht auf sein Alter wurde die Strafe auf ein Jahr Sozialarbeit in einem Seniorenheim reduziert) und fünf Jahre lang kein politisches Amt bekleiden durfte, meldete sich alsbald zurück. Der viermalige Ministerpräsident, der 2019 als Abgeordneter des Europäischen Parlaments wieder auf der politischen Bühne erschien, feiert, inzwischen 85 Jahre alt, eine erstaunliche Renaissance und könnte sehr wohl der nächste Staatspräsident Italiens werden.

Die Vorstellung, ein solcher Mann könnte Staatspräsident werden, wäre in jedem anderen Land völlig abwegig. Seit Berlusconi 1994 in die Politik ging, wurden von linken Staatsanwälten, den *toghe rosse*, regelmässig Verfahren gegen ihn angestrengt. Man warf ihm Korruption vor, Zeugenbestechung, Verbindungen zur Mafia, Sex mit Minderjährigen und organisierte Prostitution.

Was macht Mario Draghi?

Viele Italiener halten ihn jedoch für das unschuldige Opfer einer Hexenjagd der Strafverfolgungsbehörden oder sind jedenfalls überzeugt, dass ihm nur Dinge zur Last gelegt werden, die man auch ihnen mühelos vorwerfen könnte. Und tatsächlich verurteilt wurde er nur wegen Steuerbetrugs.

Der Staatspräsident, dessen Amt weitgehend repräsentativer Natur ist, wird von den 951 Senatoren und Abgeordneten sowie den 58 Vertretern der Regionen in geheimer Wahl für sieben Jahre gewählt. Der Nachfolger von Staatspräsident Sergio Mattarella soll ab dem 24. Januar gewählt werden.



Dank einer feinen Ironie hat er gute Chancen:
Silvio «Il Cavaliere» Berlusconi.

Wie es aussieht, dürfte Berlusconi der einzige Kandidat sein, der mit der nötigen Mehrheit rechnen kann. Erforderlich ist eine Zweidrittelmehrheit, die aber nie jemand erreicht. Nach dem dritten Wahlgang genügt die einfache Mehrheit. Der Cavaliere kann sich auf die Stimmen von etwa 450 Abgeordneten der drei rechten Parteien (der rechtsnationalen Lega, der postfaschistischen Fratelli d'Italia und sei-

Wie es aussieht, dürfte Berlusconi der einzige Kandidat sein, der mit der nötigen Mehrheit rechnen kann.

ner eigenen christdemokratischen Forza Italia) verlassen. Aber er braucht darüber hinaus noch rund sechzig Stimmen. Dank einer feinen Ironie hat er gute Chancen. Der amtierende Ministerpräsident Mario Draghi, der ehemalige Direktor der Europäischen Zentralbank und aktuelle Chef der Regierung der nationalen Einheit, hat nämlich sein Interesse an einer Kandidatur bekundet. Die notwendige Unterstützung wäre ihm vermutlich sicher – wenn er nur nicht Ministerpräsident wäre.

Denn nur wenige Abgeordnete, unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit, sind für einen Wechsel von Draghi in das Präsidentenamt, weil dann ein neuer Ministerpräsident ge-

funden werden müsste – was nahezu unmöglich ist. Es würde dann vorgezogene Wahlen geben, was die linkspopulistische Fünf-Sterne-Bewegung (die über die meisten Abgeordneten verfügt) und der postkommunistische Partito Democratico (die drittstärkste Fraktion) unbedingt vermeiden wollen.

Liste aller Vorwürfe

In Umfragen kommt die Fünf-Sterne-Bewegung nur noch auf 15 Prozent; der PD liegt mit 20 Prozent zwar etwa gleichauf mit der Lega und den Fratelli, dürfte aber die für eine Regierungsbildung nötige Stärke nicht erreichen.

Die beiden Parteien sind fieberhaft bemüht, einen anderen Präsidentschaftskandidaten oder einen Ersatz für Draghi als Ministerpräsident zu finden – bislang ohne Erfolg.

Auch die Lega (zweitstärkste Fraktion) und Berlusconis Forza Italia sind nicht an vorgezogenen Parlamentswahlen interessiert, obwohl sie Umfragen zufolge in einer Koalition mit den Fratelli d'Italia gewinnen könnten. Auch sie wollen, dass Draghi Ministerpräsident bleibt, damit Berlusconi Staatspräsident werden kann. Nur die Fratelli wollen sofortige Neuwahlen.

Die einflussreichen linken Medien sind natürlich in heller Aufregung. Eine gegen Berlusconis Kandidatur gerichtete Petition der Tageszeitung *Il Fatto Quotidiano* ist auf 200 000 Unterschriften gekommen, ein Leitartikel, in dem alle jemals gegen ihn erhobenen Vorwürfe aufgelistet werden, beginnt so: «Der Präsident der Republik muss Garant der Verfassung sein. Silvio Berlusconi ist ein Garant von Korruption und Prostitution.» Und: «Aus diesen Gründen fordern wir alle Abgeordneten auf, ihn nicht zum Staatspräsidenten zu wählen. Nicht einmal über ihn zu reden. Und, wenn möglich, auch nicht an ihn zu denken.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Biden hat das Volk belogen»

Stanford-Historiker Victor Davis Hanson über Amerikas Machtverlust, die Bilanz von Joe Biden und die Comeback-Chancen von Donald Trump.

Urs Gehriger

Ein Jahr nach Machtantritt liegen die Umfragewerte von US-Präsident Joe Biden im Keller. In allen zentralen Bereichen der Politik – von Wirtschaft über Energie, Aussenpolitik, Grenzschutz bis Covid-19 – hat er die Unterstützung der Mehrheit verloren. Der älteste Amtsinhaber im Weissen Haus ist gleichzeitig einer der unpopulärsten seit der Gründung der Vereinigten Staaten.

«Dass er noch im Amt ist, hat einzig damit zu tun, dass die Republikaner noch keine Mehrheit im Kongress haben und die Angst vor einer Präsidentin Kamala Harris noch grösser ist als die vor Biden», sagt Victor Davis Hanson. Der konservative Stanford-Historiker zieht Bilanz über den Fehlstart des 46. US-Präsidenten und skizziert, wie sich die Geopolitik verändert hat.

Weltwoche: Victor Davis Hanson, was war Präsident Bidens grösster Fehler im ersten Amtsjahr?

Victor Davis Hanson: Schwierige Frage, denn er hat so viele Fehler gemacht: die Inflation, die Zerstörung der Energieproduktion, die Rassenpolarisierung, das ist alles sehr schwerwiegend, aber am schlimmsten sind die unkontrollierte Migration und das Afghanistan-Debakel.

Weltwoche: Können Sie uns die Dimension dieses Debakels skizzieren?

Hanson: Biden hat erstens das amerikanische Volk belogen und gesagt, Afghanistan sei stabil. Zweitens: Er hat die Truppen überstürzt zurückgezogen. Drittens: Er hinterliess Militärgesamtwert im Wert von fünfzig bis achtzig Milliarden Dollar, das sofort in die Hände von Terroristen gelangte. Viertens: Er hat unsere Verbündeten verraten, die nicht darüber informiert wurden, dass wir abziehen würden. Normalerweise sind die Amerikaner bei einer gemeinsamen Militäroperation die Letzten, die gehen, nicht die Ersten. Fünftens: Er hat 80 000 Menschen, Afghanen und Ausländer, die uns geholfen haben, im Stich gelassen; sie sind jetzt in den Fängen der Taliban. Sechstens: Er hat sich nicht entschuldigt, er hat die Verantwortung von sich gewiesen. Schliess-

lich gaben die Generäle ihm die Schuld. Er gab den Generälen die Schuld. Das Ergebnis war ein Verlust an amerikanischer Abschreckungskraft genau zu dem Zeitpunkt, als die Europäer gegenüber dem neuen US-Präsidenten skeptisch wurden, die Chinesen Taiwan ins Visier nahmen und Russland im Begriff war, die Ukraine erneut in die Zange zu nehmen.

Weltwoche: Trump verfolgte eine relativ friedliche Aussenpolitik, erstmals seit Jahrzehnten hat ein US-Präsident keinen Krieg lanciert. Seit Trump das Weisse Haus verlassen hat,

«Wir haben das Vertrauen in die westliche Zivilisation und in Amerika im Allgemeinen verloren.»

verändert sich das weltpolitische Klima. Wir sehen ein aufmüppiges China. Putin massiert eine Truppenstärke von 100 000 Mann an der ukrainischen Grenze und droht mit Einmarsch. Wir beobachten, wie die iranischen Mullahs auftrumpfen. Wie viel hat all das mit der Politik von Joe Biden zu tun?

Hanson: Viel, aber die Wurzeln für die herrschenden Verwerfungen reichen in die Zeit vor Bidens Präsidentschaft zurück, als man die Vorwürfe von angeblich geheimen Absprachen [collusions] Trumps mit Russland aufstellte. Hillary Clinton liess einen britischen

Ex-Spion anheuern, um Lügen über Trump und Russland zu erfinden. Dann haben wir 22 Monate damit verschwendet, diese Vorwürfe zu untersuchen [die Vorwürfe der *collusions* erwiesen sich als falsch, die Red.]. Die USA sind von der Politik der Beschwichtigung Putins unter Obama, als man offiziell einen «Neuanfang» in den Beziehungen zu Russland verkündete, zu einer komplett konfrontativen Position übergegangen. Biden betrachtet Putin als dämonisch, als Personifizierung des Bösen [er bezeichnete Putin in einem Interview als *killer*, die Red.]. In diesem Prozess haben wir eine traditionelle Hebelwirkung der Macht verloren.

Weltwoche: Worin hat die bestanden?

Hanson: Die Vereinigten Staaten verfolgten sechzig Jahre lang die Politik, dass Russland und China einander nicht näherstehen sollten als den USA. Wir haben sie gegenseitig ausbalanciert. Diese Fähigkeit haben wir verloren. Wir haben sie einander in die Arme getrieben. Zweitens tragen die Deutschen eine grosse Verantwortung.

Weltwoche: Für die Erstarkung Putins?

Hanson: Als die Deutschen zu ihrer Version des «Green New Deal» übergangen, haben sie sich in grosse Abhängigkeit von Putins Erdgas und Öl manövriert. Mit der Nord-Stream-2-Pipeline haben sie die deutsche und die russische Volkswirtschaft miteinander verbandelt. Dann kamen Biden und sein Verrat an den Nato-Verbündeten in Afghanistan und die Sozialisierung des US-Militärs. Woke-Themen hielten Einzug in den Streitkräften. Man führte interne Überprüfungen zu angeblich weissem Rassismus durch. Währenddessen rückte die Einsatzbereitschaft auf dem Schlachtfeld in den Hintergrund. All das sind deutliche Signale der Schwäche, die Wladimir Putin aufmerksam registriert hat. Er sagt sich: «Ich kann mir Nato-Mitglieder aussuchen und sie auseinanderdividieren.» Auch den Chinesen ist dieser Wandel nicht entgangen. Sie sagen sich: «Wir werden die Europäer ins Visier nehmen, die verwundbar sind, und Sonderbeziehungen zu ihnen individuell ausbauen.»



«Anpropos Fehlerkultur: Machen Sie ruhig den Fehler und geben mir eine saftige Gehaltserhöhung...»

Weltwoche: Sind Biden und die westlichen Verbündeten Amerikas noch fit und entschlossen genug, um Putin Paroli zu bieten?

Hanson: Im Moment sind die europäischen Nato-Länder und insbesondere die USA materiell, psychologisch und geistig nicht in der Lage, Putin erfolgreich zu widerstehen. Ich denke, Putin weiss das. Er zögert in der Ukraine-Frage nur, weil er eine sorgfältige Kosten-Nutzen-Analyse mit Blick auf seine Wirtschaft durchführt für den Fall, dass Sanktionen verhängt werden sollten. In Bezug darauf geht es nur noch um die Frage: Können wir überhaupt abschreckend wirken, oder sind wir so geschwächt und abhängig von China, dass wir keinen Widerstand mehr zustande bringen? Ich denke, wenn man die Menschen in den europäischen Ländern und in den USA fragen würde: «Seid ihr bereit, Taiwan in einer militärischen Konfrontation zu schützen?», würden die meisten mit «Nein» antworten.

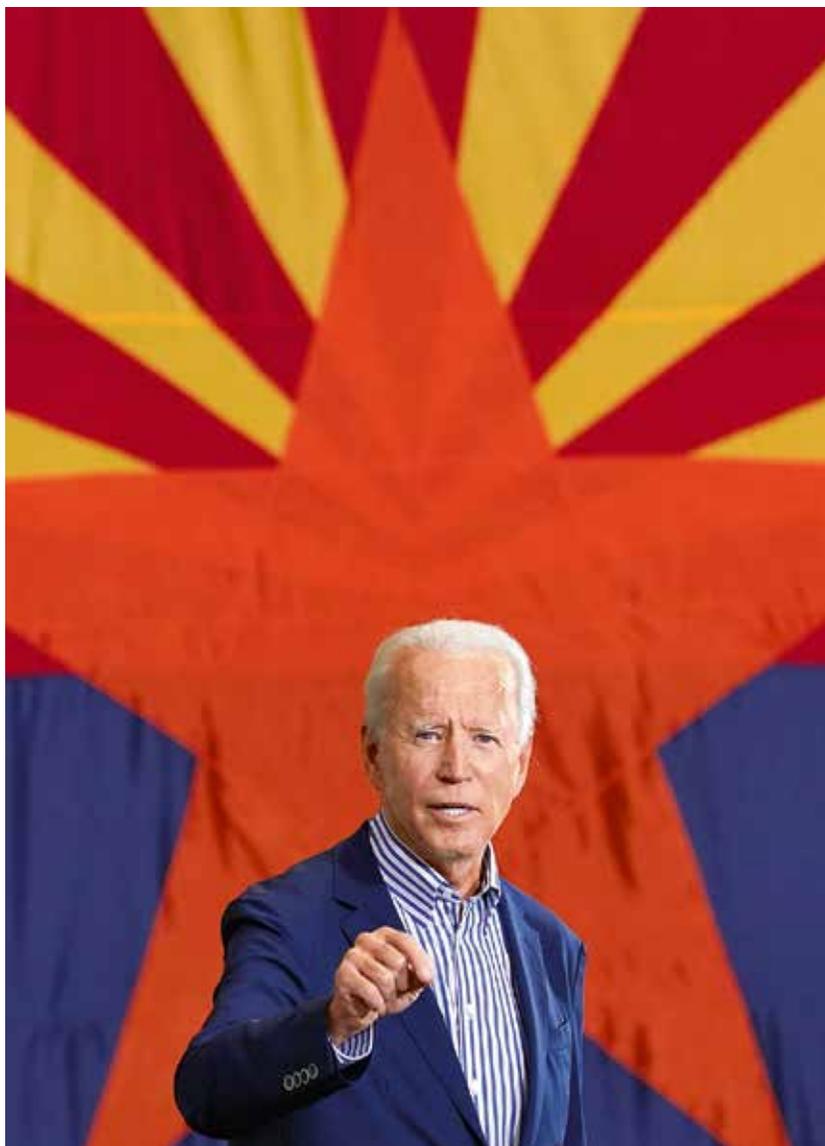
Weltwoche: Wie würden Sie Bidens Politik gegenüber China beschreiben?

Hanson: Zunächst einmal braucht man kein Verschwörungstheoretiker zu sein, um zu erkennen, dass Hunter Biden von den Chinesen kompromittiert wurde. Wir wissen, dass er beträchtliche geschäftliche Verbindungen zu Unternehmen hatte, die mit der chinesischen Kommunistischen Partei verbunden sind. China hatte Einfluss auf den Sohn des damaligen Vizepräsidenten Biden. Wir wissen, dass auch Mitglieder der Familie Biden mittels ihrer familiär-politischen Beziehungen in China hausieren gingen. Das erweckt den Anschein, dass Biden in Bezug auf China befangen ist.

Weltwoche: Trump hat den Finger auf die für den Westen ruinöse Politik Chinas gelegt und Peking mit einem Handelskrieg gekontert. Welches sind die Hauptunterschiede zwischen Trumps und Bidens China-Politik?

Hanson: Mit seiner konfrontativen Politik gegenüber China hat Donald Trump die Wall Street, die Vorstandsetagen der grossen Unternehmen, das Silicon Valley und fast alle Men-

schen, die in den USA finanziell von Gewicht sind, gegen sich aufgebracht. Nun ist Trump verschwunden, und die Unternehmen sind in Bezug auf China sehr zufrieden mit Biden. Sie lieben ihn, weil sie nicht befürchten, dass es zu einem massiven Bruch mit China kommen könnte, der ihre Investitionen gefährden würde.



«Der Sturm aufs Kapitol ist alles, was die Demokraten haben»: US-Präsident Biden.

Weltwoche: Sie haben die chaotische Situation an der amerikanischen Südgrenze als einen von Bidens grössten Fehlern bezeichnet. Im Jahr 2021 wurden rund 1,7 Millionen Menschen an der Grenze aufgegriffen – eine Steigerung von 287 Prozent zum Vorjahr. Welche Auswirkungen hat dieser enorme Zustrom von Migranten auf die Gesellschaft und die Politik?

Hanson: Wir hatten noch nie eine offene Grenze im wörtlichen Sinne wie unter Biden, es gibt keine Abschreckung mehr. Wir befinden uns in einer Pandemie, und wir verlangen von vier Millionen Bundesbediensteten und Soldaten, dass sie sich impfen lassen. Widersetzen

sie sich, droht ihnen die Entlassung. Wir verlangen jedoch nicht, dass diese Menschen, die illegal einreisen und sich illegal in den USA aufhalten, geimpft oder gar getestet werden. Es ist ein billiger politischer Trick, Millionen von Menschen aus verarmten Gegenden ins Land zu holen, sie von der Bundesregierung abhängig zu machen, damit sie für linke Pro-

gramme stimmen. So wie in New York, wo 800 000 illegale Einwanderer an den Kommunalwahlen teilnehmen werden.

Weltwoche: Wie wird diese unkontrollierte Migration Amerika langfristig verändern?

Hanson: Wir sind von der alten Idee abgerückt, dass man einen Antrag im Herkunftsland stellen muss, wenn man in die Vereinigten Staaten kommen will. Man prüfte, ob Einreisewillige über leistungsorientierte Fähigkeiten verfügten, ob sie einen Highschool-Abschluss hatten, ob sie Englisch sprechen konnten und ob sie bereit waren, US-Bürger zu werden und sich anzupassen und zu integrieren. Das ist nicht mehr der Fall. Wir haben das Vertrauen in die westliche Zivilisation und in Amerika im Allgemeinen verloren, und wir importieren die Armut. Es ist bedauerlich, dass Donald Trump Worte wie «Kriminelle» und «Drogen» in Bezug auf Migranten verwendet hat, aber im Kern lag er nicht falsch. Trotz diesen unerfreulichen Entwicklungen ist momentan etwas Interessantes im Gange.

Weltwoche: Und das wäre?

Hanson: In einer Gemeinde wie der meinen [VDH lebt in Kaliforniens Central Valley, die Red.], die traditionell mexikanisch-amerikanisch geprägt und durch illegale Einwanderung entstanden ist, hat die Generation, die jetzt seit zwanzig Jahren hier lebt, Angst vor der offenen Grenze. Denn die Neuankömmlinge werden das System der Sozialleistungen, an die sich die arrivierten Migranten gewöhnt haben, belasten. Die mexikanisch-amerikanische und die hispanische Bevölkerung lehnt die illegale Einwanderung zu weit über 50 Prozent ab. Niemand hätte das für möglich ge-

halten. Dies ist der einzige Lichtblick der Biden-Regierung. Biden hat sich so destruktiv verhalten, dass die Stimmung unter seinen traditionellen Wählern, den wohlhabenden, weissen, gebildeten Vorstädtern, die Angst vor Kriminalität haben, und den Minderheiten, die an vorderster Front von Kriminalität und Einwanderung betroffen sind, gedreht hat. Sie äussern sich nun entschieden gegen ihn.

Weltwoche: Das ist interessant, denn allgemein herrscht der Eindruck, dass die Massenmigration den Demokraten politisch nützt.

Hanson: Das haben alle gedacht. Doch jetzt sagen die Demokraten, die einst Masseneinwanderung befürwortet haben: «Moment mal, wenn Migranten sich an die Bundeshilfsprogramme gewöhnen, wollen sie nicht, dass noch weitere kommen, die ein Stück von ihrem Kuchen wegessen.» Je mehr sie sesshaft werden, desto stärker wenden sie sich kulturellen Themen wie Kriminalität, Abtreibung und Transgender-Themen zu. Sie sind tendenziell religiöser als gebürtige Amerikaner und kulturell konservativ, zumindest diejenigen, die wählen gehen. Das macht der Demokratischen Partei Angst, weil sie die weisse Arbeiterklasse so sehr entfremdet und sich so sehr auf die Unterstützung von 70 bis 90 Prozent der Asiaten, Latinos und Schwarzen verlassen hat, dass sie es sich nicht leisten kann, auch nur einen von ihnen zu verlieren. Joe Biden liegt in den Umfragen bei 33 Prozent Zustimmung. Selbst seine eigenen Parteimitglieder gehen auf Distanz. Er bringt sie alle zu Fall. Bei den Demokraten treten fast dreissig langjährige Mitglieder des Repräsentantenhauses im November nicht mehr bei den Zwischenwahlen an. Für Bidens Partei drohen die Midterms zur grössten Katastrophe seit 1938 zu werden.

Weltwoche: Um aus dem Populäritätsloch herauszukommen, greift Biden die Republikaner an. Er bezeichnet sie als Gefahr für den Staat.

Hanson: Die Linke behauptet, die Republikaner würden «die Demokratie zerstören». Doch wer versucht, die Gesetze bei nationalen Wahlen entgegen dem Geist der Verfassung

«Für die Demokraten drohen die Midterms zur grössten Katastrophe seit 1938 zu werden.»

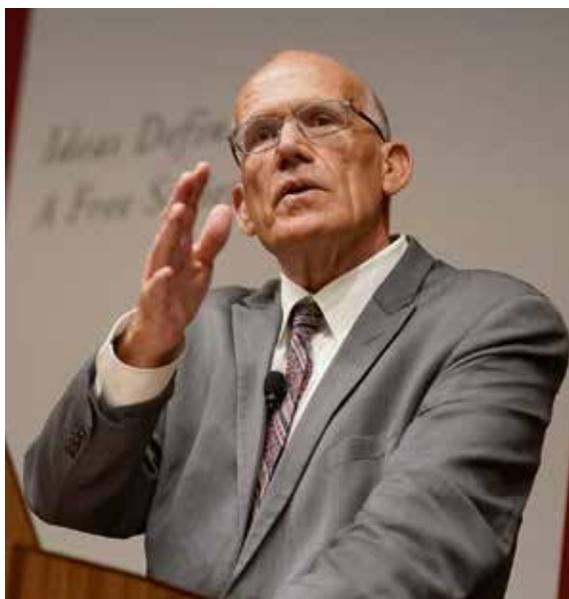
zu föderalisieren? Wer will das Wahlmännerkollegium aufheben oder umgehen? Wer will das über 180 Jahre alte Filibuster-Verfahren im Senat aushebeln, den über 150 Jahre alten Obersten Gerichtshof mit neun Richtern aufstocken? Wer greift die Gründungsidee der

Verfassung an, die zwei Senatoren pro Staat vorsieht? Die Demokraten! Sie tun dies, weil sie das Gefühl haben, dass das System nicht zu den von ihnen erhofften Ergebnissen führt.

Weltwoche: Sie versuchen, die Spielregeln zu ändern, um weiter an der Macht zu bleiben?

Hanson: Erinnern Sie sich? Nachdem Trump die Wahl unter radikalen Änderungen der Wahlgesetze verloren hatte, sagten sie, es sei ein wunderbares System. Jetzt sind ihre Umfragewerte so schlecht, dass sie behaupten, das verfassungsmässige System funktioniere nicht. Tatsache ist, Bidens Politik ist derart unpopulär, dass die Demokraten sich auf drei Themen beschränken: 6. Januar, 6. Januar, 6. Januar.

Weltwoche: Biden und die Demokraten versuchen aus dem Sturm von Trump-Anhängern aufs Kapitol am 6. Januar 2021 Kapitol zu schlagen. Aber kann diese Rechnung aufgehen?



«Haufen von Narren»:
Historiker Hanson.

Hanson: Was am 6. Januar geschah, war ein illegaler, beklagenswerter eintägiger Aufstand eines Haufens von Narren. Das FBI hat ihn ausführlich untersucht. Es gab keinen bewaffneten Aufstand. Es gab keine Hinweise auf eine Verschwörung oder einen geplanten Staatsstreich. Die einzige Person, die gewaltsam zu Tode kam, war die Militärveteranin Ashli Babbitt, deren Verbrechen es war, unerlaubt durch ein Fenster zu steigen. Sie war unbewaffnet und wurde von einem Polizeibeamten des Kapitols erschossen, dessen Name sofort zensiert wurde. Er wurde nie von den Ermittlern befragt, und bis heute ist er nie zur Rechenschaft gezogen worden. Das steht in krassem Gegensatz zu den 120 Tagen im Sommer 2020, als die Proteste von Antifa und «Black Lives Matter» mehr als dreissig Tote und zwei Milliarden Dollar Sachschaden forderten. Es kam zu Angriffen auf

Bundeseinrichtungen wie Gerichtsgebäude, Polizeireviere und eine sehr symbolträchtige Kirche in Washington, D.C. Zweitausend Beamte wurden schwer verletzt. Bis zum heutigen Tag hat diese Ausschreitungen niemand untersucht. Der Sturm aufs Kapitol ist alles,

«Wenn Trump die Nominierung will, besteht kein Zweifel, dass er sie bekommen wird.»

was die Demokraten haben – den Mythos, dass die Demokratie tot sei, und das ist nicht genug.

Weltwoche: Bei den Republikanern ist Donald Trump noch immer mit Abstand die populärste Führungsfigur. Sehen Sie eine Chance, dass er in drei Jahren ein Comeback als Präsident feiert?

Hanson: 2024 wird Trump 78 Jahre alt sein. Joe Biden hat die Leute wegen seiner kognitiven Probleme abgeschreckt. Das Alter ist also ein Problem. Der andere Punkt ist, dass Trump über eine Milliarde Dollar verloren hat. Sie haben seine Geschäfte zerstört. Sie haben es auf seine Familie abgesehen, und viele Menschen in seinem Umfeld fragen sich, ob er das noch einmal durchmachen wolle.

Weltwoche: Würde er die Nominierung bekommen?

Hanson: Wenn er die Nominierung will, besteht kein Zweifel, dass er sie bekommen wird. Er hat die Unterstützung sowohl der Bevölkerung als auch des Kongresses. Eine andere Frage ist, ob er die nationalen Wahlen gewinnen kann. Ich weiss aus sicherer Quelle, dass eine Menge Leute in der Partei diskret mit ihm spricht. Etwa die Hälfte von ihnen sagt: «Du musst kandidieren. Du wirst die amerikanische Integrität, die Traditionen und die Macht wiederherstellen.» Die

andere Hälfte sagt: «Wir stimmen mit allem überein, was du getan hast, aber es wäre klüger, wenn du dich auf eine leitende Position als Königsmacher zurückzögest und in Mar-a-Lago dafür schautest, dass die Partei deine Agenda einhält. So würdest du der Linken den Wind aus den Segeln nehmen, die kein anderes Thema kennt als «Donald Trump».» Wenn Trump den Ratschlag der Letzteren ignoriert und kandidiert, werden sie voraussichtlich trotzdem für ihn stimmen. So sieht die Lage im Moment aus.

Victor Davis Hanson, 68, ist Altphilologe und Historiker an der Hoover Institution der Stanford University in Kalifornien. Er hat zahlreiche Bücher über Kriegsgeschichte sowie eine Trump-Biografie publiziert. Sein jüngstes Werk trägt den Titel: «The Dying Citizen: How Progressive Elites, Tribalism, and Globalization Are Destroying the Idea of America».

«Vi fejlede», wir haben versagt

Welche Sensation. Eine Redaktion entschuldigt sich für den Unsinn, den sie zu Corona verbreitet hat.



Der Titel über dem Leitartikel im Blatt war sehr ungewöhnlich. Denn der Titel lautete: «Vi fejlede».

Das ist dänisch und heisst auf Deutsch: «Wir haben versagt».

Der Titel stand letzte Woche über einem Kommentar in der dänischen Boulevardzeitung *Ekstra Bladet*. Der Kommentar machte weltweit Schlagzeilen – von *The Australian* in Sydney bis zum *Daily Telegraph* in London.

Denn die Redaktion tat etwas, was Redaktionen sonst freiwillig nie tun. Sie entschuldigte sich bei ihren Lesern für ihr Versagen im Journalismus.

Ekstra Bladet bekannte, dass die Zeitung in der Corona-Krise viel zu unkritisch mit den offiziellen Informationen der Regierung umgegangen sei. Die Redaktion, so sagt der Leitartikel, «war wie hypnotisiert von den täglichen Corona-Berichten der Behörden».

Statt die Corona-Communiqués und Corona-Narrative der Behörden nach journalistischen Massstäben misstrauisch abzuklopfen, gab man sie, wie hypnotisiert, als dogmatische Wahrheit aus. «Wir waren nicht wachsam genug», bedauerte *Ekstra Bladet*.

Tausend Kilometer südlich, in der Schweiz, war es nicht viel anders. Auch hier sahen sich allzu viele Journalisten in der Rolle von PR-Agenten der Regierung. Sie druckten unkritisch alle Meinungen und Verlautbarungen von oben, wenn sie aus dem hypnotischen Bundeshaus kamen.

Bevor wir das ausführen aber noch kurz nach Dänemark zurück. Hier wurden die Spitalzahlen

von den Behörden getürkt. Wer etwa bei einem Verkehrsunfall einen Armbruch erlitt und dann im Spital positiv auf Corona getestet wurde, der war in der Statistik dann ein Corona-Patient. So wurden die Fallzahlen nach oben frisiert, um Druck für mehr Impfungen zu machen.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Schweiz. Ende Oktober des letzten Jahres hatte Bundesrat Alain Berset bei «10 vor 10» einen prominenten Auftritt. Er verkündete im staatsnahen Funk, dass Geimpfte nicht mehr ansteckend seien. Berset wörtlich: «Mit dem Zertifikat kann man zeigen, dass man nicht ansteckend ist.»

Das war eine kalkulierte Fehlinformation, mit der Berset eine verschärfte Zertifikatspflicht zu propagieren versuchte. Die Redaktion von «10

Tausend Kilometer südlich, in der Schweiz, war es nicht viel anders.

vor 10» widersprach den behördlichen Fake News nicht, und natürlich fällt es ihr nicht im Traum ein, sich für ihren unkritischen Journalismus beim Publikum zu entschuldigen.

Oder nehmen wir das Beispiel, das bei *Ekstra Bladet* den Anstoss gab. Auch in der Schweiz wurden die Corona-Statistiken manipuliert. Rund die Hälfte der Corona-Patienten im Universitätsspital Genf wurde nicht wegen Covid eingeliefert, sondern beispielsweise wegen eines Skiunfalls. Auch im Universitätsspital Zürich lag jeder zweite Corona-Patient mit einer anderen Krankheit im Bett und war bloss nebenbei positiv auf Covid getestet worden.

Dennoch überschlugen sich die Redaktionen mit Panikmeldungen über einen Corona-bedingten Spitalzusammenbruch. «Die Spitäler sind am Anschlag!», wusste der *Blick*. «Spitäler bald wieder am Anschlag», wusste die *Tagesschau*. «Spitäler am Anschlag», wusste der *Tages-Anzeiger*.

In Dänemark sagen sie neuerdings: «Entschuldigung. Wir waren zu wenig wachsam.» Bei uns sagt das keiner.

Warum fällt es Journalisten so schwer, sich für eine Fehlleistung zu entschuldigen? Die Frage ist mit einer Gegenfrage schnell beantwortet. Wer soll denn klagen?

Wer soll denn klagen, wenn Redaktionen den Behörden hinterherrennen? Wer soll klagen, wenn Medien politisch-taktische Fehlinformationen zu Maskenpflicht, Impfungen und Spitalbelegung nicht durchschauen? Wer soll klagen, wenn Journalisten nicht recherchieren?

Zeitungen und Verlagshäuser entschuldigen sich nur dann, wenn ihnen Klagen drohen. In diesem Fall geht es um Geld. Klagen gibt es allerdings kaum je bei der Darstellung falscher Faktenlagen, schon gar nicht bei behördlichen Fehlinformationen. Es gibt sie hingegen bei falschen Anschuldigungen gegenüber Personen. Dann geht es um Ehrverletzung, dann kann es teuer werden.

Das Haus Ringier entschuldigte sich darum bei Botschafter Thomas Borer und der Aktivistin Jolanda Spiess-Hegglin. Das Haus NZZ entschuldigte sich bei Banker Thomas Matter. Das Haus Tamedia entschuldigte bei Ständerat Roland Eberle und Klubbesitzer Carl Hirschmann.

Aber bei Corona? Was soll's. Schwamm drüber.

Das perfekte Date

Um eine Frau zu beeindrucken, mietete Leonardo DiCaprio ein Kino, führte «Star Wars»-Filme vor und erledigte mit dem Lichtschwert imaginäre Gegner. Liebe Männer, so geht es nicht!

Marie von den Benken

Ist Leonardo DiCaprio der grösste Model-Flüsterer der Welt? Die Liste der Topmodels jedenfalls, die DiCaprio zähmen wollten, ist länger als die Gesichter des CDU-Vorstands am Abend der Bundestagswahl: Bridget Hall, Helena Christensen, Amber Valletta, Eva Herzigová, Gisele Bündchen, Bar Refaeli, Anne Vyalitsyna, Blake Lively, Erin Heatherton, Alesia Riabenkova, Miranda Kerr, Toni Garrn, Nina Agdal, Naomi Campbell, Kate Moss, Lorena Rae.

Was im ersten Moment nach den Opening-Models aller «Victoria's Secret»-Shows der letzten zwanzig Jahre aussieht, ist ein unvollständiger Streifzug durch das Verflissenenkabinett von Leonardo DiCaprio. Bis heute ist es für jedes Model, das sich zu internationalem Bekanntheitsgrad hochgepost hat, statistisch betrachtet wahrscheinlicher, als Ex-Freundin von DiCaprio zu enden, als auf einer Querdenker-Demo jemanden zu treffen, der das Wort «Epidemiologie» korrekt buchstabieren kann.

Supermodels und Grenzbeamte

Nun zieht DiCaprio schon lange nicht mehr aus phänotypischen Gründen die hübschesten Frauen der Welt an. Er gleicht optisch inzwischen mehr dem Eisberg aus «Titanic» als dem waschbrettbehauchten Draufgängerschönling aus «The Beach», der er im Jahr 2000 war. Ein Erotikfaktor wie eine Partie Strip-Poker mit Olaf Scholz. Und dennoch verfallen ihm auch 2022 noch wunderschöne junge Frauen wie die Faktenallergiker Attila Hildmann.

Als Leonardo DiCaprio in «Romeo and Juliet» zum Sexsymbol avancierte, war sein aktuelles Lebensabschnitts-Model Camila Morrone genau ein Jahr alt. Als er mit «Titanic» zum Weltstar wurde, ging Toni Garrn in den Kindergarten. Insofern unwahrscheinlich, dass Camila oder Toni schmachtend im Kino sassen, um zuzusehen, wie Leo seine grosse Liebe findet – und dann stirbt.

Fakt ist: Das Schlafzimmer von Leo hat schon mehr Supermodels gesehen als Novak Djokovic australische Grenzbeamte. Gut, er ist sehr reich und sehr berühmt, aber da ist er nicht der Einzige. Liegt es an seiner romantischen Ader? Seinem Talent für kitschig-larmoyante Dates?

Wenn man seiner «Vielleicht, vielleicht auch nicht»-Freundin Camila Morrone Glauben schenkt, liegt es daran mit absoluter Sicherheit nicht. Der Beziehungsstatus der beiden ist derzeit unklarer als die Haltung der FDP zur allgemeinen Impfpflicht. Sehr eindeutig dagegen ist aber Camilas Urteil über seine First-Date-Skills. Kürzlich hatte sie über «Das schlimmste Date ihres Lebens» geplaudert und der Leo-ver-



«Ich bin ein Hengst»-Attitüde: Di Caprio.

narrten Öffentlichkeit offenbart, für ihre erste Verabredung habe DiCaprio ein ganzes Kino gemietet (cool), ihr dort dann allerdings alle «Star Wars»-Filme vorgeführt (hä?) und währenddessen wild mit einem Lichtschwert imaginäre Gegner erledigt (Phallus-Neurose?).

Ja nicht «flexen»

Womit wir beim Thema sind: Sollten Sie kein millionenschwerer Oscar-Preisträger und Weltstar sein, können Sie sich einen solchen Date-Flop nicht erlauben. Was also tun – vor allem, wenn Ihr Bankberater vom Chartern eines Lichtspielhauses im Moment womöglich abrät?

Wichtigste Regel: Sofern Sie die Auserwählte nicht im Prinzessin-Leia-Kostüm auf einer «Krieg der Sterne»-Convention kennengelernt haben, benutzen Sie auf keinen Fall Lichtschwerter. Das macht Sie zu einem genitalfixierten Freak und vermittelt den Eindruck, Sie verfügten über das Einfühlungsvermögen eines Öltankers. Oder um es für die Y-Chromosom-Träger in einfachen Worten auszudrücken: Sich als Frau auf ein Date zu freuen und dann «Star Wars» zu bekommen, ist ein bisschen wie bei Tinder ein Date mit Kendall Jenner auszumachen, und zum Treffen kommt dann Naddel, Dieter Bohlens Ex.

Ebenfalls ausgeschlossen: unpassende Gesprächsthemen. Für ein gelungenes Date ist es beispielsweise unerlässlich, Andeutungen über Kontostände zu unterlassen. In Londoner Klubs sagt man: «There's always someone with a big-

Das Schlafzimmer von Leo hat schon mehr Supermodels gesehen als Novak Djokovic australische Grenzbeamte.

ger cigar.» Wenn es uns ums Geld ginge, hätten wir andere Optionen (siehe DiCaprio). Auch die Information, dass Ordner mit Dankeschreiben eurer Ex-Freundinnen mehrere Regalmeter Kellerraum einnehmen, ist wenig effektiv. Die «Ich bin ein Hengst»-Attitüde ist spätestens seit Adriano Celentano out. Und der hätte selbst meine Mutter nicht mehr rumgekriegt.

Letztes No-Go: mit Promi-Bekanntschäften angeben. Neudeutsch sagt man dazu «flexen». Beim ersten Date zu erfahren, mit welchen VIPs ihr quasi Blutsbrüderschaft geschlossen habt, wirkt immer so, als hättet ihr an einer Pommestube neben dem Kadewe mal zufällig Jürgen Vogel vorbeisclendern sehen und würdet seither auf den Anruf von Frauke Ludowig warten.

Wenn ihr euch an diese Verfahrensanregungen hält, könnte das nächste erste Date das letzte erste Date sein. Viel Glück – und auf die Liebe!

Marie von den Benken arbeitet als Autorin, Model und Influencerin.

Eine Party zu viel

Der Gerichtshof der öffentlichen Meinung hat sein Urteil über Boris Johnson längst gesprochen. Als Nachfolger könnte erstmals ein Hindu die Geschicke Britanniens lenken.

Francis Pike

London

In der vergangenen Woche wurden zwei der prominentesten öffentlichen Personen Grossbritanniens vom Gerichtshof der öffentlichen Meinung schuldig gesprochen. Prinz Andrew, der den Vorwurf des sexuellen Missbrauchs bestreitet, ist bereits verurteilt worden. Auf Drängen von Prinz Charles und ohne das Urteil des Gerichts abzuwarten, hat Königin Elizabeth ihren Sohn kaltgestellt. Andrew, heldenhafter Hubschrauberpilot im Krieg um die Falklandinseln, darf seine royalen und militärischen Titel nicht mehr tragen.

Premierminister Boris Johnson dagegen, der nach eigenem Eingeständnis an einer Gartenparty in der Downing Street teilnahm und damit gegen die Lockdown-Bestimmungen versties, hat bislang überlebt. Warum hat die bekanntermassen gnadenlose Konservative Partei, die erfolgreichste Partei in der Geschichte, bislang darauf verzichtet, Boris zur Guillotine zu führen? Könnte es sein, dass die Konservativen weniger gnadenlos sind als die Royals, wenn es um den eigenen Ruf geht? Nein. Einstweilen kommt es der Partei entgegen, von einem Zombie angeführt zu werden.

Rechte Presse hat genug

Während der allwöchentlichen parlamentarischen Fragestunde, die dem Oppositionsführer die Gelegenheit bietet, den Premierminister mit unangenehmen Fragen zu löchern, auf die der Angesprochene kunstvoll ausweichend reagiert, erklärte Boris Johnson, er habe nicht gewusst, dass er eine Gartenparty besucht habe. Ähm – ist das sein Ernst? Selbst der hölzerne Keir Starmer, Chef der Labour Party, schaffte es, den Premierminister zur Schnecke zu machen, während konservative Abgeordnete schweigend dasassen und verlegen dreinblickten.

Die BBC fällt, wen wundert's, über Boris Johnson her. Endlich können die verbitterten Brexit-Gegner Rache an ihm nehmen. Die linke, proeuropäische Presse ist ähnlich drauf. Nach Ansicht eines linken Träumers namens Baron Adonis, der offenbar in einer Parallelwelt



Ärger über seine Nachsichtigkeit:
Premier Johnson.

lebt, muss man Boris nur in die Wüste schicken, dann wird sich auch der Brexit erledigt haben.

So weit, so vorhersehbar. Aber dummerweise hat die rechte Presse in diesen Chor eingestimmt. Sie hat die Nase voll von Johnsons Inkompetenz, von seinen Lockdown-Massnahmen, seinen privaten finanziellen Unregelmässigkeiten, seiner

Endlich können die verbitterten Brexit-Gegner Rache an ihm nehmen.

Scheinheiligkeit, dem kostspieligen Ökofanatismus seiner Frau und seiner lockeren Fiskalpolitik mit ungebremster Verschuldung und nun auch noch Steuererhöhungen.

Konservative Abgeordnete ärgern sich ausserdem über Johnsons nachsichtige Haltung gegenüber den Fehlritten seiner Mitarbeiter. Inzwischen wurde bekannt, dass seine Kollegen sich am Vorabend von Prinz Philips Beisetzung zu einer feuchtfröhlichen Party in der Downing Street trafen. Der *Spectator*, dessen Herausgeber Johnson einst war, fand es in einem bissigen Kommentar keineswegs erstaunlich, dass der Premier sich nicht daran erinnern könne, an

einer Party teilgenommen zu haben, wo er sich nicht einmal daran erinnern könne, wie viele Kinder er habe

Selbst der Mann, der eine «unabhängige» Untersuchung zu «Partygate» leiten sollte, musste zurücktreten. Dreimal dürfen Sie raten, warum. Weil er selbst mitgefeiert hatte. Die Untersuchung liegt nun in den Händen einer grauen Beamtin mit dem passenden Namen Mrs Gray. Selbst wenn sie Johnson aus formaljuristischen Gründen entlasten sollte, wird ihm das wenig nützen. Der Gerichtshof der öffentlichen Meinung hat sein Urteil längst gesprochen, wie schon im Fall von Prinz Andrew. Im Zeitalter der sozialen Medien zählt nur das. Die Frage ist nicht, ob, sondern wann Boris Johnson zurücktritt.

Wer wird sein Nachfolger?

Der Frühsommer wäre eine geeignete Zeit – nach den Kommunalwahlen im Mai (das zu erwartende Massaker könnte man dann unschwer ihm anlasten) und wenn die Inflation ihren Höhepunkt erreicht haben dürfte. Und wer wird sein Nachfolger? Nicht Aussenministerin Liz Truss, die gern als Margaret-Thatcher-Verschnitt in den sozialen Netzwerken posiert. Nicht Ex-Aussenminister Jeremy Hunt, eine Art hosentragende Theresa May. Auch nicht Michael Gove, der als verlogener Streber gilt.

Der nächste Premierminister wird Rishi Sunak sein («Dishy Rishi», wie er oft genannt wird), der schlanke, immer wie aus dem Ei gepellte Schatzkanzler und ehemalige Goldman-Sachs-Manager, der aus einer Hindu-Familie stammt. Er ist ein heller Kopf, liebenswürdig und artikuliert. Anders als der oberflächliche Johnson kennt er sich in den Details aus und weiss, dass er, verheiratet mit der Tochter eines indischen Tech-Milliardärs, exakt zwei Kinder hat. Vor allem aber wird er der unternehmerfreundlichste Premier seit Margaret Thatcher sein. Sunak wird das Beste aus der Scheidung von einer sklerotischen EU herausholen. *Good luck!*

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Politikerin ohne Standpunkt

Gestern so, heute ganz anders: Die Zürcher Regierungspräsidentin Jacqueline Fehr (SP) verunsichert und befremdet durch den ständigen Wechsel ihrer Positionen.

Christoph Mörgeli

Als sie noch im Nationalrat sass, gab sie sich als konsequent denkende und handelnde Politikerin mit zuverlässigem Kompass. Am linken Flügel ihrer Partei politisierend, berief sich die Sozialdemokratin jederzeit auf programmatische Grundsätze und stellte Abweichler ruppig in den Senkel. Sie kannte jedes Detail der Vergangenheit und Gegenwart ihrer SP und gab zum 125-Jahr-Jubiläum eine kämpferische Parteigeschichte heraus. Doch nach ihrer Wahl in den Zürcher Regierungsrat geschah mit Jacqueline Fehr eine wundersame Verwandlung: Die Amtszeit der letzten beiden Jahre ist geprägt von Unsicherheit, Zaudern und einem inhaltlichen Hüst und Hott. Sie wechselt regelmässig ihre Meinung und dreht ihre Fahne populistisch nach dem Wind.

«Nicht gerade liberal»

Was ist los mit der einst so selbstsicher agierenden Winterthurerin? Diese Frage stellen sich zunehmend Zürcher Parlamentarier, Journalisten und andere Kenner der politischen Szene. Ihre Trittsicherheit verlor Jacqueline Fehr schon in den ersten Monaten der Covid-Pandemie. Sie hinterfragte die Massnahmen («Beim Maskenzwang habe ich meine Zweifel») und verglich den Mundschutz mit einem muslimischen Nikab. Auf repressive Massnahmen reagierte sie allergisch und drängte auf schnelle Lockerungen. Auch wandte sich Fehr erfolglos gegen die Maskenpflicht in den Läden. Dies alles, um sich später auf ihrem privaten Blog für ihre Haltung reumütig und kleinlaut zu entschuldigen. Sie habe zu ihrem Bedauern in den vergangenen Monaten einige Situationen falsch eingeschätzt: «Es war damals im Sommer kein guter Zeitpunkt, um öffentlich Zweifel am behördlichen Handeln zu säen. Ich verunsicherte und verärgerte damit viele Menschen. Auch das tut mir leid.»

Fortan verwandelte sich Jacqueline Fehr in eine kämpfende Löwin für weitergehende Covid-Massnahmen. Ende 2020 übte sie Druck auf Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli (SVP) aus, um im Kanton Zürich die Kapazi-



Trittsicherheit verloren: Direktorin der Justiz und des Innern Fehr.

täten für Corona-Tests energisch weiter auszubauen. Die 8000 Bürger, die in ihrem Winterthur gegen das Covid-Zertifikat demonstriert hatten, kanzelte sie als Volksminderheit von 0,05 Prozent ab. Mittlerweile fordert Fehr in den Tamedia-Zeitungen eine allgemeine Covid-Impfpflicht und widerspricht auch damit ihrer Amtskollegin Rickli. Sie zeigt auch gleichen Fahrplan für die gesetzlichen Grundlagen auf. Doch nimmt sie ihr Vorhaben prompt wieder halb zurück, indem sie betont, niemand werde zwangsweise geimpft. Eigentlich sei die Impfpflicht «unschön» und «nicht gerade liberal». Das Recht auf körperliche Unversehrtheit bleibe jederzeit gewahrt, und sie sei auch gegen Bussen. Das Publikum bleibt ratlos zurück: Will sie jetzt ein Impf-Obligatorium oder die körperliche Unversehrtheit aller Menschen?

Im Krach um die umstrittene Sammlung Emil Bührle im neuen Zürcher Kunsthaus duckt sich Jacqueline Fehr bestmöglich weg. Dabei ist die kantonale Kulturministerin nicht nur für die Finanzierung mitverantwortlich, sondern auch fürs mediale Desaster. Zwei von ihr vorgeschlagene Frauen sitzen als Kantonsabgeordnete im Vorstand. Fehr stand jahrelang hinter dem Entscheid, keine externe Provenienzforschung zu betreiben, weil die Sammlung zu den besterforschten der Welt gehöre. Plötzlich schwenkten die SP-Magistratinnen Jacqueline Fehr und Corine Mauch um und forderten eine externe Erforschung der Herkunft der Bilder. Sie begründeten ihren Sinneswandel einzig mit der «laufenden öffentlichen Debatte». Doch neuerdings lässt Fehr ihre Parteikollegin, die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch, allein im Regen stehen, so sehr sich diese auch

bemüht, den Namen der Regierungsrätin als Mitverantwortliche ins Spiel zu bringen. Der Kunsthausdirektor soll jetzt als Bauernopfer der beiden Politikerinnen dienen, um von ihrer Mitverantwortung bestmöglich abzulenken.

Im Fall des Problemhäftlings Brian behauptete Jacqueline Fehrs Justizdirektion jahrelang steif und fest, es gebe keine Alternative zur rigiden Einzelhaft in der Strafanstalt Pöschwies. Der 26-Jährige sei brandgefährlich, enorm gewaltbereit und völlig unberechenbar. Doch kaum haben die Uno, die nationale Folterkommission und das Bundesgericht eine Lockerung der Haftbedingungen gefordert, will Fehr den berüchtigten Brian ins normale Haftregime überführen. Nach betonter Härte wegen des Aufschreis des Publikums wechselt die Regierungsrätin im Fall des teuren Schlägers wieder in den geschmeidigen linken Integrationston: «Mit der Verlegung möchten wir B. K. ermöglichen, an seiner Entwicklung zu arbeiten und insbesondere konfliktfreie Beziehungen zu Mitarbeitenden und Mitgefangenen aufzubauen.» Fehr weiss genau, dass der large Umgang mit Brian ihrem grünen Amtsvorgänger Martin Graf die Wiederwahl gekostet hat. Doch um die Gunst ihrer linken Klientel nicht zu verscherzen, gelangte die SP-Frau schon im Sommer an die Folterkommission mit der Bitte, sich zu den Haftbedingungen Briens zu äussern. Von konsequenter Inkonsequenz zeugte auch, dass Fehrs Direktion ein Kunstprojekt im Theater am Neumarkt mit 20 000 Franken unterstützte, dass ihren Strafvollzug an Brian kritisierte.

Steuergeld für abgesagtes Alba-Festival

Öffentlich Abbitte für ihre Fehler leisten musste Regierungspräsidentin Fehr auch im Fall Adrian Leimgrübler. Sie hatte den vom Volk gewählten freisinnigen Statthalter des Bezirks Dietikon unrechtmässig entlassen, wie



das kantonale Verwaltungsgericht feststellte. Ja, sie habe «einen Fehler gemacht», indem sie die Entlassung eigenmächtig ausgesprochen habe, für die eigentlich der Gesamtratsrat zuständig gewesen wäre. Weiter räumte die Regierungspräsidentin Fehr ein: «Es war eine schmerzliche Affäre, in der ein langjähriger Staatsangestellter einen hohen Preis bezahlt hat.» Einen hohen Preis für Fehrs Fehler bezahlten auch die Steuerzahler, denn die Affäre kostete den Kanton 435 000 Franken.

Das europaweit bekannte Alba-Festival der albanischen Gemeinschaft sagte Jacqueline Fehr trotz 3-G-Schutzkonzept mittels Präsidialverfügung nicht einmal 48 Stunden vor dem Anlass ab. Sie mass mit unterschiedlichen Corona-Ellen, denn am gleichen Wochenende wurde ein Pride-Umzug mit 20 000 Teilnehmern zugunsten der Abstimmung «Ehe für alle» in der Stadt Zürich bewilligt. Dabei hatte Gesundheitsdirektorin

Will sie jetzt ein Impf-Obligatorium oder die körperliche Unversehrtheit aller Menschen?

Natalie Rickli noch unmittelbar zuvor informiert: «Dieses Wochenende werden wir ein Impfmobil am Alba-Festival, dem Kulturfestival der kosovo-albanischen Gemeinschaft, aufstellen.» Auf den öffentlichen Vorwurf der «bewussten Diskriminierung» räumte Jacqueline Fehr zerknirscht eine «ungünstige Kommunikation» ein. Tatsächlich hatte sie die Absage mit der epidemiologischen Lage in Albanien und Nordmazedonien und der dort herrschenden tiefen Impfquote begründet.

Im Newsportal Albinfo.ch entschuldigte sie sich, dass die Absage so kurzfristig geschah und nicht bereits eine Woche früher. Sie nehme es zudem sehr ernst, dass die Begründung des Widerrufs als diskriminierend wahrgenommen werde. Aus diesem Grund wolle sie ihr Vorgehen unter dem Diskriminierungsaspekt «unabhängig überprüfen lassen» und habe die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus um eine Beurteilung gebeten, «so dass aus den gemachten Erfahrungen gelernt werden könne». In Eigenregie entschädigte Fehr die Organisatoren des Alba-Festivals für ihren einsamen Entscheid mit weit über einer halben Million Franken Steuergeld. Dem Gesamtratsrat blieb nur übrig, die teure Übung nachträglich abzusegnen.

Noch vor eineinhalb Jahren hat die *Weltwoche* über die SP-Politikerin geurteilt: «Fehr gehört nicht zu jener Sorte von Politikern, die ständig auf die Publikumsgunst schielen und ihre Meinung den angesagten Trends anpassen.» Jacqueline Fehr hat seither alles unternommen, um diese Einschätzung zu widerlegen.



THIEL

Staatsoper

Opernbesucher: Entschuldigen Sie, ich habe kein Programmheft. Was wird denn hier gespielt?

Sitznachbar: Ich würde sagen, eine tragische Oper in Bergen von Akten.

Opernbesucher: Man versteht ja kein einziges Wort von dem, was die da singen.

Sitznachbar: Die singen auch keine Worte, sondern Zahlen.

Opernbesucher: Aber das ist doch kein Gesang, sondern nur Geflüster.

Sitznachbar: Vermutlich singen sie geheime Zahlen.

Opernbesucher: Und dafür kriegen die Gage?

Sitznachbar: Vielleicht werden sie auch geschmiert, wer weiss.

Opernbesucher: Was spielen die drei Damen für Rollen?

Sitznachbar: Opferrollen.

Opernbesucher: Ach, deshalb die ganze Pathetik. Der Darsteller mit der Glatze kommt mir bekannt vor.

Sitznachbar: Das ist ein bekannter Selbstdarsteller.

Opernbesucher: Er stellt sich selbst dar? Was soll das heissen?

Sitznachbar: Er spielt keine Rolle.

Opernbesucher: Und wo ist der Chor?

Sitznachbar: Der Chor ist im Foyer beim Apéro der Lobbyisten.

Opernbesucher: Und warum spielen die Musiker nicht? Die sitzen nur im Orchestergraben und grinsen.

Sitznachbar: Das ist das Begleit-orchester. Es macht gute Miene zum bösen Spiel.

Opernbesucher: Hat das Stück überhaupt eine Handlung?

Sitznachbar: Es soll eine institutionelle Rahmenhandlung geben.

Opernbesucher: Und worin besteht die?

Sitznachbar: Keine Ahnung. Ich weiss nicht einmal, wer Regie führt.

Opernbesucher: Mir scheint, hier fehlt die Regie gänzlich.

Sitznachbar: Dann ist es eine Selbstinszenierung.

Andreas Thiel

SRF: Kosten und Klima spielen keine Rolle

Bei der deutschen TV Skyline GmbH können sie ihr Glück kaum fassen: «Das Schweizer Ski-Highlight der Weltcup-Saison steht vor der Tür, und wir dürfen im Auftrag von SRF mit unserem Ü7 den Weltcup in Wengen produzieren.» Da der eigene Übertragungswagen gerade auf einem dieser umweltschädlichen Ozeanriesen für die Olympischen Spiele nach Peking dümpelt, war SRF nicht in der Lage, die Übertragung des prestigeträchtigen Lauberhornrennens selbst zu produzieren.

Eine Offerte der nur 15 Kilometer entfernten Produktionsgesellschaft NEP, die über viel Erfahrung mit Sportübertragungen verfügt, wurde abgelehnt. Man zog es vor, einen über 16 Meter langen, 38 Tonnen schweren, für 32 Arbeitsplätze ausgelegten Übertragungswagen herbeizuordern. Von Berlin nach Wengen sind es fast 1000 Kilometer.

Damit ist klar: 1. CO₂-Ausstoss und Klimawandel kümmern SRF nicht im Geringsten. 2. Der SRF-Slogan «Die Schweiz im Herzen» ist Schall und Rauch. 3. SRF hat viel zu viel Geld. *Claudio Zanetti*

Verkehrspolitik: Zürich verodet

An der Zürcher Bahnhofstrasse schliesst das Modehaus Modissa seinen Hauptsitz. Dabei ist das Mitte der 1970er Jahre eingeweihte Haus erst 2015 saniert worden. 75 Angestellte verlieren den Job. Davor hatte bereits das Warenhaus Manor seine Pforten geschlossen. In der Metzgerei Bär am Rennweg wurde unlängst der letzte Fleischkäse verkauft. Das Spielwarengeschäft Franz Carl Weber räumte seinen Standort an der Bahnhofstrasse und zog auf den Bahnhofplatz. Auch Bally verkauft seine Schuhe schon nicht mehr an prominentester Lage. Seit Beginn der Pandemie haben sich die Mieterwechsel an der prominentesten Einkaufsmeile zu 50 Prozent erhöht.

Dies ist zweifellos dem Aufkommen des Onlinehandels geschuldet. Man muss aber kein Wissenschaftler sein, um diesen Trend auch der städtischen Verkehrspolitik zuzuschreiben. Wenn die Städte je länger je mehr zu autofreien Zonen werden, schreckt dies auch die zahlungsfähige Kundschaft ab. *Thomas Renggli*

Stunde der Wendehälse

Die Filmstars Daniel Radcliffe und Emma Watson verdanken den Romanen von J. K. Rowling ihre Karriere. Nun lassen sie ihre Autorin im Stich.

Rolf Hürzeler

Die Frage ist absurd, aber ernstgemeint: Was ist ein Mensch, der menstruiert? Für J.K. Rowling - Wikipedia ist die Antwort klar: «Eine Frau.» Mit diesem Befund zog sie sich die Wut der LGBT-Bewegung zu. Denn viele ihrer Aktivisten fühlen sich ohne weiblichen Körper weiblich.

Sie treffen damit genau den Punkt, der Rowling aufstösst: «Trans-Aktivisten lassen keine Unterscheidung der Geschlechter mehr zu.» Die Autorin ist Opfer einer Kampagne von LGBT-Aktivisten, die bedrohliche Züge angenommen hat. Eben veröffentlichten sie Rowlings Privataadresse in der schottischen Hauptstadt Edinburgh auf Facebook.

Klima der Intoleranz

Anfang Januar ging die Erinnerungssendung «Harry Potter 20th Anniversary: Return to Hogwarts» des amerikanischen Senders HBO über den Bildschirm – ohne die 56-jährige Schriftstellerin

Rowling. Die Erfinderin der Fantasy-Figur mochte in der filmischen Dokumentation nicht neben Daniel Radcliffe und Emma Watson auftreten.

Denn die Hauptdarsteller der «Harry Potter»-Kinofilme hatten im absurden Streit zwischen Rowling und der Transgender-Bewegung gegen die Schriftstellerin Stellung bezogen.

Die Haltung der beiden illustriert das herrschende Klima der Intoleranz. Die sexuelle Identität wird zur mittelalterlichen Glaubensfrage: Damals bestimmten klerikale Würdenträger, wer ein Christ sei und wer nicht. Heute sagen politisch angeblich Korrekte, wer oder was als Frau durchgeht. So gesehen, ist es erklärbar, weshalb sich Radcliffe und seine Schauspielerkollegen auf die Seite der LGBT-Bewegung gestellt haben. Wohl weniger aus Überzeugung, sondern vielmehr aus Opportunismus gegenüber der Fangemeinde. «Alle Transgender-Frauen sind Frauen. Jede

gegenteilige Auffassung verletzt die Identität und die Würde», schreibt Radcliffe auf der Website «The Trevor Project», das sich der Bewegung verschrieben hat. Er beruft sich auf angebliche Fachmeinungen, die wichtiger seien als Rowlings Urteil. Gönnerisch fügt er an, die Qualität ihrer «Harry Potter»-Romane bleibe unbestritten.

Der Disput ist so grotesk wie lächerlich, hätte er nicht einen ernsten Hintergrund. Rowling sieht ihre Definition der Weiblichkeit als feministisch. Sie sei als junge Frau männlicher Gewalt ausgesetzt gewesen. Diese ist für sie biologisch definiert: «Ein Penis ist ein Penis, ob er einem Mann gehört oder einem Mann, der sich als Frau fühlt.» Eine Vergewaltigung ist für sie in jedem Fall eine Vergewaltigung – egal, wer sie verübt.

Das sollte eine Selbstverständlichkeit sein, ist es aber nicht in einem Klima, in dem eine aktivistische Minderheit der Mehrheit ihre Sicht der Dinge vorschreibt. So hat die schottische Polizei vorgeschlagen, künftig einen Vergewaltiger als Frau zu registrieren, wenn er sich als weiblich versteht. Mitte Jahr entscheidet das schottische Parlament über ein entsprechendes Gesetz.

Auch wenn das letzte Wort in der Sache nicht gesprochen ist, für Radcliffe und Watson ist sie klar. Die Schauspielerin schreibt in einem Tweet: «Trans-Menschen, die sich für trans halten, sollen das Leben führen, das sie wollen, ohne laufend in Frage gestellt zu werden [...]» Watson bezichtigt damit ausgerechnet jene der Intoleranz, die unter der militanten Unerbittlichkeit der Minderheit leiden. Sie lässt es nicht beim Bekenntnis bleiben und ruft zu Spenden für die LGBT-Bewegung auf. Radcliffe und Watson verdanken Rowlings Romanen ihre Karriere. Sie lassen die Schriftstellerin nun nicht nur im Regen stehen, sondern treten auch noch nach.



«Ein Penis ist ein Penis»: Schriftstellerin Rowling.

Zuflucht beim Emir

Fifa-Präsident Gianni Infantino ist nach Katar umgezogen.
Die Sonderermittler der Schweizer Bundesanwaltschaft werden auf Distanz gehalten.

Thomas Renggli

Der *Sonntagsblick* brachte aufs Tapet, worüber schon lange gemunkelt worden war: Gianni Infantino, Präsident des Internationalen Fussballverbands (Fifa), hat seinen Wohnsitz nach Katar, an den Austragungsort der nächsten WM, verlegt. Hatte die Fifa diesen Umzug noch lange dementiert, begründet sie ihn nun auf erstaunliche Weise: Infantino verbringe die Hälfte der Arbeitszeit in Doha, das Haus in der katarischen Hauptstadt ermögliche es ihm, vermehrt mit seiner Familie zusammen zu sein.

Während sein Vorgänger Sepp Blatter vermerkt: «Die Fäden in der Fifa laufen am Hauptsitz in Zürich zusammen. Am WM-Ort gibt es ein lokales OK, in dem der Präsident keine Funktion hat», sagt Infantino: «Die Vorbereitung und Durchführung der Fussball-Weltmeisterschaft in Katar ist sowohl für den Fussball und die Fifa als auch für Katar ein Projekt von herausragender Bedeutung.»

Was ist mit dem Hauptsitz in Zürich?

Es sei eine «einzigartige Gelegenheit», über die Begeisterung für den Fussball Völker und Kulturen aus der ganzen Welt zusammenzubringen. «Für eine Fussball-WM, die in die Geschichte der Region und der Fifa eingehen wird, lohnen sich auch die grössten Anstrengungen.»

Infantino ist die Angelegenheit mittlerweile unangenehm. In einer ausführlichen Stellungnahme, die der Weltverband nur indirekt zitiert haben will, betont ein Mitarbeiter der Kommunikationsabteilung, dass der Präsident weiterhin auch am Hauptsitz in Zürich arbeite. Andere Fifa-Angestellte erzählen dagegen, dass sie den Chef in Zürich kaum noch sähen.

Sepp Blatter hat dazu eine klare Haltung: «Infantino kommt mir vor wie ein Flüchtling. Er sucht Schutz.» Die Meldung vom Umzug Infantinos nach Katar habe ihn nicht überrascht: «Offenbar fühlt er sich in der Schweiz nicht wohl.» Und Blatter glaubt noch mehr zu wissen: «Infantino will den Fifa-Hauptsitz nach Paris verlegen – und liebäugelt auch



Amour fou: Infantino, Emir von Katar.

damit, einen Teil der Administration in die USA auszulagern. In meinen Augen ist das eine schlechte Entwicklung. Denn die Fifa kam 1932 wegen der politischen und wirtschaftlichen Stabilität von Paris nach Zürich – und hat hier ihre Heimat gefunden.» Die Fifa freilich dementiert auch diese Aussagen.

So oder so, die Verbindungen der gegenwärtigen Fifa-Führung mit Katar sind komplex – wobei Infantino auf die Wahl des Emirats als WM-Austragungsort keinen direkten Einfluss hatte. Aber er war 2010 Generalsekretär der Uefa. Sein damaliger «Chef», Präsident Michel Platini, spielte eine Schlüsselrolle. Platinis Treffen im Elysée-Palast mit dem damaligen französischen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy und dem katarischen Kronprinzen (und heutigen Emir) Tamim bin Hamad Al Thani stand am Ursprung des Meinungswechsels «weg von der US-Bewerbung und hin zu Katar».

Dieser Fall wird momentan von den französischen Behörden untersucht. Ausserdem befasst sich das Schweizer Bundesgericht mit den Verbindungen von Nasser al-Khelaifi, dem katarischen Präsidenten von Paris Saint-Germain, zum früheren Fifa-Generalsekretär Jérôme Valcke. Dabei geht es um Fernsehverträge für Katar. Erstaunlicherweise hatte die Fifa ihre

vier Jahre zuvor eingereichte Anzeige gegen al-Khelaifi wegen aktiver Korruption zurückgezogen. Die Hintergründe dieser aussergerichtlichen Einigung sind bis heute diffus.

Schützende Hand des Emirs

Infantino und Katar – das ist fast schon eine *Amour fou*. Offensichtlich sind die wirtschaftlichen und politischen Verstrickungen. Als der Fifa-Patron unlängst einen Teil der Fifa-Administration nach Paris auslagerte, bezog er im «Hôtel de la Marine» Quartier, einem spektakulären Stadtpalast, der in katarischem Besitz ist und unter anderem die Kunstsammlung von Hamad bin Abdullah Al Thani, Cousin des Emirs von Katar, beherbergt. Und als sich der Fifa-Chef in der Schweiz mit dem (mittlerweile) zurückgetretenen Bundesanwalt Michael Lauber zum konspirativen Austausch traf, geschah dies im «Hotel Schweizerhof Bern». Besitzer: die katarische Königsfamilie.

Wegen besagter Treffen sind derzeit die beiden Sonderermittler der Bundesanwaltschaft, Ulrich Weder und Hans Maurer, dem Fifa-Patron auf den Fersen. In Katar werden sie aber sicher keinen Zugriff auf ihn haben. Dort legt der Emir schützend die Hand über seine Freunde. Auch dies kann ein guter Grund für einen unkomplizierten Wohnortwechsel sein.

Pippa Middleton und das wilde Leben nobler Briten in Mürren

Tom Kummer

Manche Menschen kennt man nur von hinten. Und das bleibt so. Ein Leben lang. Schicksal.

Pippa Middleton ist so ein Mensch. Sie ist die Schwester der angehenden britischen Königin, Kate Middleton. Und sie wird am 29. April 2011 selbst weltberühmt. Wegen eines Fotos. Aufgenommen anlässlich der royalen Hochzeit von Kate und Prinz William. Von hinten.

Vielleicht war es das Kleid: ein wenig zu schneeweiss, ein wenig zu figurbetont. Nach Veröffentlichung des Fotos verwandelt sich Pippa über Nacht zu «Her Royal Hotness». «Der geilste Arsch Grossbritanniens» bekommt sogar eine eigene Facebook-Seite. Pippa Middleton wird eine der meistfotografierten Frauen der Welt. *Tristesse royale.*

Was damals niemand ahnen kann: Pippa ist hart im Nehmen. Sie versteht sich als Extremsportlerin. Marathonläufe durch Wüsten. Langstreckenschwimmen. 5000 Kilometer auf dem Fahrrad. Aber jetzt kommt es noch besser: Sie hat Lust auf mehr!

Bunte Schar alternder Kolonialherren

An einem Sonntagabend im Dezember 2015 betritt Pippa den vielleicht berühmtesten *gentlemen's club* von London, den «Oriental Club» am Stratford Place. Die Verfolger der Boulevardpresse sehen zwar nur ihren Hintern. Doch es gibt Gerüchte. Die führen in die Schweiz.

Pippa taucht jetzt hinter den ehrwürdigen Mauern unter, wo sich an jenem Abend im Dezember eine bunte Schar alternder Kolonialherren aufhält: Ex-Banker, Ex-Direktoren von Commonwealth-Unternehmen, pensionierte *tea estate*-Besitzer aus Coorg und Shillong und Darjeeling, ein seltsamer Maharadscha in einem Savile-Row-Anzug, Asiaten, die alle mit «Ihre Exzellenz» angesprochen werden möchten.

Im Foyer wird Pippa von ihrem zukünftigen Mann in die Arme genommen. James Spencer Matthews, ehemaliger Autorennfahrer, Hedgefonds-Manager und Erbe des schotti-

schen Feudaltitels Laird of Glen Affric. Die beiden verliebten Extremsportler umarmen sich, direkt unter einem Gemälde, das für diese Geschichte eine gewisse Bedeutung trägt.

Abgebildet ist nämlich Baron Roberts of Kandahar and Waterford, Held des britischen Empire, der den letzten Sieg des Westens über die Afghanen bei der Schlacht von Kandahar feiert, anno 1880. Dieser Baron Roberts wird Namensgeber des heute vielleicht berühmtesten Skiklubs der Welt, der im «Oriental Club» sein Londoner Hauptquartier eingerichtet hat.

Als Pippa und James später vor die Presse treten, bricht eine kleinere Hysterie aus. Wann es denn endlich so weit sei mit der Hochzeit?

Die Angeberei überlassen die Briten der Schickeria in St. Moritz, Zermatt oder Gstaad.

Wo sie denn die Flitterwochen verbringen würden? Wieso sie sich ausgerechnet im «Oriental Club» eingefunden hätten? Niemand kann sich in den wildesten Träumen vorstellen, dass sich Pippa bei Offiziellen des Kandahar Ski Club nach einem Skirennen in der Schweiz erkundigt. Nicht irgendein Rennen, so viel sei schon verraten. Für Pippa Middleton muss es schon das längste und vielleicht härteste Abfahrtsrennen der Welt sein.

Im Inferno der Journalistenfragen bleibt Pippa irgendwann stehen, lächelt. Eine Reporterin der *Sun* hat gerade gefragt, ob es stimme, dass sie für die Winterferien in die Schweiz fahre.

Und Pippa antwortet ganz verlegen: «Ja.» «Wohin, Madame? Wohin?»

Pippa bleibt freundlich. «Swiss Alps.»

Das beruhigt hier niemanden. «Wohin genau?»

Ihr angehender Ehemann stellt sich jetzt schützend vor Pippa: «Es ist ein Ort mit den perfektesten Lebkuchen-Chalets, die man sich vorstellen kann.»

«Davos? St. Moritz? Zermatt? Wo, Sir?»

«Es ist winzig und wahnsinnig niedlich.»

«Wir bitten Sie, Sir. Sagen Sie uns den Namen!»

«Nur mit der Seilbahn erreichbar, und die Bergruhe ist aussergewöhnlich. Wir danken Ihnen.»

Das Paar steigt jetzt in eine schwarze Jaguar-Limousine. Blitzlicht flackert.

Schluck für den Wahnsinn

Mürren. Dritte Januarwoche 2016. Die Morgensonne schiebt sich hinter der Westflanke des Eigers hervor. Aus dem Lauterbrunnental rauscht die Weisse Lütschine, die in «Der Herr der Ringe» von J. R. R. Tolkien «Lautwasser» heisst. Unterhalb des Schilthorns steht Pippa Middleton bereit für den Start zu ihrem ersten Inferno-Rennen. Der Zukünftige, James Spencer Matthews, streckt ihr einen Becher mit *Amaretto coffee* aus der Thermosflasche entgegen, obwohl am Starthaus eine Schnapsflasche hängt – ein Schluck für den Wahnsinn, eine Inferno-Tradition seit 1928.

Aus dem Hintergrund ertönen jetzt «Pippa go!»-Schreie. Eine Gruppe royaler Kandahar-Mitglieder ist zur Unterstützung angereist. Da wären Prinz und Prinzessin Michael von Kent, Graf und Gräfin von Wessex, Gerald Grosvenor, 6th Duke of Westminster, unzählige Kinder und eine Handvoll Nannys. Zwei getarnte Bodyguards stehen abseits. Sie halten die Herren von *Sun* und *Tatler* in Schach, die ins Berner Oberland gekommen sind, um über den Hintern der Nation in einem Catsuit zu berichten.

Aber da ist mehr: Pippa trägt jetzt Skis und die Startnummer 1686. Vor ihr liegen 14,9 Kilometer Piste, Höhendifferenz 2170 Meter, 1800 Teilnehmer, Fahrtzeit zirka 15 Minuten, das abenteuerlichste Volksrennen auf dem Planeten. Und alle sind gleich. Keine Privilegien. Keine Geheimnisse. Als sich Pippa aus dem Starthaus abstösst, scheut sie zuerst die Hocke. Fotografen haben längst ihre Objektive gerichtet. Können es kaum erwarten.

Erst bei der Traverse-Einfahrt ins Engetal nimmt sie die Hocke ein, schafft dabei Tempo 100 km/h (tatsächlich sind es später oberhalb des Kanonenrohrs sogar 130 km/h). Endlich beugt sie sich ganz nach vorne: der be-



Hart im Nehmen: Extremsportlerin Middleton, Skicrack Sir Arnold Lunn, Kriegsheld Baron Roberts of Kandahar and Waterford (im Uhrzeigersinn).



rühmteste Hintern Grossbritanniens in der Höhenluft über dem Grauseeli. Sie keucht, sie kämpft, sie schreit.

Ihre Fahrt dauert 12 Minuten und 28 Sekunden. Sie wird später im Ziel ganz bescheiden zugeben, die Zeit sei ihr nicht so wichtig gewesen. Viel schöner sei dieses Gefühl, «andere Fahrer zu überholen». Bloss kein Blick von hinten!

Mein Vater kennt sie alle

Die Erkenntnis kommt aus der Tiefe: Seit ihrem massenmässigen Auftauchen in dem verarmten Bauerndorf Mürren am Ende des 19. Jahrhunderts haben die Briten immer so getan, als ob es ihnen nicht um ein Oben und Unten gehen würde. Die Angeberei überlassen sie der Schickeria in St. Moritz, Zermatt oder Gstaad. Understatement ist ihr Ding. Dazu

die Sehnsucht nach Spass im Schnee, gesunder Luft, ein bisschen Wahnsinn. Immer vorne weg, nie von hinten.

Wenn die Briten heute gefragt werden, zu welcher Klasse sie gehören – und das hat die BBC vor ein paar Jahren im «Great British Class Survey» getan –, dann sagen die meisten von ihnen: «Wir sind irgendwo in der Mitte. Nicht oben, nicht unten.» Natürlich lügen sie sich dabei alle in die Tasche. Grossbritannien wird weiter vom Klassen-Snobismus beherrscht – auch wenn sich das heute subtiler zeigt. Wir sind vorne, nicht hinten. *That's it!*

Mir als kleinem Jungen in den goldenen siebziger Jahren erscheinen die Briten meistens «von hinten». Noch dauert es fünfzig Jahre, bis ich Mitglied des Kandahar Ski Club werde. Wir verbringen jeden Winter in Mür-

ren. Mein Vater kennt sie alle, und er sagt es immer wieder: Ohne diese Briten gäbe es den Bergtourismus, den Skisport, den Wahnsinn nicht, wie wir ihn heute kennen.

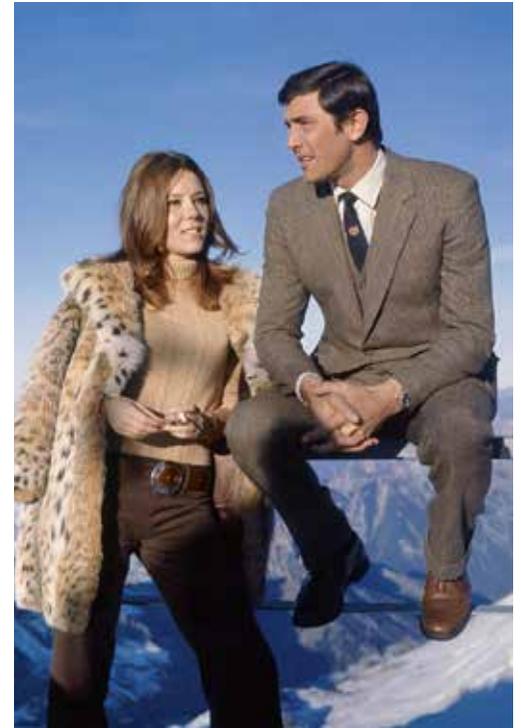
Wie aus einer Tolkien-Fantasie

Da wäre natürlich der legendäre Sir Arnold Lunn zu erwähnen, Sohn des Tourismus-Pioniers Sir Henry Simpson Lunn, der den Kandahar Ski Club 1924 im Hotel «Palace» in Mürren gründet. Ich habe ihn nie richtig von vorne erlebt. Jedenfalls erinnere ich mich nicht daran.

Später sehe ich seinen Sohn Peter. Er sieht mehr wie ein Charakter aus einer J.-R.-R.-Tolkien-Fantasie aus, meistens sehe ich ihn nur von hinten, immer ist er der Erste beim Ausstieg aus der Schilthornbahn, der Erste auf der steilsten Piste der Berner Alpen, 88 Prozent



Understatement ist ihr Ding: Mürren, 1961 (l.), Diana Rigg und George Lazenby bei den Dreharbeiten von «On Her Majesty's Secret Service» auf dem Schilthorn, 1968.



Neigung, die Direttissima beim Birg. Peter Lunn ist zudem ein legendäres Mitglied des britischen Geheimdienstes MI6 und bis zu seinem Tod ein Urgestein in der Mürrener Schneelandschaft.

Überhaupt bildet sich hier ein undurchschaubarer militärisch-wirtschaftlicher Komplex, der mit britischen Soldaten beginnt, die während des Ersten Weltkriegs im Berner Oberland interniert werden, und Fortsetzung fin-

Die tiefere Lehre der Briten: Schau nie einen Menschen von hinten an!

det bei hohen Schweizer Militärs und Wirtschaftskapitänen, die sich in ihren Chalets über der Mürrenfluh diskret verbrüdern. Und dazwischen bewegen sich die Briten wie unschuldige Fantasten.

Per Armkraft vorwärts

Als sie Mürren in den 1920er Jahren als ihren «Playground» entdecken, werden im Dorf Ski immer noch als ausserirdische Objekte aus dem hohen Norden gehandelt. Dass man so ein Ding zum Vergnügen nutzen kann, fällt erst den durchgeknallten Briten ein, die an den Hängen am Allmendhubel und Schiltgrat ihren Funpark entdecken – und nebenbei den Slalom erfinden, die erste FIS-Skiweltmeisterschaft durchführen und das längste Rennen der Welt organisieren.

Die Norweger mögen das Skifahren, wie wir es kennen, erfunden haben. Aber es sind Mitglieder des Kandahar Ski Club, die erkennen,

dass es nicht nur darum gehen kann, Stilpunkte zu sammeln, sich per Armkraft vorwärtszubewegen oder für Sekunden durch die Lüfte zu segeln. Viel wichtiger ist es doch, auf direkter Linie und so schnell wie möglich von oben nach unten zu rasen. *Downhill racing!* Die tiefere Lehre der Briten: Schau nie einen Menschen von hinten an!

Aber was konnten sie uns seither sonst noch beibringen? Viel war es nicht seit Slalom und FIS-WM. Seit James Bond die süsse Diana Rigg aufs Schilthorn lockte. Seit Pippa einen sexy-shosen Charme in den Mürrener Schnee carvte.

Daran trägt der Kandahar Ski Club keine Schuld. Die Briten kommen auch heute noch nach Mürren, um sich zu amüsieren. Dabei wären Innovationen gerade jetzt gefragt – in Zeiten der Klimakrise wirkt Skifahren immer mehr wie aus der Zeit gefallen. Obwohl Mürren auf der Insel gerne als der Schweizer Skiort

angepriesen wird, an dem man noch einigermaßen guten Gewissens auf die Piste kann. Als Mitglied der Oberschicht lässt sich hier sowieso unerkannter feiern als anderswo – und schonungsloser.

Imperiales Kommando

Die heisseste Inferno-Party findet meistens in der «Tächi-Bar» im Hotel «Eiger» statt – dem inoffiziellen Hauptquartier des Kandahar Ski Club. Hier kann sich die britische Aristokratie – oder wer sich dazugehörig fühlt – unbeobachtet selber feiern.

Doch halt! Understatement stösst auch hier irgendwann an seine Grenzen: Zwei Gentleman in Skihosen – einer trägt dazu eine Marie-Antoinette-Perücke – schultern jetzt im golden-elektrischen Stroboskoplicht eine abgeschraubte Tischplatte.

Obendrauf sitzt Pippa Middleton. Sie bewegt sich lasziv wie eine Hindu-Göttin und zieht dazu langsam ihren Kandahar-Skipulllover aus. Der Typ mit der Marie-Antoinette-Perücke setzt ein Megafon an seinen Mund und brüllt jetzt ein imperiales Kommando: «Pippa! Zeig uns endlich deinen Arsch!»

Langsam kippt die Stimmung. Die Tischplatte ebenso. Sieht jetzt alles weniger nach «The Crown» aus als nach «Trainspotting» – *if you know what I mean.*



„Das macht dann zwei Millionen abzüglich der Verwaltungskosten...“

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und als einer von wenigen Schweizern Mitglied des Kandahar Ski Club. Sein Text ist die literarische Umsetzung eines Artikels, der vor einigen Jahren im britischen Society-Magazin *Tatler* erschienen ist.

Fahrwasser des Zeitgeists

«Haltung zeigen» geht dann, wenn das Risiko besteht, alleine dazustehen – und es trotzdem zu tun.



Ich weiss nicht, wie es in der Schweiz ist, aber in Deutschland setzt man sich im Geschichtsunterricht auf mehreren Klassenstufen mit dem Nationalsozialismus auseinander. So sicher wie die Tatsache, dass man nichts so intensiv behandeln wird wie das Dritte Reich, ist die Gewissheit, dass sich stets ein Grossteil der Schüler – hätte man damals gelebt – auf der Seite des Widerstands wähnt. So, wie jeder Deutsche bei Gesprächen irgendjemanden aus dem Hut zaubert, der gegen die Nazis gekämpft hat, so findet sich im Klassenzimmer kaum jemand, der nicht felsenfest der Meinung ist, ihm wäre das nie passiert, kopflos mitzumarschieren.

Mit vollen Hosen lässt es sich eben gut stinken. Aus dem demokratischen Frieden heraus argumentiert, hätte sich jeder todesmutig den Nazis entgegengestellt. Die Vergangenheit gestaltet sich erträglicher. Und in den modernen westlichen Gesellschaften halten sich die meisten Menschen ohnehin für etwas Besonderes, etwas Unfehlbares. Solange nichts bewiesen werden muss, ist in der Theorie jeder widerständig wie Sophie Scholl, Claus von Stauffenberg oder Georg Elser. Klar!

Gratismut können wir Deutschen. Genau wie «Haltung zeigen» und «Zeichen setzen». Zumindest dann, wenn uns der Applaus sicher ist. Derjenige, für den das Land gefühlt nur noch aus Rassisten besteht, der denkt auch, dass er sich im Widerstand befindet, wenn er auf der Bühne irgendeiner Gala etwas «gegen rechts» sagt.

«Nie wieder», haben wir Deutschen uns geschworen. Und immer wieder stelle ich fest, dass wir gar nicht wissen, was das eigentlich bedeutet. Dass, wer die Wiederholung schlimmer mensch-

licher Abgründe verhindern will, verstehen muss, wie sie entstehen konnten. Und dass dieses Verständnis von Strukturen und Mechanismen hinter dem Totalitarismus und Faschismus nichts mit einstudierter Betroffenheit zu tun hat.

Ich habe nie zu denen gehört, die abwertend von einem deutschen «Schuldskult» gesprochen haben. Ich finde es gut, dass wir uns intensiv mit diesem Teil der Geschichte auseinandersetzen. Ich würde es nur besser finden, wenn wir die rich-

*Gratismut können wir Deutschen.
Zumindest dann, wenn
uns der Applaus sicher ist.*

tigen Schlüsse zögen. Ich trage keine Schuld an den Entscheidungen früherer Generationen, aber ich nehme gerne die Verantwortung an, die daraus erwächst und in mir den Anspruch weckt, es besser zu machen.

Sich einem Unrecht entgegenzustellen, funktioniert nur, wenn ich weiss, wo ich selber stehe. «Haltung zeigen» kann nur, wer eine hat. Was heute als Haltung angesehen wird, ist in den meisten Fällen nicht mehr als Effekthascherei. Wenn ich im Zweifel nichts für meine Haltung zu befürchten habe, wenn mir der Applaus gewiss ist, wo erfordert mein Aufstehen und Denmund-Aufmachen dann noch Mut?

Nein, Haltung zeige ich dann, wenn das Risiko besteht, alleine dazustehen – und es trotzdem zu tun. Das unterscheidet den Mutigen vom Mitläufer. Das ist Zeichensetzung. Und nichts davon habe ich in den letzten Jah-

ren bei jenen gesehen, die für ebendiese mit Preisen überhäuft wurden.

Im Gegenteil. Während Pseudohaltung belohnt wird, wird wahre Haltung bestraft. «Wir haben doch Meinungsfreiheit», «Du kannst doch alles sagen» – das kommt stets von jenen, die für ihre Meinung nichts zu befürchten haben. Aber Meinungsfreiheit wird heute durch mehr definiert als nur die Abwesenheit staatlichen Zwangs.

Wer sozial und beruflich sanktioniert wird, weil er seine eigene Meinung vertritt, dessen Meinungsfreiheit ist eingeschränkt, wenn er eine Familie zu ernähren hat. Und da wundert sich noch jemand über den Trend zum Konformismus und das Aufleben von Feindbildern in der Corona-Zeit?

In Österreich musste jüngst ein neunjähriger Schüler alleine draussen in der Kälte einen Test schreiben, weil er keine Maske trug – trotz ärztlichem Attest. In einer Demokratie, in der die Bürger die Grundlagen einer freien Gesellschaft verstehen und nicht nur einstudiert haben, in der sie nicht nur wissen, wo die anderen hinlaufen, sondern auch, wo sie selbst stehen, in der es noch Überzeugungen und nicht bloss leere Haltung gibt, wären die anderen Schüler mit ihm aufgestanden. Und das ist es letztlich, was den Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit ausmacht. Zwischen echtem Widerstand und gratismutigem Kampf im Fahrwasser des Zeitgeists. Es muss nicht immer der Nationalsozialismus oder der Holocaust sein, um zu beweisen, dass man kein Arschloch ist. Es geht auch einfacher.

Russlands Wiege in Europa

Präsident Putin hat gute Gründe, die Nato so weit wie möglich fernzuhalten. Der Konflikt um die Ukraine ist komplizierter, als es für den Westen den Anschein macht.

Thomas Fasbender

Der russische Präsident hat mit dem Säbel gerasselt, die USA haben sich zum Grossmachtdialog bequemt. Das Weitere sind vorerst Tatarenmeldungen: die bevorstehende Invasion der Ukraine, Moskauer Annexionspläne. In jedem Fall ist das russische Vorgehen, oder besser: sein Erfolg, ein weiterer Beleg für die eskalierende Erosion der westlichen *rules-based international order* – ähnlich der chinesischen Nichtanerkennung des Haager Urteils zu den Gebietsansprüchen im Südchinesischen Meer 2016.

Die Historiker werden sich einst fragen, inwieweit der Westen diesen Prozess durch seine Politik der vergangenen 25 Jahre beschleunigt hat. Die Ukraine ist ein Beispiel. Dort kollidieren die westlichen Rechts- und Ordnungsvorstellungen mit der Interessenswirklichkeit. Russland ist fest entschlossen, die Projektion der US-Macht bis an seine Westgrenze, weithin identisch mit der Frontlinie im Sommer 1944, keinesfalls zuzulassen.

Gesellschaftlicher Gegenentwurf

Was heute Ukraine ist, umfasst die Wiege ostslawischer Staatlichkeit: die Kiewer Rus des frühen und hohen Mittelalters, kulturell und religiös der Grossmacht Byzanz angelehnt, politisch zugleich ein selbstverständlicher Teil der europäischen Welt. Im Lauf der 200-jährigen Mongolenherrschaft ab der Mitte des 13. Jahrhunderts migriert das Zentrum des Verbunds kleiner Fürstentümer Richtung Nordosten. Weitere Jahrhunderte vergehen, bis die anfangs unbedeutende Herrschaft Moskau sich zum Mittelpunkt eines neuen Reichs aufschwingt.

Zu beiden Ufern des Dnjepr wächst derweil ein politisch-kulturelles Dazwischen, ein Niemandsland, das wechselseitig unter den Einfluss der muslimischen Krimtataren und der zunehmend mächtigeren katholischen Polen und Litauer gerät. Sein Rückgrat bilden die vielfältig organisierten Kosakenverbände. Im Nordosten und Norden des Schwarzen Meers werden sie zur Pufferzone im Vorfeld der wachsenden Moskauer Macht – und gleichzeitig zu deren gesellschaftlichem Gegenentwurf: selbstverwaltet,



Mittelpunkt eines neuen Reichs: Odessa am Schwarzen Meer.

stolz und freisinnig. Aussenseiter, entlaufene Sträflinge, Leibeigene, die es nicht mehr auf der Scholle hält, alle finden dort eine Heimstatt.

Ab dem 16. Jahrhundert entsteht, auf dem Gebiet der heutigen Zentralukraine, ein staatsähnliches Gemeinwesen in Gestalt des Hetmanats der Zaporoger Kosaken. Nach 1650 gerät es in den Einflussbereich der Moskauer Zaren, ursprünglich als Schutzmacht im Widerstand gegen das expandierende Polen-Litauen. Gut hundert Jahre später, nach dem Siebenjährigen Krieg, wird es dem russischen Staat einverleibt, zu Beginn als Grenzregion, nach den polnischen Teilungen als kleinrussisches Hinterland.

Eigenständigkeit erlangt die inzwischen als Ukraine bekannte Region erst nach dem Untergang des Zarenreichs, 1917 als Autonomie im Rahmen der Republik, nach der Oktoberrevolution als souveräner, jedoch kurzlebiger Staat. In Teilen hochindustrialisiert, in anderen zutiefst agrarisch geprägt, ist das Land politisch

polarisiert. Ein früher Versuch, die Sowjetmacht in Kiew zu etablieren, scheitert. Im Osten entsteht daraufhin die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik. Beide neuen Staaten kämpfen auf unterschiedlichen Seiten im Bürgerkrieg, die Volksrepublik 1919 offiziell als Alliierte der Polen im Polnisch-Sowjetischen Krieg. Mit dessen Ende 1921 geht die westukrainische Volksrepublik zugrunde. Die Sozialistische Sowjetrepublik gehört im Jahr darauf zu den Gründungsmitgliedern der UdSSR.

Krim als administrative Morgengabe

Das ukrainische Schicksal unter dem Sowjetstern ist Gegenstand heftiger Dispute. Territorial hat das Land von den sieben Jahrzehnten nur profitiert. Das polnische Ostgalizien wurde ihm nach dem Hitler-Stalin-Pakt 1939 (bestätigt 1944) ebenso zugeschlagen wie 1945 einige ungarische, slowakische und rumänische Gebiete. 1954 folgte die Halbinsel Krim als administrative

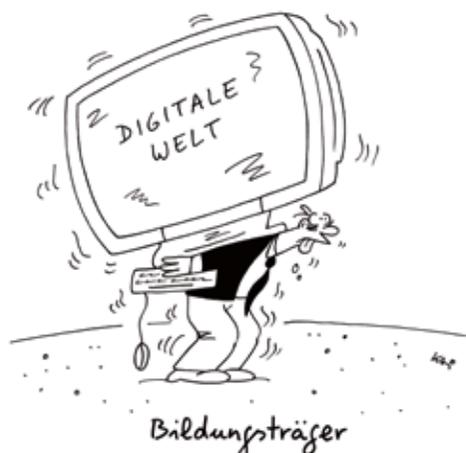
Morgengabe, ähnlich einer bundesdeutschen Kreisreform.

Dennoch streicht die jüngere ukrainische Geschichtsschreibung die Opferrolle heraus. Ist das gerechtfertigt? War der Holodomor, die Hungersnot im Gefolge der Kollektivierung der Landwirtschaft, wirklich der Versuch, das ukrainische Volk auszurotten – oder eher eine grausame Reaktion auf den Antikommunismus der Landbevölkerung? Waren die Ukrainer unter den Apparatschiks und Bonzen nicht sogar überrepräsentiert, exemplarisch verkörpert durch die Generalsekretäre Nikita Chruschtschow und Leonid Breschnjew?

Ungeheurer Migrationsraum

Den Gipfel der Geschichtsklitterung bot ein Auftritt des damaligen ukrainischen Ministerpräsidenten Arsenij Jazenjuk in der deutschen ARD Anfang 2015: «Wir erinnern uns alle sehr gut an die sowjetische Invasion sowohl in der Ukraine als auch in Deutschland.» Die Rede war vom Kriegsverlauf 1944/45. Jazenjuks Behauptung, die auf keinen Widerspruch stiess, kennzeichnet das Niveau der deutschen öffentlichen Diskussion, wenn es darum geht, die angeblich aggressiven Russen zu schmähen.

Was kein politischer Streit aus der Welt schaffen kann: Russen und Ukrainer sind Teil einer historisch-kulturellen Einheit, die bis weit in die Familien reicht. Hier wie dort hat rund die Hälfte der Bevölkerung Verwandte jenseits der Grenze. Dennoch ist es stark verkürzt, wenn der russische Präsident beide Nationen als «ein Volk» bezeichnet. Die Unterschiede in Mentalität und Sprache sind unübersehbar, die prägende Kultur der Kosaken, die Auswirkungen der jahrhundertalten polnisch-katholischen Nachbarschaft. Ohnehin ist die ethnische Vielfalt auf beiden Seiten so weit bemessen wie die des Rheinlands in Carl Zuckmayers «Des Teufels General». Seit den ersten Indoeuropäern bildet die Osteuropäische Ebene zwischen Ural und Karpaten einen einzigen, ungeheuren Migrationsraum. Das Ergebnis sind mehrdimensionale, fluide Identitäten: sprachlich, kulturell, historisch, regional und konfessionell.



Weltwoche Nr. 3.22
Cartoon: Kai Felmy

Korrekt hingegen ist, beide Länder als Teil der «Russkij Mir» zu beschreiben, Teil der sogenannten Russischen Welt. Vergleichbar dem Ausdruck «Britishness», birgt das Wort eine Mischung aus Weltanschauung und Lebensart. Wer vom Donbass aus Richtung Westen fährt, nach Dnipro und weiter entlang dem Dnjepr in Richtung Kiew, überquert keine scharfe Kulturgrenze. Eine Stadt wie Ternopil, Hunderte Kilometer weiter westlich und schon auf dem Territorium des einstigen k. u. k. Galizien, gleicht in ihrem Erscheinungsbild und im Alltag der Bewohner einer beliebigen südrussischen Klein-

Die Ukrainer werden sich nur unter grösstem Zwang den Erben der Moskauer Fürsten beugen.

stadt. Problematisch am Begriff der «Russischen Welt» ist allein das Attribut «russisch». Mit einem neutralen Terminus, der ostslawische Gemeinsamkeiten beschrieb, hätten die wenigsten Ukrainer und Belarusen ein Problem.

Katastrophe für Russland

Auf einem ganz anderen Blatt steht die politische Selbstbehauptung. Den Erben der Moskauer Fürsten werden die Ukrainer sich nur unter grösstem Zwang beugen. Die Tragik ist, dass diese Idiosynkrasie im 21. Jahrhundert zur geopolitischen Waffe geschmiedet wird. Schon 1987 schrieb der ehemalige US-Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski, dass Russland mit der Ukraine auch das Rüstzeug für einen mächtigen, Europa und Asien umspannenden imperialen Staat verlieren werde. Die These wird Jahre später zum Dogma der US-Aussenpolitik, zumal angesichts des chinesischen Comebacks: die Westbindung der Ukraine als Schlussstein der Eindämmung des russischen Störfaktors.

Dabei haben die amerikanischen Strategen einen zweiten Satz in Brzezinskis Buch überlesen: «Russland ohne die Ukraine kann immer noch nach imperialem Status streben, aber das Ergebnis wäre dann ein vornehmlich asiatischer, imperialer Staat.» Das ist nicht die einzige Folge der Osterweiterung der westlichen Einflusszone. Sie beschwört obendrein akute Kriegsgefahr herauf. 2020 begreift man in Moskau, dass die USA zwei alternative Ziele verfolgen: die Ukraine in die Nato oder die Nato in die Ukraine.

Die Russen müssen sich vorwerfen lassen, das erstaunlich spät zu erkennen. Über Jahrhunderte hinweg hat die Moskauer Aussenpolitik zum Ziel gehabt, das Entstehen einer konkurrenzlosen Macht jenseits seiner Westgrenze zu verhindern. Die beiden Male, als es doch dazu kam, gerieten für Russland zur Katastrophe: 1812 unter Napoleon und 1941 unter Hitler. 2020 begreift Moskau, dass sich ein ähnliches Szenario in Gestalt der US-Hegemonie wiederholen kann.

In Moskau wurde der Autor vor Jahren mit dem Argument konfrontiert: Wenn im Juni 1931 ein Russe vorhergesagt hätte, dass Deutschland genau zehn Jahre später mit 156 Divisionen die UdSSR überfallen werde – die Deutschen hätten ihn ehrlichen Herzens für verrückt erklärt.

Es rumort in der Führung

Unabhängig vom besonderen Stellenwert der Ukraine erklärt das Beispiel die russische Allergie gegen eine weitere Nato-Ostexpansion. Die Allianz mag sich für ein reines Defensivbündnis halten, vielleicht sogar ehrlichen Herzens. Doch es rumort in der Führungsmacht. Schon der letzte Machtwechsel im Weissen Haus hätte fast eine Verfassungskrise provoziert. Niemand kann vorhersagen, wie der Konflikt mit China das Land in den kommenden Jahrzehnten verändern wird; selbst ein Wechsel des politischen Systems ist nicht ausgeschlossen.

Russland hat guten Grund, das Bündnis so weit wie möglich von seinen Grenzen fernzuhalten.

Thomas Fasbender ist ein deutscher Publizist. Von 1992 bis 2015 hat er als Manager und Unternehmer in Russland gelebt und u. a. eine Spinnerei an der Wolga betrieben. Zuletzt erschien sein Buch: «Wladimir W. Putin. Eine politische Biographie» (Landt-Verlag 2022).

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vermoegenszentrum.ch/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Lieben uns Hunde wirklich?

Treu und hingebungsvoll sind sie angeblich, des Menschen bester Freund. Jetzt erforscht die Wissenschaft das Hundehirn.

Wolfgang Koydl

Können diese Augen lügen? Wenn ein Mann einer Frau mit Hundeaugen seine Zuneigung versichert, sind Zweifel erlaubt. Aber bei einem Hund? Kann er uns wirklich mit diesem Blick täuschen? Oder ist es eine Liebe, die nur durch den Napf geht?

Diese Frage stellen sich Hundebesitzer seit 10 000 Jahren. So lange schon lebt der Mensch mit dem Hund in einer einzigartigen Beziehung, wie er sie zu keiner anderen Spezies unterhält. Anders als beim Verhältnis Mensch – Schwein, Mensch – Rind oder Mensch – Huhn beziehen beide Partner Vorteile aus dem Zusammenleben.

Ist es Liebe? Skeptisch ist Juliane Bräuer vom Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena: «Liebe, das impliziert auch so ein romantisches Gefühl, und das halte ich jetzt nicht für besonders realistisch», meint sie. Aber auch sie hat bei ihren Forschungen entdeckt, dass Hunde ihre Zuneigung nicht gleichmässig verteilen: «Manche Menschen mögen sie mehr als andere.»

Eindeutiger formuliert es die amerikanische Verhaltensforscherin Leslie Sinn: «Hunde bekommen tatsächlich etwas aus ihrer Beziehung zu uns, das anfängt, ziemlich nach Liebe auszusehen», sagt sie. «Wir können sie nicht befragen, wir können sie nicht auf die Couch legen, aber Studien legen nahe, dass wir für sie recht wichtig sind.»

Vorgetäuschter Herzinfarkt

Bräuer und Sinn gehören zur weltweit wachsenden Zahl von Wissenschaftlern, die das Thema Hundeliebe untersucht – genetisch, medizinisch, psychologisch. Alles deutet darauf hin, dass es wirklich funkt, wenn sich Herr und Hund tief in die Augen blicken, miteinander spielen oder auf der Couch ein Nickerchen machen. In all diesen Fällen steigt das Niveau des sogenannten Kuschel-Hormons Oxytocin stark an – so wie bei Zärtlichkeiten unter Menschen auch.

Doch nicht nur auf molekularer Ebene passiert etwas, auch das Hundehirn reagiert auf Bezugspersonen. Bei Vierbeinern, denen man Gerüche ihrer Besitzer vorgelegt hatte, leuchtete in einem

Kernspintomographen ein Gehirnareal auf, das mit positiven Erwartungen in Verbindung gesetzt wird. Bezeichnenderweise fiel das Ergebnis beim Schweissgeruch des Herrchens stärker aus als beim Duft einer frischen Wurst. Hundeliebe geht also nicht primär durch den Magen.

Hunden wird hingebungsvolle Treue nachgesagt, doch hält diese Vermutung wissenschaftlich stand? Dass Hunde Trennungs- und Ver-



Gerüche und Hormone.

lustängste haben, können jedes Frauchen und jedes Herrchen bestätigen, die ihren Liebling alleine in der Wohnung zurücklassen. Die überschäumende Freude bei der Rückkehr belegt, dass sie vermisst worden sind.

Tiefer ging ein Versuch, mit dem festgestellt werden sollte, ob Hunde ihren Besitzern helfen würden – ohne dazu aufgefordert zu werden. Der erste Test misslang, als die Halter einen Herzinfarkt vortäuschten. Die Hunde reagier-

ten nicht. Herzlose Biester? Doch dann fiel den Verhaltensforschern ein, dass sie die Tiere überfordert hatten: Wie sollten sie auf einen medizinischen Notfall reagieren? Die Rettung rufen? Schnauze-zu-Mund-Beatmung durchführen?

Warnung an romantische Seelen

Die Wissenschaftler erinnerten sich, dass Hunde ihre Besitzer auszugraben versuchten, wenn sie unter Schutt und Geröll verschüttet waren. In einem zweiten Versuch wurden die Menschen daher in einer Kiste eingeschlossen. Drinnen schrien sie und riefen um Hilfe. Nachdem man den Tieren beigebracht hatte, wie sich die Box öffnen liess, machten sich ausnahmslos alle Hunde daran, ihre Besitzer unverzüglich zu befreien.

Aber entspricht das wirklich Liebe? Der Psychologe Clive Wynne von der Universität Arizona vermied lange das «L-Wort»: Ein vieldimensionales Phänomen wie Liebe

Sie verlieben sich schneller als Zweibeiner. Aber Liebeskummer kennen sie nicht.

müsse in kleine, messbare Teile heruntergebrochen werden, meinte er skeptisch – bis er sich selbst eine Hündin anschaffte. Seitdem bezeichnet er sich als «widerstrebenden Konvertiten»: «Sie fühlt wirklich ein Band, eine Verbindung zu mir, die genauso real ist wie jede andere Verbindung, die jede Person in meinem Leben mir gegenüber empfinden würde», gestand er. Inzwischen ist er überzeugt, dass es vertretbar sei, von Liebe zu sprechen.

Ein Urteil, das jeder Hundebesitzer hundertprozentig unterstützen kann – ganz ohne aufwendige wissenschaftliche Studien. Doch bei aller Liebe ist wohl auch eine Warnung an romantische Menschenseelen notwendig: Hundeliebe ist flüchtig. Sie verlieben sich schneller als Zweibeiner, aber sie kommen auch schneller über einen Verlust hinweg. Liebeskummer kennen sie nicht.

Abschied vom Lieblingskind

Wenn Prinz «Randy Andy» nun als Privatperson vor Gericht tritt, werden ihm nur seine Anwälte zur Seite stehen. Die Queen wird nicht mehr tun können, als deren Rechnung zu bezahlen.

Julie Burchill

Oft heisst es, das Einzige, woran man in Grossbritannien noch glaube, sei der staatliche Gesundheitsdienst; doch für viele ist es die Queen. Wir wissen, dass sie religiös ist. In der Fernsehserie «The Crown» sieht man sie beten, und Prinz Philip schaut zu und sagt ungerührt: «Aus diesem Schlamassel hilft er dir nicht.» Die betreffende Episode – Nummer vier der vierten Staffel – heisst ironischerweise «Favourites» und dreht sich darum, dass Prinz Andrew, wie die ganze Familie weiss, von den vier Kindern ihr Favorit war. Da die Queen eine treue Seele ist, ist er dies wahrscheinlich nach wie vor.

Umso schwieriger muss ihr gefallen sein, was sie letzte Woche tat: ihm alle militärischen Titel abzuerkennen sowie den Status als Königliche Hoheit. Denn er muss sich vor Gericht verteidigen gegen die Anschuldigungen einer Frau, die behauptet, sie sei ihm als Minderjährige angedreht worden vom mittlerweile verstorbenen pädophilen Milliardär Jeffrey Epstein. Aber die Queen ist nun mal nicht nur Oberhaupt der Church of England, sondern auch Oberkommandierende der Streitkräfte des Vereinigten Königreichs, und da mehr als 150 Veteranen der Königlichen Marine, der Luftwaffe und der Armee in einer Petition verlangten, dass dem Duke of York seine militärischen Titel aberkannt werden sollten, hatte sie keine andere Wahl.

Früher war er der Favorit

Vom listigen Prinz Philip stammt der Name «The Firm» für die königliche Familie, was irgendwie auch an die Mafia und deren Ehrenkodex erinnert; rasch haben sich denn auch Prinz Charles und Prinz William zusammengetan, um den Bruder respektive Onkel flugs aus der Institution auszustossen. Wenn dieser nun als Privatperson vor Gericht treten wird, werden ihm einzig seine Anwälte zur Seite stehen, und die Queen wird nicht mehr tun können, als deren Rechnung zu bezahlen, die horrend ausfallen wird, egal, ob es zu einem Vergleich kommt



Trauriger Ausklang: Queen Elizabeth II., Sohn Andrew.

oder nicht. Das Hauptziel ist, zu verhindern, dass Andrew ins Gefängnis muss. Doch so surreal die Vorstellung eines Prinzen hinter Gittern ist: Vor noch nicht allzu langer Zeit wurden unbotmässige Angehörige der britischen Monarchie mit grosser Selbstverständlichkeit geköpft.

Ironischerweise war Prinz Andrew auch einmal der Favorit der Nation. Im Falklandkrieg kämpfte er als erstes Mitglied der zurzeit herrschenden Familie tatsächlich an vorderster

Es kann gut sein, dass es zu einer brutalen Abrechnung kommt, wenn die Queen nicht mehr da ist.

Front. Als er mit der attraktiven amerikanischen Schauspielerin Koo Stark anbandelte, hatte die Nation dafür nur ein nachsichtiges Lächeln übrig: der Prinz und das Showgirl! (Wie harmlos das doch heute wirkt angesichts all dessen, was Harry und Meghan anstellen.) Und als «Randy Andy», wie er im Volksmund genannt wurde, also der «geile Andy», eine robuste Rothaarige heiratete, wirkten die beiden wie ein herumtollendes Labradorpärchen: nicht die Hellsten, aber gutmütig und verspielt. Doch wie so oft bei Paaren – man denke nur an die Clintons oder die Sussexes – verstärkten die beiden die schlimms-

ten Eigenschaften voneinander. Sarah, nunmehr Duchess of York, erwies sich als faule, habgierige Frau, die ihre Erhebung zum Mitglied der königlichen Familie nicht als Privileg empfand, das auch Pflichten mit sich brachte, sondern als Freibrief, um die Welt wie eine grosse Bonbontüte zu benutzen. Die beiden hatten zu viel Zeit zu verplempern und wurden so zu reichen Nichtstuern, die immer auf zwielichtigen Jachten herumlungerten.

Noch üblere Gewohnheiten

Als Ferguson 2010 dabei gefilmt wurde, wie sie einem als Geschäftsmann getarnten Reporter ihren Ex-Mann für 500 000 Pfund anbot – «Tun Sie etwas

für mich, und er wird etwas für Sie tun. [...] Es wird Ihnen zehnfach vergolten werden. Ich kann Ihnen jede Tür öffnen, die Sie wollen» –, versuchte die Queen, Andrew auf den richtigen Weg zurückzubringen, indem sie ihn zum Handelsbeauftragten machte. Doch der Schmutz blieb kleben: Aus «Randy Andy» wurde «Air Miles Andy», der herumjettete, nicht um etwas für sein Land zu tun, sondern um sich mit dem Jetset zu vergnügen und noch üblere Gewohnheiten zu entwickeln. Letztere sind ihm nun zum Verhängnis geworden.

Betrachten wir die Queen, so sehen wir eine Frau, die während einer langen, von ihr nicht begehrten Herrschaft nichts falsch gemacht hat; sehen wir eine Zeit, während deren im öffentlichen Leben Selbstmitleid und das Buhlen um Aufmerksamkeit die Ausnahme und nicht die Regel waren. Es kann gut sein, dass es für das Haus Windsor zu einer brutalen Abrechnung kommt, wenn die Queen nicht mehr da ist, um es gegen ein aufrührerisches Volk zu schützen, das jegliches Vertrauen in Autorität verloren hat. Dass ihrer Achillesferse wegen ihr Leben so traurig ausklingen wird, macht unsere Verachtung für ihren Lieblingssohn umso grösser, egal, wie das Gericht urteilen wird.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

BRODER

Beitrag zur globalen Abrüstung

Wie letzte Woche zufällig bekannt wurde, kommt «die technische Einsatzbereitschaft von Hubschraubern, Schiffen und auch Panzern in der Bundeswehr insgesamt nur langsam voran», genauer: 77 Prozent der Bundeswehr-Hauptwaffensysteme sind derzeit einsatzbereit. Das heisst: Quer durch das Arsenal der Bundeswehr ist fast ein Viertel der «Systeme» nicht einsatzbereit. Bei den Hubschraubern sind es 60 Prozent.

Würde die Deutsche Bahn oder die Lufthansa eine ähnliche Leistungsbilanz vorlegen, hätte der Bundestag längst einen Untersuchungsausschuss eingesetzt. Der Bundeswehr bleibt eine solche Peinlichkeit erspart. Denn niemand erwartet, dass die Bundeswehr im Ernstfall an Kampfhandlungen teilnimmt. Dafür ist die Nato da. Man braucht die Bundeswehr, um eine Kanzlerin, die ihr Amt aufgegeben hat, mit dem Grossen Zapfenstreich zu verabschieden, oder den überlasteten Gesundheitsämtern bei der Nachverfolgung von Corona-Kontaktpersonen zu helfen.

Uniform für Schwangere

Seit der *Spiegel* im Oktober 1962 in einem Artikel («Bedingt abwehrbereit») die mangelhafte Ausstattung und die daraus resultierende schwache Einsatzbereitschaft thematisiert hatte, hat sich an diesem Zustand wenig geändert. Die Wehrpflicht wurde ausgesetzt, de facto abgeschafft, die Bundeswehr wandelte sich zu einem modernen Arbeitgeber mit flexiblen Arbeitszeiten und guten Aufstiegschancen. Unter dem Oberkommando von Ursula von der Leyen wurden «Umstandsuniformen» für schwangere Soldatinnen eingeführt.

Auch bei den Auslandseinsätzen der Bundeswehr stand nicht das Militärische im Vordergrund. In Afghanistan wurden die deutschen Soldaten angehalten, den Müll zu trennen; sie durften nur Fahrzeuge benutzen, die vom TÜV geprüft und abgenommen worden waren. Wagen, die gegen deutsche Vorschriften verstiessten, wurden aus dem Verkehr gezogen.

Die Bundeswehr ist nur sehr bedingt eine Armee. Sie ist der deutsche Beitrag zur globalen Abrüstung. Und vielleicht ist das besser so.

Henryk M. Broder

Im Jackpot liegt Money, Money, Money

Im Abstimmungskampf zum Mediengesetz liegen sich Kapitalisten und Linksextreme in den Armen und geben zusammen den Song der Staatssubventionen.

Kurt W. Zimmermann

Der Song stammt von Abba und ist aus dem Jahr 1976. Er war in vielen Ländern die Nummer eins in den Single-Charts.

Derzeit steht der Song wieder zuoberst in der Hitparade. Diesmal ist es die politische Hitparade der Schweiz. Denn der Song passt perfekt zum aktuellen Abstimmungskampf um das neue Mediengesetz. Er geht so:

*Money, money, money
Must be funny
In the rich man's world
Money, money, money
Always sunny
In the rich man's world*

Die Medienbranche singt den Song derzeit aus vollster Kehle. Die grossen Verlage singen ihn. Die kleinen Verlage singen ihn. Die bürgerlichen Verlage singen ihn. Die linken Verlage singen ihn. Alle schallen im Chor.

«Money, money, money», tönt inbrünstig etwa Pietro Supino, der kapitalistische Präsident und Mitinhaber des Verlagskonzerns TX Group, der früheren Tamedia. Er gehört mit einem operativen Jahresgewinn von 150 Millionen im Jahr 2021 zwar bereits zur *rich man's world*, aber er will noch *reicher* werden. Reich sollen die Steuerzahler ihn machen. Denn Staatsgelder sind *always funny*.

«Money, money, money», singt genauso glühend ein antikapitalistisches Onlinemagazin wie die *Republik*. Sie hat zwar bis vor kurzem stets Verluste geschrieben, hat noch ein paar Millionen Schulden am Hals, aber sie kann nun darauf hoffen, endlich *reich* zu werden.

Reich sollen die Steuerzahler sie machen. Denn Staatsgelder sind *always sunny*.

Das neue Mediengesetz, über das am 13. Februar an der Urne entschieden wird, beschert der Schweiz den absonderlichsten Abstimmungskampf seit langem. Die politischen Fronten verwischen sich in kurioser Weise.

Der linke SP-Präsident Cédric Wermuth etwa, der sonst über den «Sumpf rechter Medienprojekte» flucht, kämpft nun dafür, dass die-

ser rechte Mediensumpf in Zukunft vom Staat subventioniert wird. Er nimmt es gern in Kauf, denn nur so können auch die unzähligen linksgrünen Onlineportale in den Grossstädten vom neuen Mediengesetz profitieren, die auf Wermuths Linie liegen.

SVP-Ständerat Alex Kuprecht wiederum, dessen Partei sonst gegen linke Medien vom Leder zieht, setzt sich nun dafür ein, dass sozialistische Redaktionen in Zukunft vom Staat subventioniert werden. Er nimmt es gern in Kauf, denn nur so können in seinem Kanton Schwyz auch regionale Blätter wie der *Bote der Urschweiz* vom neuen Mediengesetz profitieren, die Kuprecht publizistisch oft unterstützen.

Politische Gründe, persönliche Gründe. Jeder darf in den Staats-Topf greifen. Das Mediengesetz ist für die Medienbranche der grosse Jackpot.

Ordnungspolitischer Salto mortale

Im Jackpot liegen jährlich 178 Millionen. Sie werden primär für eine verbilligte Zeitungszustellung und für die Finanzierung von Online-News ausgeschüttet. Das Schöne am Jackpot ist, dass jeder sich bedienen darf. Zulangen dürfen kleine Online-Redaktionen und kleine Käseblättchen in der Provinz, deren Verleger tatsächlich jeden Franken zählen. Genauso



„Mama will uns beim Waffelessen immer Geometrie beibringen...“



Neue Disziplin des staatlichen Segens: Supino (l.), Walder.

zugreifen dürfen aber auch hochprofitable Finanzholdings wie Ringier und TX Group, die im Besitz von Familien sind, die es mit ihren Milliardenvermögen jeweils locker in die Bilanz-Liste der «300 reichsten Schweizer» schaffen.

Ein grosser Konzern wie die TX Group kommt künftig auf staatliche Zuwendungen von etwa dreissig Millionen im Jahr. Eine kleine Online-Redaktion wie die *Republik* kann mit drei bis vier Millionen pro Jahr rechnen.

Ausgeschlossen vom Geldsegen sind nur die sogenannten Anzeiger, die weit über hundert Wochentitel, die in der lokalen und regionalen Meinungsbildung eine bedeutsame Rolle spielen. Denn der grösste Verleger in diesem Segment ist ein gewisser Christoph Blocher. Bei dem genügt es vollauf, sagte sich das Parlament, wenn er vom Staat seine Bundesratsrente bekommt.

Immerhin, ein paar wenige Abweichler von der kollektiven Subventionitis gibt es in der Medienbranche doch. Die Redaktion der NZZ zum Beispiel lehnt das Mediengesetz ab, weil sie keine «vergifteten Geschenke» des Staats an den freien Journalismus will. Der Verlag der NZZ hingegen ist für das Gesetz. Hier denkt man nicht staatspolitisch, sondern gewinnorientiert.

Um das Mediengesetz überhaupt auf die Reihe zu bringen, musste das Parlament an

die Grenze seiner Kreativität gehen. Es erfand eine neue Disziplin des staatlichen Segens. Es ist die Disziplin der Grossfirmen-Giesskanne.

Das gab es zuvor noch nie in der langen Geschichte des helvetischen Subventionswesens. Ein ganzer Industriezweig, darunter Unternehmen mit Tausenden von Angestellten, wurde noch nie vom Bund finanziert.

Die einzige Branche, die bisher durchs Band Bundessubventionen beziehen durfte, war die Landwirtschaft. Aber Bauernhöfe sind keine

Um das Gesetz auf die Reihe zu bringen, musste das Parlament an die Grenze seiner Kreativität gehen.

Industriebetriebe. Die Zahl der Beschäftigten auf einem Hof liegt im Durchschnitt bei drei Personen. Ringier hingegen beschäftigt über 6000 Mitarbeiter, bei TX Group sind es über 3500, bei CH Media gegen 2000.

Das Mediengesetz ist darum ein seltener ordnungspolitischer Salto mortale. Der Steuerzahler alimentiert eine gesamte Grossindustrie, vergleichbar, wie wenn die ganze Banken- oder Pharmabranche von oben finanziert werden müsste. Und der Steuerzahler soll selbst dann zahlen, wenn die Medienbranche das Geld gar nicht braucht.

Die drei grössten Verlagshäuser TX Group, Ringier und CH Media rechnen im Jahr 2021 zusammen mit einem operativen Gewinn von 320 Millionen Franken. Das sensationell gute Ergebnis hat in hohem Masse damit zu tun, dass im zweiten Halbjahr die Onlineaktivitäten, besonders im Onlinehandelsgeschäft, stark angezogen haben. Die Aktionäre können sich schon auf eine hohe Dividende freuen. Aber da kommt noch mehr, es kommt vom Staat.

Erfreulich verlief 2021 auch für kleinere Zeitungshäuser vom *Walliser Boten* über die *Schaffhauser Nachrichten* bis zum *Bieler Tagblatt*. Auch hier konnten die Verleger an Silvester die Champagnerflaschen zischen lassen, weil sich das Pandemie-Jahr so viel besser als erwartet präsentierte. Aber auch da kommt noch mehr, es kommt vom Staat.

Wer kassiert am meisten?

Die Branche ist erstaunlich stabil. Seit Anfang 2020 Corona begann, sind in der Deutschschweiz genau zwei Zeitungen eingegangen, das wöchentliche Gratisblatt *Rhone-Zeitung* im Oberwallis und das vierzehntägliche Gratisblatt *Vogel Gryff* in Kleinbasel. Das ist ein bisschen wenig, um die vom Parlament beschworene «Medienkrise» und das ebenso beklagte «Zeitungssterben» zu belegen, die als wohlfeile Schlagwörter zum Mediengesetz geführt haben.

Inzwischen geht es nur noch darum, wer wie viel bekommt. Wer kassiert am meisten?

Das Komitee gegen das Mediengesetz redet davon, dass rund siebzig Prozent der Subventionen in die Taschen der Grossverlage fließen werden. Das Komitee für das Mediengesetz redet davon, dass vor allem «die Kleinen» profitieren werden.

Die Wahrheit liegt ungefähr in der Mitte. Etwa die Hälfte der 178 Subventionsmillionen endet in den Taschen der fünf grossen Verlage TX Group, Ringier, CH Media, NZZ-Gruppe und Somedia, etwa die andere Hälfte in den Taschen von lokalen Blättern und Online-Sites.

Es wird also jeder beschenkt, egal, wie vermögend und wie profitabel er ist. So ist es nicht verwunderlich, dass sich nun die gesamte Branche, von rechts bis links, fröhlich die Arme untergehakt hat und schunkelnd den Abba-Song vom Big Money zum Besten gibt. Das Mediengesetz sei «ganz wichtig für die direkte Demokratie», singt zum Beispiel Marc Walder, der Verlagschef von Ringier. Das Mediengesetz diene «dem Pfeiler der Demokratie», singt genauso Camille Roseau, die Verlagschefin der linken *Wochenzeitung*.

So schön und so einig hat man eine schweizerische Wahrheit noch selten demonstriert. Wenn du an staatliche Gelder heranwillst, dann geht es dir nie ums Geld, dann geht es dir immer nur um die Demokratie.

Mein letztes Jahr

Ich bin 24 Jahre alt und unheilbar krank. Zurzeit wähle ich die Musik für meine Beerdigung aus. Vor dem Tod habe ich keine Angst. Aber ich würde gerne noch mehr erleben.

Linnéa Findeklee

Ich werde bald sterben. Vor einigen Monaten wurde bei mir ein aggressiver Hirntumor entdeckt. Die Ärzte geben mir vielleicht noch ein Jahr, wie man so schön sagt. Das ist nichts, womit man sich gerne auseinandersetzt. Am liebsten würde man das Thema abstreifen. Sich nicht damit beschäftigen. So, als hätte man die ultimative Diagnose nie erhalten. Als sei sie einfach in der Post verlorengegangen wie eine Einladung zu einem der öffentlichen Anlässe, zu denen sich Frauen gerne herausputzen, um der Welt zu zeigen: Ja, ich bin da!

Ich konnte meinen Todesgedanken nicht entkommen. Gerade am Anfang habe ich kaum an etwas anderes denken können als an die Krankheit und das Sterben. Es waren keine neuen Gedanken für mich. Der frühe Unfalltod meiner Mutter, der Hirntumor, den ich als Kind hatte – und von dem ich glaubte, ich wäre ihn los: All das kam wieder hoch. Auch das Alleinsein mit diesen Gedanken, weil die Menschen um mich rum sich nicht damit auseinandersetzen wollten.

Den Tod kann man nicht betrügen

Und jetzt? Jetzt sitze ich hier und schreibe einen Text über die letzte Deadline meines Lebens. Einen Text, der mir eigentlich selbst zu wehleidig ist. Den Tod kann man nicht betrügen. Sich selbst nur bis zu einem gewissen Grad. Natürlich klammert man sich an die Hoffnung auf ein Wunder. Auch, weil einem andere immer wieder sagen, man solle die Hoffnung nicht aufgeben. Mit dem Tod kann man leider auch nicht verhandeln. Ganz egal, wie gut einem die eigenen Argumente auch vorkommen mögen.

Diese Undebattierbarkeit zu akzeptieren, ist nicht ganz einfach für jemanden, der es immer geliebt hat, zu diskutieren und sein Gegenüber nach Möglichkeit mit rationalen Entgegnungen zu überzeugen. Gute Argumente oder Gründe für das Weiterleben hätte ich wahrlich genug. Allen voran natürlich mein junges Alter. Ich meine, ich werde, wie es aussieht, nicht einmal das Mindestalter für den

«Club 27» erreichen – und das, obwohl ich es im Leben nicht annähernd so habe krachen lassen wie Amy Winehouse, Janis Joplin und Co. Da kommt man sich schon ein bisschen gelinkt vor.

Auch glaube ich – bei aller gerade in meiner Situation gebotenen Bescheidenheit –, dass ich ein ziemliches Unikat bin. «Gott sei Dank!», werden manche sagen, die mir weniger gut gesinnt sind. Es gibt nicht so viele Leute, die so



«Take Me Home, Country Roads»:
Autorin Findeklee.

ticken wie ich. Vor allem in meiner Generation. Denen, die es tun, hätte ich gerne noch länger eine Stimme gegeben. Das Sprechen fällt mir an vielen Tagen allerdings jetzt schon schwer. Zumindest hier bin ich mir und der Welt aber nichts schuldig geblieben. Ich habe bereits jetzt genug für ein ganzes Menschenleben gequasselt. Möglicherweise sogar für zwei.

Ich merke gerade: Ich habe keine Angst vor dem Tod. Aber ich würde gerne noch mehr leben. Mehr erleben. Vor allem noch mehr rei-

sen. Ich habe mich immer als Powerfrau gesehen, die ihre Geschicke in die eigenen Hände nimmt und selbst bestimmt, wo es im Leben für sie langgeht. Tja... *Think again!*, könnte man jetzt vielleicht sagen. Denn natürlich habe ich mir das alles so nicht vorgestellt. «Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der Herr allein lenkt seinen Schritt», lehrt uns die Bibel im Buch der Sprüche. Das gilt eigentlich immer. Vor allem aber für die letzten Meter unserer irdischen Reise.

Gleichmut und Demut

Zurzeit stelle ich die Spotify-Playlist für meine Beerdigung zusammen. «Wer die Kapelle bezahlt, der bestimmt auch, was gespielt wird», sagt der Volksmund. In diesem speziellen Fall bestimme zwar ich, was gespielt wird, aber die Rechnung für die ganze Chose muss hinterher wohl oder übel meine Familie bezahlen. Sorry dafür! Und, falls sich das jetzt gerade jemand fragen sollte: Ja, auch eine Spur Galgenhumor kann manchmal ein guter Tröster sein. Vor allem, wenn er so gut passt wie in meiner Situation.

Einer der Songs auf meiner Beerdigungs-Playlist ist «Take Me Home, Country Roads». Darin heisst es: «Life is old there, older than the trees, younger than the mountains, blowing like a breeze.» Meine Mutter, die den Weg, den ich jetzt gehe, schon sehr früh gegangen ist, liebte diesen Song. Ich kann sie gut verstehen. Das Lied strahlt eine unbeschreibliche Ruhe aus. Einen Gleichmut gegenüber allen Schicksalsschlägen, auch diesem einen – und eine Demut gegenüber dem Leben an sich. Er spiegelt genau die gelassene Hoffnung wieder, die mir die Kraft gibt voranzuschreiten; wenn es denn so sein soll, auch bis zur Himmelstür.

Linnéa Findeklee, 24, studiert Medizin und ist freischaffende Journalistin.

Sie bittet um Spenden für die Kinderklinik Tübingen. Empfänger: Hilfe für kranke Kinder – Die Stiftung, IBAN: DE61 6415 0020 0000 5548 55, BIC: SOLADES1TU (Kreissparkasse Tübingen).

BRIEF AUS EL SALVADOR

Silvan Amberg



Vor mir ein Strand, ein paar Surfer und ein kühles Bier. Ein übliches Ferienbild. Doch etwas ist anders. Das Bier werde ich nicht mit US-Dollars bezahlen, sondern in Bitcoin. Die Bedienung trägt ein Bitcoin-Shirt, und am Strand weht eine Bitcoin-Fahne. Ich sitze am Strand von El Zonte in El Salvador, auch bekannt als «Bitcoin Beach», wo ein Prozess begann, der später das ganze Land erfassen sollte.

Ein ausländischer Investor hatte hier vor ein paar Jahren begonnen, die lokale Bevölkerung in Sachen Kryptowährungen auszubilden. Praktisch in allen Geschäften des Ortes kann man mit Bitcoin bezahlen, selbst bei den Strassenhändlern. Der vor zwei Jahren gewählte Präsident Nayib Bukele, vierzig Jahre alt, ist ein Anhänger der dezentralen Währung und hat vor wenigen Monaten begonnen, das Zahlungsmittel auf das ganze Land auszuweiten. Seit September muss jedes Geschäft (zumindest theoretisch) auch Bitcoin als Zahlungsmittel annehmen.

Die überstürzte Einführung (innert weniger Monate wurde das neue Gesetz ohne Vernehmlassung umgesetzt) verlief holprig. Der Staat versprach jedem Bürger, der die lokale Zahlungs-App herunterlädt und sich registriert, eine Prämie von dreissig Dollar in Bitcoin. Zur Registrierung war jedoch nur die Sozialversicherungsnummer notwendig, so dass in Kürze ein paar findige Diebe die Prämie ihrer Mitbürger abgestaubt hatten.

Auch sonst hält sich die Begeisterung der breiten Bevölkerung noch in Grenzen. Sie versteht die neue Technologie nicht, und oft wird Bitcoin nur widerwillig akzeptiert. Man kann an rund 50 Prozent der Orte mit

Bitcoin zahlen – trotz staatlichem Annahmewang.

Ist das Projekt deshalb gescheitert? Keinesfalls. Die Technologie funktioniert einwandfrei. Wenn es Probleme gibt, liegt es am fehlenden Interesse oder an der Ausbildung der Anwender. El Salvador hat bewiesen, dass Bitcoin als Zahlungsmittel für ein ganzes Land funktionieren kann. Für technisch weniger Versierte: Mit der neuen «Bitcoin Lightning»-Technologie lassen sich auch Zahlungen von kleineren Beträgen fast gebührenfrei durchführen. Dies ist insbesondere für viele Ausland-Salvadorianer, welche regelmässig Geld nach

El Salvador wird als neues Panama oder Paraguay für staatsüberdrüssige Europäer gehandelt.

Hause schicken, eine sehr willkommene Alternative zu den langsamen und teuren Finanzdienstleistern.

Und der Präsident hat bereits den nächsten Coup angekündigt. Er will in den kommenden Jahren eine «Bitcoin City» bauen – eine Stadt, die ausländische Investoren anziehen soll und in der die gesamte Steuerlast auf eine 10-Prozent-Mehrwertsteuer beschränkt ist. Ob diese Stadt das Singapur Zentralamerikas wird?

Präsident Bukele ist auch sonst eine interessante Figur: ein vierzigjähriger Populist, der gerne in Jeans und mit Baseball-Cap auftritt und selbst bei Staatsbesuchen konsequent keine Krawatte trägt. Lustvoll haut er auf seinem Twitter-Account abwechselnd die USA oder die Mainstream-Medien in die Pfanne. Dabei gefällt mir besonders seine Corona-Poli-

tik: Während überall auf der Welt über eine Impfpflicht diskutiert wurde, gab der Präsident von El Salvador via Twitter bekannt, dass es unter seiner Regierung weder eine Impf- noch eine Maskenpflicht geben werde, aber jede und jeder die Möglichkeit erhalte, sich impfen zu lassen (was damals bereits über 70 Prozent der Bevölkerung freiwillig getan hatten). Gleichzeitig geht Bukele mit harter Hand gegen die kriminellen Banden vor, die das Land jahrzehntelang in Atem hielten.

Solche Aktionen lassen die Herzen vieler Bürgerlicher im Ausland höher schlagen, und El Salvador wird bereits als neues Panama oder Paraguay für staatsüberdrüssige Europäer gehandelt. Dennoch ist es für Euphorie zu früh. Viele der angestossenen Reformen scheinen sehr stark an der Person des Präsidenten zu hängen und könnten bei einem Machtwechsel bald Geschichte sein. Bukele hat sich mit seiner ungestümen Art im In- und Ausland viele Feinde gemacht. Noch sind seine Umfragewerte hoch, aber die Gegner sägen eifrig an seinem Stuhl. Auch wenn man dem Präsidenten in vielen Punkten zustimmen mag, so ist bei Politikern mit so starken Machtansprüchen immer Vorsicht geboten. Der harsche Umgang mit anderen Meinungen und mit kritischen Journalisten ist ein klares Warnsignal, das man nicht einfach ignorieren kann.

Silvan Amberg ist selbständiger Steuerberater und Präsident der Libertären Partei Schweiz. Seit Beginn der Pandemie ist er auf Weltreise und hält sich in Ländern mit geringen Corona-Massnahmen auf.

Der Held, der zu lange lebte

Marschall Philippe Pétain, der Retter von Verdun, war eine französische Lichtgestalt. Im Zweiten Weltkrieg fiel er wie Luzifer vom Himmel. Jetzt beschäftigt er sein Land wieder.

Christophe Büchi

Am 23. Juli 1951 geschah auf der Île d'Yeu, einem kleinen Eiland, das nordwestlich von Bordeaux der französischen Küste vorgelagert ist, etwas Aufregendes: Der einzige Insasse der örtlichen Zitadelle verstarb. Das war nicht nur aufregend, sondern auch ein bisschen historisch. Denn beim Festungshäftling handelte es sich um den 95-jährigen *maréchal de France* Philippe Pétain, Kriegsheld des Ersten Weltkriegs und von 1940 bis 1945 charismatischer Chef des mit Nazideutschland kooperierenden französischen Staats mit Sitz in Vichy. Deswegen war Pétain 1945 nach Ende des Zweiten Weltkriegs zum Tod verurteilt worden – ein Urteil, das der inzwischen zur Macht gelangte General de Gaulle in lebenslange Festungshaft umwandelte.

Im November 1945 wurde der mittlerweile 89-jährige Marschall auf die Île d'Yeu verschifft, da die französische Regierung vermeiden wollte, dass das Grab dereinst nach Pétains Tod zu einem Wallfahrtsort seiner Getreuen werde. Die Hoffnung der Regierung, dass der greise Soldat auf der windigen Atlantikinsel bald ableben würde, erwies sich jedoch als Illusion: Der Tod wollte den Mann, der, wie er zu Protokoll gab, sogar noch auf der Toteninsel der Liebesgöttin Venus huldigte, nicht sofort. Sechs Jahre lang lebte er noch und sah in dieser Zeit fast niemanden ausser seiner Gattin, die in einem Privathaus auf der Insel lebte, dem Festungskommandanten und dem örtlichen Pfarrer.

Entführung aus dem Grab

Die französische Regierung, unendlich erleichtert, dass der unbequemste Häftling der Republik im Sommer 1951 endlich das Zeitliche gesegnet hatte, liess ihn im engsten Kreis auf dem Inselfriedhof bestatten. Pétain bekam ein schlichtes Grab mit Granitplatte, das zwischen Zypressen und Eiben versteckt war. Damit hoffte man, auch eine für Frankreich unrühmliche Epoche im Boden versenkt zu haben.

Doch Pétain liess Frankreich nicht so schnell los. In einer Februarnacht des Jahres 1973 wurde Pétains Sarg bei Nacht und Nebel aus der Tiefe geholt. Ein Kommando von Pétain-Getreuen

hatte das Grab klammheimlich aufgebrochen, den Sarg frühmorgens in einem Renault-Lieferwagen mit der Fähre aufs Festland transportiert in der Absicht, Pétain auf dem Soldatenfriedhof von Douaumont zu bestatten. Die Entführung aus dem Grab wurde aber noch am gleichen Tag entdeckt, die politisch motivierten Täter mussten ihren Plan ändern und deponierten den Sarg in einem Warenlager in der Nähe von Paris. Schliesslich kam die Polizei auf ihre Fährte, der Sarg wurde wieder auf die Toteninsel zurück-

Er huldigte sogar noch auf der Toteninsel der Liebesgöttin Venus.

geführt und erneut versenkt, wobei das Grab diesmal zubetoniert wurde. Die Entführer erklärten, sie seien stolz, ihrem Marschall zumindest drei Tage Heimaturlaub verschafft zu haben. Regierung und Justiz wollten einen Prozess vermeiden und legten den Fall ad acta. Und damit hoffte man, mit Pétain ein für alle Mal fertig zu sein.

Doch weit gefehlt: Pétains Geist geisterte weiter durch die französischen Lande. 1992 kam es zu einem öffentlichen Aufschrei, als bekannt wurde, dass der sozialistische Staatspräsident François Mitterrand – er hatte als junger Mann in der Pétain-Regierung in Vichy ein subalternes Amt bekleidet – wie seine Vorgänger

am Gedenktag der Schlacht von Verdun einen Kranz auf Pétains Grab niederlegen liess. Im Handkehrum wurde dieser Tradition ein Ende gesetzt. Und Ende 2018, bei den Feierlichkeiten zum Abschluss des Ersten Weltkriegs, wünschte die französische Armeeführung, dass den acht *maréchaux de France* des Jahres 1918, inklusive Pétain, die Ehre erwiesen werde. Wieder kam es zu einer Polemik, so dass das Vorhaben fallengelassen wurde.

Wortschlachten in Cafés

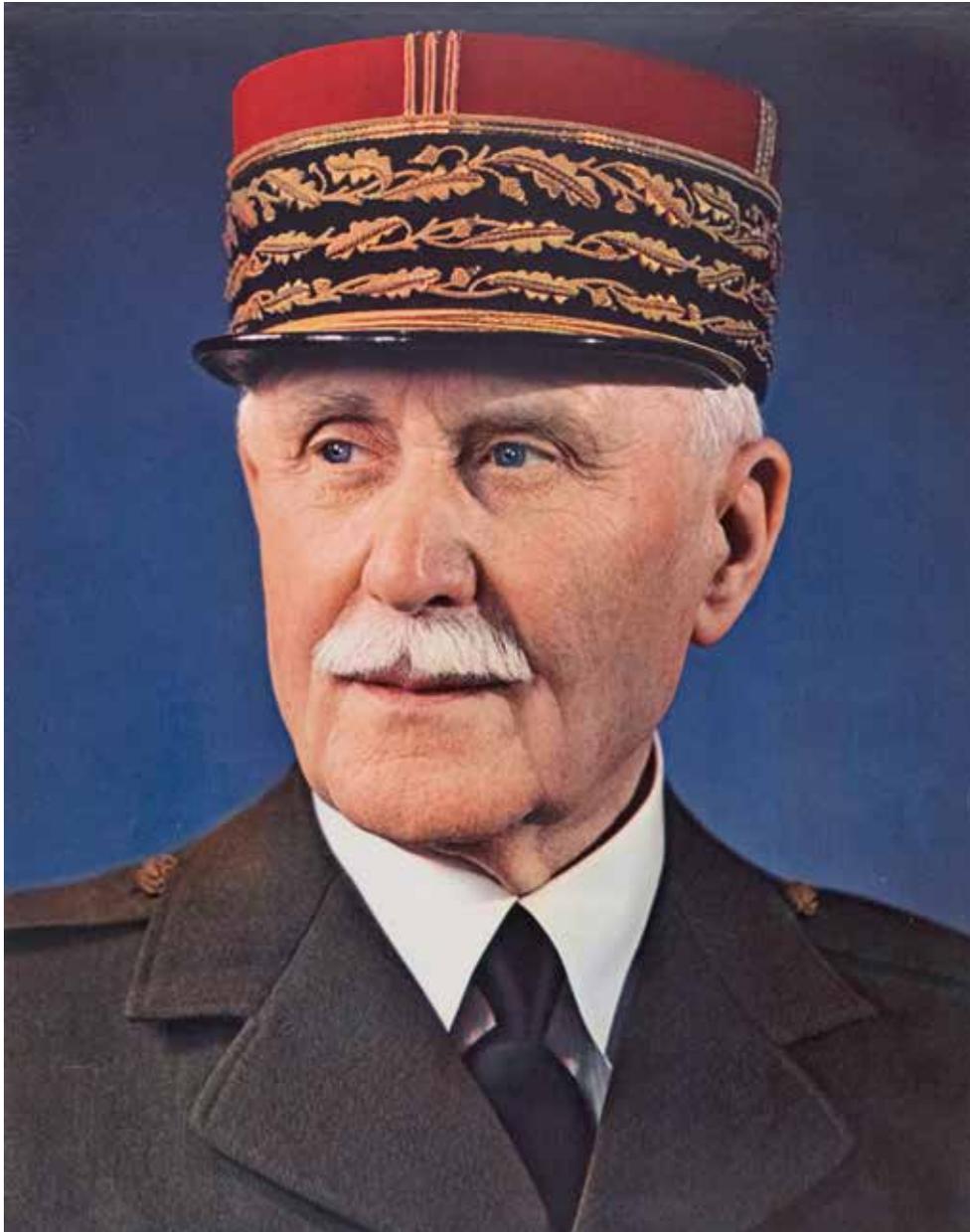
Und nun ist Pétain plötzlich wieder da. Grund dafür ist der Publizist Eric Zemmour, der seit Jahren beteuert, Pétain habe als Staatschef zwischen 1940 und 1945 französische Juden gerettet. Dass diese Aussage gerade jetzt wieder für Aufregung sorgt, hat damit zu tun, dass Zemmour vom Aussenseiter zum ernsthaften Präsidentschaftsanwärter geworden ist und einer aus Algerien eingewanderten jüdisch-französischen Familie entstammt. Nun machen die Franzosen wieder das, was sie besonders gern tun und auch besonders gut können: Sie liefern sich Wortschlachten. In Medien und Cafés gehen die Wogen hoch. Zemmour wird als Revisionist beschimpft, als jüdischer Antisemit, wenn nicht gar als Nazi.

Was ist aber an seiner Aussage dran, die er mit dem Hinweis darauf abstützt, dass in Frankreich mehr Juden als in jedem anderen Land Europas den Zweiten Weltkrieg überlebt haben? Die These ist angesichts der massenhaften Deportation von Juden durch die französischen Behörden nicht zu halten. Es lohnt sich aber, die Akte Pétain hervorzuholen und den Versuch zu unternehmen, die Aktiven und Passiven dieses langen – wahrscheinlich zu langen – Lebens aufgrund des heutigen Wissensstands offenzulegen.

Das ist natürlich ein heikles Unterfangen, denn Pétain gehört zu jenen Persönlichkeiten der Neuzeit, bei denen die Werturteile besonders weit auseinanderklaffen. Bald wurde er als Hero, bald als Märtyrer und immer wieder als Verräter hingestellt. Dies hängt auch damit zusammen, dass Pétains Wirken sich über eine



„Laut Datenanalyse war er der heißeste Bewerber.“



«Menschlichster unserer militärischen Führer»: Pétain, 1941.

ausserordentlich lange Zeit erstreckte. Wäre der Marschall 1939 im Alter von 82 Jahren gestorben, so hätte man ihn wahrscheinlich mit allen Ehren bestattet und er gälte heute als eine Lichtfigur der französischen Geschichte, versichert die Historikerin Bénédicte Vergez-Chaignon, die über Pétain eine 1250-seitige Biografie geschrieben hat: Doch er hatte sich wie Faust einige zusätzliche Lebensjahre erkaufte, die ihn seine Ehre kosteten und seinen Ruf ruinierten.

Aufgewachsen bei der Grossmutter

Philippe Pétain kam am 24. April 1856 im Dorf Cauchy-à-la-Tour in der Gegend von Calais auf die Welt. Mutter Clotilde hatte schon drei Schwestern geboren. Sein Vater Omer-Venant war Bauer und bewirtschaftete zehn Hektar Land. Im Oktober 1857, nach der Geburt einer weiteren Schwester, starb die Mutter im Wochenbett im Alter von nur 33 Jahren.

Zwei Jahre später heiratete der Vater erneut, und es kamen drei weitere Kinder. Seine zweite Frau behandelte die Kinder der ersten Ehe schlecht, so sagte zumindest später der Marschall, wenn er, was selten vorkam, über seine Kindheit sprach. Jedenfalls wuchs Philippe zusammen mit zwei Schwestern bei seiner Grossmutter auf.

Die Herkunft aus einer nordfranzösischen Bauernfamilie ist ein wichtiger Aspekt, wenn man verstehen will, weshalb Pétain später, im Ersten Weltkrieg, zum populärsten militärischen Chef werden konnte: Die Soldaten betrachteten ihn als einen der Ihren. Aber Pétain hatte Glück: Dank einem Onkel, der Pfarrer war, lebte und lernte er acht Jahre lang in einem Jesuitenkolleg in Saint-Omer, wo er als fleissiger Schüler galt. Die französische Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 ging ihm nahe. Er entschied sich für die militärische Karriere.

Im Oktober 1876 bestand er die Aufnahmeprüfung an der Offiziersschule Saint-Cyr und begann eine zweijährige Ausbildung. Danach entschied er sich für die Infanterie und kam in ein Jägerbataillon. Er erwies sich als fähig und konnte deshalb eine Ausbildung zum Stabsoffizier an der Ecole supérieure de guerre absolvieren, die er 1890 abschloss. Es folgten verschiedene Einsätze als Instruktor und schliesslich eine Berufung als Dozent an die Kriegsakademie. Wie sein späterer Untergebener Charles de Gaulle blieb er auf dem Festland. Koloniale Abenteuer, von denen viele seiner Kameraden träumten, reizten ihn nicht.

Humbug Offensivdoktrin

Pétain galt als zurückhaltend, unabhängig, distanziert. In die politischen Debatten, die damals auch das Offizierskorps aufwühlten, mischte er sich nicht ein. Er gehörte weder zur aristokratischen Kaste, die von der Wiederherstellung der Monarchie träumte, noch zum antiklerikalen republikanischen Clan. Selbst in der Dreyfus-Affäre, die Frankreich in zwei unversöhnliche Lager spaltete, hielt er sich zurück – im Gegensatz zu vielen hohen Offizieren, die sich an der Intrige gegen den jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus beteiligten, der zu Unrecht wegen Landesverrats verurteilt worden war.

Als ausgesprochen unabhängig galt er vor allem in militärischen Fragen. Die offizielle Militärdoktrin, die der Offensive absolute Priorität einräumte, fand er Humbug. Mit der Entwicklung der Repetiergewehre und der Schnellfeuerkanonen habe der Verteidiger gegenüber dem Angreifer die Oberhand gewonnen, lautete, vereinfacht gesagt, Pétains Überzeugung, die er mit dem simplen Slogan «Le feu tue» zusammenfasste. So kam er immer wieder in Konflikt mit Vorgesetzten und Kollegen, was seiner Karriere nicht förderlich war.

Schliesslich wurde er 1911 mit 55 Jahren als Oberst zum Kommandanten eines in Arras stationierten Infanterieregiments ernannt. Hier lernte er ein Jahr später einen jungen Offizier namens Charles de Gaulle kennen. Regimentskommandant Pétain war bei jungen Offizieren sehr beliebt. Begehrt war der gute Reiter, der mit seiner schicken Uniform und seinem römisch-marmornen Angesicht eine schöne Erscheinung war, auch in der lokalen Frauenwelt. Der Junggeselle stand jedenfalls im Ruf, auch an dieser Front seinen Mann zu stellen. Mehr als das: Er war ein notorischer Libertin, der gelegentlich zwei seiner Geliebten brieflich anwies, sich zusammen zu amüsieren, während er versteckt zuschauen würde. Mehr als einmal musste er die Kaserne durch das Hintertürchen verlassen, weil eine Dame ihm vor dem grossen Tor aufwartete. So ging Oberst Pétain, ohne je im Kriegseinsatz gewesen zu sein, in Arras einem angenehmen Ruhestand entgegen. >>>

Doch es kam anders. Im August 1914 begann für die Franzosen mit dem deutschen Angriff auf Frankreich der Erste Weltkrieg. Pétais Einheit wurde an die Maas geschickt, um den Deutschen Widerstand zu leisten, und schlug sich tapfer. Pétain erwies sich als tüchtiger Führer und wurde zum Brigadegeneral und danach zum Korpskommandanten und schliesslich zum Général d'armée befördert. Er erwarb sich den Ruf auch eines soldatennahen Führers, der sich für seine Untergebenen interessierte und seine Leute schonte. Bei der im Februar 1916 beginnenden Schlacht um Verdun zeigte er sich als kluger Organisator, der dank einem Rotationssystem für einen zeitlich beschränkten Fronteinsatz sorgte. Auch konnte er mit einer permanenten motorisierten Nachschubkolonne über die «Voie sacrée» die Materialschlacht zugunsten Frankreichs wenden.

Ehre in Hülle und Fülle

Im Mai 1917 trat der Oberbefehlshaber Robert Nivelle, der für seine draufgängerische Kriegsführung berühmt-berüchtigt war, nach verlustreichen und erfolglosen Offensiven zurück. Nach massiven Meutereien an der Somme konnte Pétain hierauf das Oberkommando über das französische Heer übernehmen. Als im März 1918 die französischen und britischen Truppen einem gemeinsamen Kommando unterstellt wurden, kam allerdings Pétais Rivale Ferdinand Foch zum Zug. Am Ende des Weltkriegs waren Foch und Pétain die unbestrittenen Helden Frankreichs. Im Dezember 1918 wurde Pétain, dem «Helden von Verdun», der Marschallstab überreicht. Am 14. Juli 1919 ritt Pétain auf einem Schimmel an der Spitze der französischen Truppen die Champs-Élysées hinab. Der Jubel war ohne Ende.

Pétain war jetzt 63 Jahre alt und hätte das Leben geniessen können. 1920 heiratete er (zivil) seine Freundin Eugénie Hardon und kaufte sich ein Haus am Mittelmeer. Doch von Ruhestand keine Rede: Er wurde zum Vizepräsidenten des hohen Kriegsrats ernannt und war dann auch noch Generalinspekteur der Armee. 1929 wurde er obendrein in die Académie française gewählt, als Nachfolger des ungeliebten Foch, auf den er eine Lobrede halten musste. Pétain war jetzt immens populär. 1934 wurde er Kriegsminister im Krisenkabinett von Gaston Doumergue, das aber nur wenige Monate überdauerte.

Drei Jahre später kam er in die Schweiz, um die Herbstmanöver der Armee zu beobachten und sich ein Bild von der Schweizer Wehrfähigkeit zu machen. Auch beabsichtigte er, Verbindungen für eine Allianz mit der Schweiz im Fall eines deutschen Angriffs zu knüpfen. 1938 wurde er Botschafter in Spanien mit dem Auftrag, Franco von einem Kriegseintritt gegen



Charismatisch: Pétain um 1880.

Frankreich abzuhalten. 1939 wollte man ihn zum Staatspräsidenten machen, doch er lehnte ab. Der sozialistische Parteichef Léon Blum bezeichnete ihn als «den menschlichsten unserer militärischen Führer»: Lob, Ruhm und Ehre in Hülle und Fülle.

Doch dann ging es in die Verlängerung. Im September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus; es begann die *drôle de guerre*, der Sitzkrieg. Im Mai 1940 attackierte die deutsche Armee Frankreich sowie Belgien und durch-

Der Schweizer Gesandte Walter Stucki bot dem Marschall im Namen des Bundesrats Asyl an.

brach an der Maas die französische Front. In weniger als einem Monat war die französische Armee geschlagen. Zwar versuchte Ministerpräsident Paul Reynaud einen psychologischen Befreiungsschlag: Er berief Pétain als Vizepräsidenten in die Regierung, um den Widerstandsgeist anzufachen. Doch der alte Marschall hielt Widerstand für nutzlos. Am 16. Juni warf Reynaud das Handtuch, und Pétain wurde sein Nachfolger.

Nur noch eine Marionette

Umgehend ersuchte er Hitler um einen Waffenstillstand. Dieser trat am 25. Juni in Kraft. Zwei Drittel von Frankreich wurden okkupiert, ein Drittel blieb «freie Zone». Die französische Regierung liess sich im Kurort Vichy nieder. Im dortigen Casino erteilte die Nationalversammlung Pétain die Vollmacht, eine neue Verfassung auszuarbeiten – und ging dann in Urlaub. Anfang Juli wurde Pétain zum Chef des neuen *Etat français* ausgerufen (Devise: «Travail – Famille – Patrie»). Im Oktober 1940 traf er Hitler in Montoire-sur-le-Loir. Pétain wollte mit dem Führer «von Soldat zu Soldat» spre-

chen. Er bot ihm seine Kollaboration (wörtlich: Mitarbeit) an, in der Hoffnung, Frankreich damit zu decken. Doch auch dieser «faustische Pakt» scheiterte: Hitler wollte keine «Mitarbeiter», sondern Befehlsempfänger. Vichy wurde zum Satellitenstaat.

Im November 1942 besetzte Deutschland auch die «freie Zone». Hiermit war der letzte Rest von Unabhängigkeit dahin. Danach war Pétain nur noch eine Marionette, Vichy eine Operettenbühne. Der alte Marschall, der im März 1941 auch noch kirchlich geheiratet hatte, aber an der Zeremonie in Paris nicht anwesend gewesen war (was ihn der Pflicht entthob, zuvor eine Beichte abzulegen), vereinsamte; nur der Schweizer Gesandte Walter Stucki und der Nuntius des Papstes, Valerio Valeri, standen ihm bei, soweit dies Diplomaten tun dürfen.

Ab 1943 hatte Pétain praktisch keinen Einfluss mehr auf die Geschehnisse in Vichy. Im August 1944, als die Alliierten vorrückten, verschleppten die Deutschen die ganze Vichy-Belegschaft nach Belfort und hierauf nach Sigmaringen, angeblich zu deren Schutz. Im April 1945 kehrte Pétain mit Stuckis Hilfe über die Schweiz nach Frankreich zurück. Stucki, inzwischen wieder in Bern, setzte sich sehr für Pétain ein, nicht immer zur Freude des Bundesrats, der fürchtete, zu viel Rücksichtnahme auf den Marschall könnte die Beziehungen zu den siegreichen Alliierten und zu de Gaulle belasten. Auf der Rückreise nach Frankreich bot Stucki dem Marschall im Namen des Bundesrats Asyl an; de Gaulle wäre es recht gewesen, wenn Pétain in der Schweiz geblieben wäre. Doch der alte Soldat lehnte ab: Er wollte sich der französischen Justiz stellen.

Wie einst Napoleon

Und so kam es, wie es kam. Nach dem Überschreiten der französischen Grenze in Vallorbe am 26. April 1945 wurde Pétain in Haft genommen und im August wegen «Verschwörung gegen die Republik» nach einem kurzen Prozess zum Tod verurteilt, begnadigt und – wie einst Napoleon – auf eine Atlantikinsel verbannt. Ein langes Leben mit Licht- und Schattenseiten ging dem Ende zu. Pétain hatte als Lichtgestalt begonnen und endete als Luzifer.

Sicher ist, dass dieser Mann differenziert gesehen werden sollte. Ein französischer Historiker hat 2018, als man Pétais Marschallstab im Invalidendom ausstellen wollte, den Spruch gewagt, dies sei, wie wenn man Hitlers Schnauz ausstellte. Dies ist zwar lustig, aber auch sehr dumm. Denn wie man Pétain auch beurteilt: Zwischen dem fanatischen Judenhasser Hitler, der sechs Millionen Juden ermorden liess, und dem zwar mit Nazideutschland kooperierenden, vor allem aber von französischem Patriotismus angetriebenen Pétain klaffen Welten.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Einer allein gegen die Welt

Als Kämpfer hat Novak Djokovic jedes Hindernis überwunden, Niederlagen verbessern ihn. Das klingt martialisch, aber es hat tatsächlich mit Krieg zu tun.

Peter Hartmann

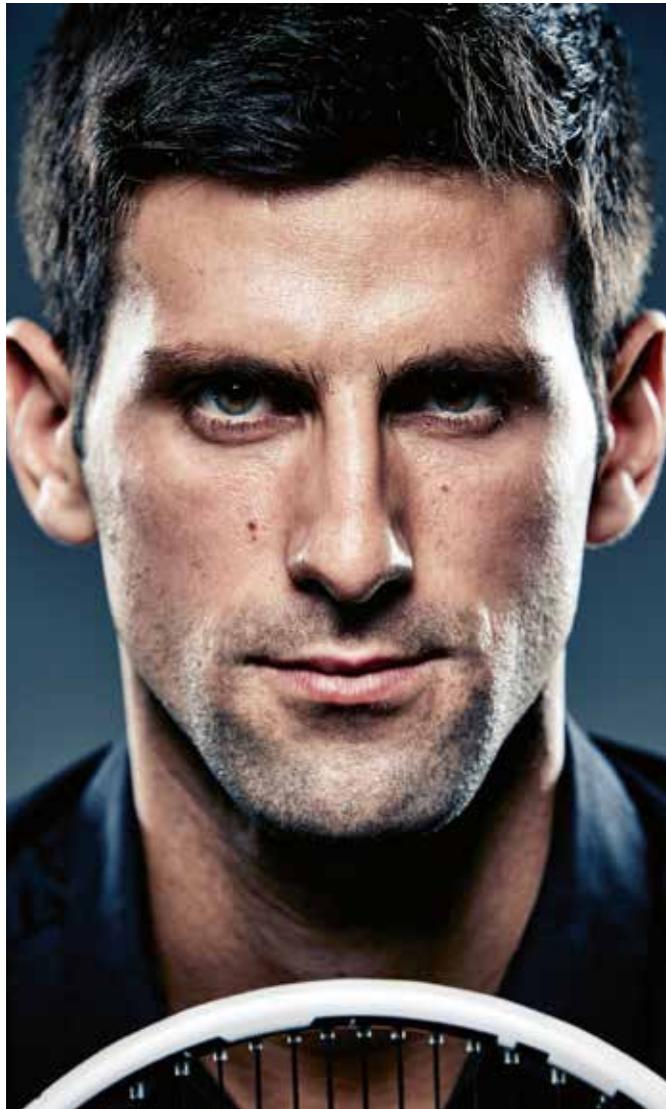
Diesen Gegner kannte er noch nicht: Alex Hawke. Tönt fast wie Hawk-Eye, das elektronische Falkenauge, das die Linien des Tenniscourts und die Aufschlagspunkte des Balls unbestechlich überwacht. Hawke ist aber der australische Einwanderungsminister, der verhinderte, dass Novak Djokovic, 34, genesen und nicht geimpft, trotz eines anfänglichen Ausnahmervisums hinter der Linie am Eingang zum fünften Kontinent bleiben musste, den einst Sträflinge aus England als Erste betraten.

Eine Woche lang war der weltbeste Tennisspieler der Hauptdarsteller in einem Spiel, das als Farce das Corona-Chaos der Regierungen und Gesundheitsinstanzen rund um den Globus widerspiegelte. Gottseibeius oder Freiheitsheld, auf Djokovics Schultern schien das ganze Elend der Seuche zu lasten. Eine unmenschliche Zerreißprobe zwischen zwei Kreuzzügen; und auf der patriotischen Ebene zwischen seiner Heimat Serbien und dem Rest der Welt. Doch Djokovic ist kein Politiker und kein Gutmensch. Er will siegen. Als Kämpfer hat er bislang jedes Hindernis überwunden, Niederlagen verbessern ihn. Das klingt vielleicht martialisch, aber es hat tatsächlich mit Krieg zu tun.

Getarnt als Clown

Plopp, Plopp, Plopp – und er scheint nicht aufzuhören damit. Er hat diesen nervtötenden Tick, als Rechtshänder den Filzball mit der linken Hand auf den Platz zu dropfen. Es ist eine Art Psychokrieg, der Gegner weiss nie, wann er ernst macht, und wir Zuschauer sind seine Gefangenen.

Aber das Plopp-Plopp-Plopp tönt auch wie ein Echo des fernen Bombenlärms aus den 78 Kriegstagen seiner Jugend in Belgrad und



Extreme Beweglichkeit, biegsame Spinnenbeine: Draufgänger Djokovic.

vorübergehend im Fluchtort Kopaonik im Kosovo-Grenzland. «Nole» fand jeden Tag einen Platz oder auch nur eine Wand für seine Schläge. Er war damals zwölf Jahre alt.

Sein Beschwörungsritual zwingt das Millionenpublikum zum Hinschauen, anders als Rafael Nadals eher unappetitliches, dauern-des Herumzupfen an allen Körperstellen.

Tennis ist die Fortsetzung des blutigen Schwertkampfes der antiken Gladiatoren und fordert, wie jedes Duell, zur Parteinahme heraus, und in diesem Fall wird auch der Sieger nach Sympathien immer auch noch am unsichtbaren Dritten gemessen, dem leider verhinderten «Mister Perfect» Roger Federer, der allen gefällt wie ein Screwball-Comedy-Hauptdarsteller. Novak Djokovic kam aus dem Paria-Staat Serbien, und der junge Wilde näherte sich der Tenniselite, getarnt als Clown, der Federer und Nadal und die russische Göttin Maria Scharapowa imitierte und ärgerte.

Er war kein Wunderkind wie Martina Hingis und kein eleganter Überflieger wie Federer, und er hatte keinen sportverrückten Familienclan hinter sich wie Nadal, dessen Onkel beim FC Barcelona spielte. Entscheidend war, dass er einen Platz in der Tennisakademie von Niki Pilic in München erhielt. Er entdeckte sein Faible für Fremdsprachen, lernte Deutsch, später ebenso leicht Italienisch, Englisch und Spanisch. Vielleicht wird er irgendwann serbischer Außenminister und erhält in Australien einen Staatsempfang.

Mit siebzehn Jahren, damals noch die Weltnummer 250, schlug er mit seinem Vater Srdjan seinen Standplatz in Italien auf, im milden Klima von Como. Die Familie nahm dafür Kredite zu Wucherzinsen auf.

Sein damaliger Coach Riccardo Piatti stellte fest, dass der Junge manche Bälle merkwürdig falsch berechnete und schickte ihn zum Augenarzt. Seither trägt Nole Kontaktlinsen. Er war überdies kurzatmig, Folge eines doppelten Nasenbeinbruchs in der Kindheit, und unterzog sich einer Operation. Im Tennisklub in Como schaute häufig Gianni Clerici vorbei,

ein älterer Herr, ehemaliger Davis-Cup-Spieler und TV-Kommentator, der wahrscheinlich mehr von Tennis versteht als jeder andere Journalist und eine wunderbare Kolumne schrieb in *La Repubblica*.

Clericis Entdeckerauge fiel sofort die Beweglichkeit des jungen Draufgängers auf, die langen, biegsamen Spinnenbeine, die ihm eine enorme Reichweite ermöglichten. Djokovics Wanderschaft begann 2007, mit zwanzig Jahren, und seither coacht ihn Marián Vajda, ein Slowake mit einem bescheidenen Leistungsausweis als Spieler (Nr. 37 der Weltrangliste 1987, Noles Geburtsjahr), aber von bedingungsloser menschlicher Zuverlässigkeit, die auch nicht zerbrach, als Boris Becker von 2013 bis 2016 als Berater einsprang und sich ins Rampenlicht stellte.

Balltalent im Blut

Djokovic irritierte Gegner und Experten lange mit rätselhaften Formschwankungen, die ihm in den Medien als Taktikschläue, Simulantentum, als Durchhänger oder schlicht als Launenhaftigkeit ausgelegt wurden. Entsprechend litt sein Image. Djokovic galt als theatralische Diva aus dem Osten, und Vorurteile bleiben kleben. Vor zehn Jahren fand der Ernährungsberater Igor Cetojevic den Grund für die Leistungsausschläge: eine Glutenallergie. Also: basta mit Pizza und Pasta. Noles athletische Form wurde stabil.

Er hat dieses Balltalent im Blut, das aus dem Vielvölkerstaat des Marschalls Tito (der 1980 starb) eine Sportnation machte. Jugoslawien war die Fundgrube, aus der sich die Profi-Fussballklubs in Frankreich, Italien und Deutschland bedienten. Die Nationalmannschaft war eine Mischung von Kämpfern mit dem Messer

Djokovic galt als theatralische Diva aus dem Osten, und Vorurteile bleiben kleben.

zwischen den Zähnen und zaubernden Virtuosen. 1991, im Jahr bevor der Bürgerkrieg und der Zerfall begannen, gewann Roter Stern Belgrad den Europacup der Landesmeister, Vorläufer der Champions League. Die Basketballer waren dreimal Weltmeister und einmal Olympiasieger, die Handballer zweimal Olympiasieger und einmal Weltmeister. Monica Seles war die Nr.-1-Tennisfrau der Welt bis zum blutigen Attentat eines geistesgestörten Steffi-Graf-Fans.

Und auf Djokovic lastet jetzt dieses irrationale Trauma, dieser Shitstorm, gegen den er keinen Return findet. Der *bad boy* lebt heute mit seiner Frau und Jugendliebe Jelena Ristic und den beiden Kindern im spanischen Marbella und am Steuersitz Monte Carlo. Mit 36 Millionen Euro Jahreseinkommen erreicht er etwa die Hälfte von Roger Federers Einkünften.



Vom globalen Corona-Moralgericht zum verantwortungslosen, egoistischen Outlaw abgestempelt, droht er für die Werbung zur Persona non grata zu werden. Obwohl er mutmasslich nie einen Menschen angesteckt hat. Ein Mann mit dem Racket als Waffe allein gegen die Legionen medialer Scharfrichter. Ein Angeklagter im hysterischen Durcheinander der Pandemie, irgendwie schuldig, in einem kafkaesken Szenario gefangen.

«NoVax DjoCovid» als Frustventil für die Lockdown-Champions

Am Schluss war es ein politisch motivierter Rausschmiss, unterfüttert mit moralischem Imperativ. Die Ausweisung der Welt Nummer eins des Tennis sei im Interesse der Öffentlichkeit, argumentierte Australiens Einwanderungsminister Alex Hawke. Die öffentliche Ordnung sei in Gefahr. Der ungeimpfte Novak Djokovic drohe zum «Talisman» für Impfgegner zu werden.

Kriminalisiert wie ein Schwerverbrecher, verliess der Serbe schliesslich das Land. Dies, nachdem man ihm zuerst – trotz Einreiseverbot für Ungeimpfte – ein Visum erteilt hatte.

Applaudiert wurde dem Rausschmiss von einer erdrückenden Mehrheit der Australier. «Nenn es *tough love*, Witzbold», schrieb ein Kolumnist in der Tageszeitung *The Age* in einem offenen Brief an Djokovic. «Drüben im Pub haben sie es auf den Punkt gebracht. Du bist ein *boofhead*» – ein typisch australisches Fluchwort für jemanden, «der ein bisschen dumm ist, der nichts kapiert».

Was ist bloss mit den *easygoing* Aussies passiert? «Ich habe den Eindruck, dass Aust-

ralien den gesunden Menschenverstand verloren hat», konstatierte Nigel «Mr. Brexit» Farage im fernen London, der sich als eine der wenigen prominenten Stimmen für Djokovic ins Zeug legte. «Wenn sie den besten Tennisspieler der Welt so behandeln können, dann überlegt einmal, was sie mit euch machen könnten!»

Der Punkt ist: Die Mehrheit der Australier fühlt sich längst ein bisschen wie Djokovic. Erst Ende Oktober wurde Melbourne aus dem längsten Lockdown der Welt entlassen. Fast drei Monate lang waren die Einwohner der zweitgrössten Metropole Australiens eingesperrt – zum sechsten Mal übrigens während der Pandemie. Nicht zuletzt deshalb, weil Australiens Regierung ihre Anti-Covid-Strategie gründlich verbockt hatte.

Nach den Entbehungen stiess die ungeimpfte Extrawurst aus Serbien sauer auf. Doch das inbrünstig zelebrierte «Alle sind gleich»-Pathos scheint etwas aufgeblasen. Da schwingt bei den Freiheits-Junkies Down Under viel Frust mit, auch über sich selbst, dass man sich derart die Flügel stutzen liess.

Die Frage, ob ein Impfwang für Einreisende überhaupt zielführend ist, scheint man sich gar nicht zu stellen. Bis dato hat keine wissenschaftliche Untersuchung belegt, dass die bekannten Impfstoffe die Ausbreitung von Omikron, auch in Australien die dominierende Variante, verhindern können. Einreisenden einen Impfwang aufzuerlegen, macht folglich wenig Sinn.

Kurzum: «NoVax DjoCovid» – wie der unbeliebte Serbe im australischen Volksmund veräppelt wird – war ein willkommenes Frustventil für die Lockdown-Champions. Und für Premier Scott Morrison ein Joker, um im Machtpoker wieder zu punkten.

Als der Verbannte im Flieger sass, regte sich bei Morrison doch noch so etwas wie Reue. Obwohl Djokovic durch den Visa-Entzug de jure drei Jahre aus dem Land verbannt wird, machte er ihm ein bisschen Hoffnung. Es bestehe «die Möglichkeit», dass Djokovic fürs nächste Turnier wieder zurückkehren dürfe, säuselte Morrison. Und trieb damit die Posse um den Tennis-Crack vollends ins Absurde.

Urs Gehrigler

Ich wusste schon als kleines Kind, woher mein Name kommt

27 Jahre habe ich an meinen Sehnsuchtsort England gelebt. Nun bin ich in die Schweiz zurückgekehrt. Warum?

Oliver Zimmer

Vor einigen Wochen bin ich, nach 27 Jahren in England, mit Stationen in London (fünf Jahre), Durham (fünf Jahre) und Oxford (sechzehn Jahre), in die Schweiz zurückgekehrt. Das war eine lehrreiche und faszinierende Zeit, sowohl beruflich wie persönlich, reich an Eindrücken, persönlichen Erfahrungen und menschlichen Beziehungen. Reich vor allem auch an Bildern, die bleiben.

Was ausserdem bleibt, ist eine grosse Dankbarkeit gegenüber dem Land, in dem sich für mich mehr als ein Türchen öffnete, das mir in der Schweiz wohl verschlossen geblieben wäre. Ausserdem der Wunsch, immer wieder auf diese eigenartige, dem Gelegenheitsbesucher kaum erschliessbare Insel zurückzukehren. Etwa in den Park von St. George's Manor am Rande der Stadt, wo ich manchmal mehr Zeit mit Lesen zubrachte, als mir lieb war. Auch wenn ich die Schönheit der Einsamkeit schon als Primarschüler kannte, so war es doch erst in Oxfordshire, wo ihr Geheimnis sich mir ein Stück weit offenbarte.



Als ob die Wirklichkeit von der Fantasie eingeholt worden wäre: Turners «Der See von Zug».

Warum verlässt man die Schweiz?

Geblichen ist zudem die Sehnsucht nach dem Licht Südenglands, wie es die mächtigen Wolken um die Mittagszeit herum dramatisch in Szene setzt und in eine Himmelsbühne verwandelt; und nach dem Haus, das wir ab April 2020 bewohnten, Jahrgang 1690, ganz oben auf dem Green in Garsington gelegen, wo uns die Rotkehlchen, die englischen *robins*, mit ihren neugierig-fordernden Blicken die Tage im Lockdown versüssten; und wo wir vor Einbruch der Dunkelheit jede Woche zur Dorfkirche pilgerten, entlang den alten Grabsteinen, um bei gutem Wetter den Weitblick zu geniessen. Das Gefühl, wir seien diesem alten Haus mit unserem Exodus nach nicht einmal zwei Jahren gar viel schuldig geblieben, wird hoffentlich bleiben.

Doch man soll nicht zu sehr in Nostalgie schwelgen, sondern interessante Fragen stellen. Etwa: Warum verlässt man ein reiches, gut organisiertes Land wie die Schweiz, eins mit schönen Stadtbahnhöfen und vorzüglich

getakteten Fahrplänen, um in ein weniger reiches, weniger gut organisiertes zu ziehen, eins mit Strassen voller *potholes* und mit Bahnhöfen, denen die Würde schon vor Jahrzehnten abhandengekommen ist? Wer die Schweiz im Erwachsenenalter verlässt und sein halbes

Bei mir hatte das Gefühl der Enge weniger mit der Schweiz zu tun als mit meiner sozialen Umgebung.

Leben in Britannien verbringt, sollte sich über die Gründe seines Schritts eigentlich im Klaren sein. Als ob es so einfach wäre. Doch man kann es zumindest versuchen.

Am Stereotyp, wonach die Schweiz für umtriebige Leute, denen das Sich-Eingliedern schwerfällt (die den Konformismus also nicht nur verbal geisseln), etwas gar eng werden kann, muss etwas dran sein. Zumindest empfand ich das damals, zu Beginn der neunziger

Jahre, uneingeschränkt so. Und doch ist der reflexartige Verweis auf «das Land» immer auch ein Ausweichmanöver – ein Zeichen, dass man die eigenen Motive (noch) nicht wirklich versteht. Vielleicht deshalb nicht, weil man sich die Frage nach den Beweggründen noch gar nicht gestellt hat. So wird «das Land» dann zur Projektionsfläche eines unverdauten Lebensabschnittes, zum Eingeständnis unerledigter Hausaufgaben.

Bei mir hatte das Gefühl der Enge wohl weniger mit der Schweiz zu tun als mit meiner damaligen sozialen Umgebung. Vor allem an der Universität ging es in meinem Fach, der modernen Geschichte, recht berechenbar zu und her. Man studierte lange und gründlich. Der Konformismus war dominant und wenig hinterfragt. Die meisten meiner universitären Lehrer waren auf Deutschland fixiert. Die Bielefelder Geschichtswissenschaftler, die ein Teil meiner Kommilitonen und Lehrer verehrte, betrieben Geschichte als Sozialwissenschaft. Einige Studienkollegen pil-

gerten nach Westfalen, um sich diese Art von Geschichtsbetrachtung einzuverleiben. Dabei veränderte sich manchmal sogar ihr Habitus. In den Seminaren vertraten sie ihre schematischen, an Idealtypen gestählten Interpretationen mit sichtbar gesteigerter rhetorischer Emphase.

Anglophile Tante Verena

Daneben kam es im damaligen Zürich aber auch zu vielen interessanten Gesprächen mit einzelnen Dozenten und Studienkollegen. Eines Tages empfahl mir ein Professor der Wirtschaftsgeschichte, der kurz vor der Emeritierung stand, gewisse angelsächsische Texte. Zunächst musste ich das in meinen Kreisen ausgeprägte Vorurteil bezwingen, dass alles, was klar und ohne Jargon formuliert war, wohl intellektuell nicht viel taugen könne. Doch dann gab es für mich kein Halten mehr. Denn was ich in diesen Texten vorfand, war so viel lebendiger, offener und kreativer als das, was ich bis dahin gekannt hatte.

Daneben gibt es aber womöglich noch einen tieferen Grund, der meine Emigration in den neunziger Jahren begünstigt haben könnte. Einer, der Aussenstehenden trivial und wenig plausibel erscheinen mag. Er hat mit meinem Vornamen zu tun. Ich wusste schon als kleines Kind, woher mein Name kommt. Denn ich war ja kein französischer Olivier, sondern eben ein englischer Oliver. Dafür hatte meine Mutter schon vor meiner Geburt gesorgt.

Zum englischen Namen gesellte sich eine Tante, die aufgrund ihrer Heirat mit einem griechischen Zyprioten nach Zypern migriert war. Ihre Kinder besuchten in Nikosia eine englische Schule. Tante Verena kannte England gut, war dezidiert anglophil, erzählte uns von diesem Land und seiner Kultur – nicht oft, vielleicht zwei- oder dreimal während meiner gesamten Kindheit. Von diesem Moment an liess mich England als Sehnsuchtsort nicht mehr los. Zwischen mir und diesem Land musste es eine Wahlverwandtschaft geben, das bildete ich mir mit der kindlich-obsessiven Kühnheit des Aussenseiters ein. Viele der englischen Visionen, die ich als Teenager von der Schweiz aus zu spinnen begann, sollten sich später als realistisch erweisen: als ob die Wirklichkeit ständig von der Fantasie eingeholt worden wäre. Das ist mir bisher nur in England passiert.

Bob Dylans falscher Name

2004 hat Bob Dylan auf die Frage, wieso er sich schon als junger Mann einen neuen Namen zugelegt habe, geantwortet: «You're born, you know, with the wrong names, wrong parents. I mean, that happens. You call yourself what you want to call yourself.» Mir gefällt dieser Gedanke, auch wenn ich sagen muss: Bei mir stimmte der Name. Die Eltern definitiv auch. Und den Rest der Geschichte schreibt das Leben.

Farce um Folter

Der Uno-Funktionär Nils Melzer setzt sich für den Zürcher Gewalttäter Brian Keller («Carlos») ein. Angeblich.

Alex Baur

Nils Melzer, Sonderberichterstatte über Folter des Uno-Menschenrechtsrats in Genf, liebt den grossen Auftritt. So engagierte sich der 51-jährige Schweizer Diplomat und Jurist medienwirksam für den Wikileaks-Aktivist Julian Assange (auf juristischer Ebene blieb die Wirkung allerdings eher bescheiden). In der Schweiz setzt sich Melzer für den in Zürich inhaftierten Gewalttäter Brian Keller (besser bekannt als «Carlos») ein.

Keine Ahnung von Föderalismus

Weil der auch für Mitinsassen gefährliche 26-Jährige jeden regulären Vollzug sabotiert, baute ihm die Justizdirektion eine Einzelzelle mit eigenem Spazierhof. Doch das millionenteure Sondersetting verstösst nach Melzers Meinung gegen das Folterverbot. «Da ich vom Bund keine sachdienlichen Antworten auf meine Fragen erhalte, werde ich selbst einen Besuch in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies machen müssen, in der Brian einsitzt», drohte Nils Melzer im letzten November grossmäulig.

Nun hat der Bund in der föderalistischen Schweiz im Strafvollzug nichts verloren. Und erst recht nicht Aussenminister Ignazio Cassis, bei dem Nils Melzer persönlich intervenierte. Wir leben in einem Rechtsstaat. Für den Vollzug im «Fall Carlos» ist die Zürcher Justizdirektion zuständig. Kontrolliert wird sie von den Gerichten. Und diese haben das herausfordernde Haftregime des zusehends gewalttätigen Querulanten schon mehrmals korrigiert. Nur ist für die Gerichte allein das Gesetz massgeblich, und nicht die Meinung des Herrn Melzer.

Doch die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr (SP) liess sich nicht zweimal bitten. Sie brannte richtiggehend darauf, dass sich Nils Melzer vor Ort selbst ein Bild machen würde. Völlig frei hätte er mit allen Involvierten – den Aufsehern, ihren Vorgesetzten, Brian Keller selber – reden können.

Doch so genau wollte es Nils Melzer gar nicht wissen. Mit einer fadenscheinigen Ausrede cancelte er den auf Montag geplanten

Ortstermin. Weil Brian Keller ohnehin demnächst verlegt werde, so sagte er sinngemäss, sei das Ziel erfüllt: «Die nationalen Institutionen haben angefangen zu funktionieren.»

Ach wirklich? Nils Melzer impliziert mit seiner Aussage, dass die Institutionen ohne ihn nicht funktionierten – und dass Brian Keller tatsächlich gefoltert wurde. Gemäss Hörensagen. Melzer hat nie persönlich abgeklärt,

Wenn Brian Keller unrechtmässig eingesperrt wird, stehen ihm alle Rechtsmittel zur Verfügung.

was wirklich Sache ist. Dafür, so windet er sich aus der Verantwortung, fehlten ihm die Mittel. Aber eine klare Meinung leistet er sich trotzdem.

Nils Melzer passt perfekt in den Mechanismus des Genfer Uno-Menschenrechtsrats, dessen Hauptaufgabe darin besteht, Israel zu verurteilen (mehr als die Hälfte der Resolutionen betreffen den jüdischen Staat, dessen Feinde ebenso notorisch von Kritik verschont bleiben). Und das ist auch nicht verwunderlich, wenn man in Betracht zieht, dass Unrechtsstaaten wie China, Libyen, Saudi-Arabien, Eritrea, Somalia, Venezuela oder Kuba im Rat den Ton angeben.

Widerstand gegen die Uno

Dass notorische Folterer der Welt erklären, wie Menschenrechte funktionieren, ist nicht nur zynisch. Gerade im Fall von Nils Melzer zeigt sich, dass die rein politisch motivierten Interventionen der Uno-Funktionäre wenn nicht eine direkte Bedrohung, so doch zumindest eine Konkurrenz zum Rechtsstaat darstellen. Wenn Brian Keller unrechtmässig eingesperrt wird, stehen ihm alle Rechtsmittel zur Verfügung. Er hat sie auch immer wieder und bisweilen recht erfolgreich genutzt.

Die Uno-Interventionen spielen derweil auf einer politischen und medialen Ebene. Ein Rechtsstaat, der etwas auf seine Prinzipien hält, muss sich mit allen Mitteln dagegen wehren.



Währungsdämmerung.

Lektionen für die Nachwelt

Die Politik hält die Euro-Zone zusammen und zerstört sie dadurch.

Die wundersame Geldvermehrung kann den Konstruktionsfehler nicht heilen.

Hans-Olaf Henkel und Joachim Starbatty

In den 1990er Jahren sagte Alan Greenspan, früherer Gouverneur der US-Zentralbank: «Der Euro wird kommen, aber er wird keinen Bestand haben.» Unsere Meinung ist: Wenn sich die Niederlande, die Schweiz, Österreich und Deutschland damals auf eine gemeinsame Währung geeinigt hätten, dann hätte diese Bestand gehabt, denn der Wert ihrer Währungen blieb untereinander über Jahrzehnte konstant. Gab es Abweichungen bei den Wechselkursen, wurden sie durch entsprechende Gegenbewegungen rasch eingeebnet.

Im Gegensatz dazu mussten vor der Einführung des Euro Franzosen und Italiener ihren Franc oder ihre Lira regelmässig abwerten, um ihre Wettbewerbsfähigkeit einigermaßen erhalten zu können. Eine selbstbewusste Nation wie Frankreich empfand solche Abwertungen als Demütigung. Vergeblich bestand damals Paris darauf, die Deutsche Bundesbank zu einer weniger stabilitätsorientierten Geldpolitik zu drängen.

Auch Versuche, über währungspolitische Konstruktionen wie die «europäische Schlange» und das Europäische Währungssystem (EWS) die Wechselkurse zu stabilisieren, scheiterten. Solange die Politik in den einzelnen Ländern

in verschiedene Richtungen ging, gab es Ausstritte oder Neubewertungen der Wechselkurse. Um weiterhin dabei sein zu können und ihre Währungen nicht abwerten zu müssen, folgten die beteiligten Notenbanken schliesslich dem Kurs der Bundesbank. Kein Wunder, dass man

Die EZB hätte längst einem inflationären Flächenbrand zuvorkommen müssen.

in Frankreich und Italien von «DM-Imperialismus» sprach und versuchte, durch eine gemeinsame Aufsicht über das Geld die Bundesbank zu entmachten. Das war das eigentliche Ziel des Maastrichter Vertrages.

Realität war stärker

Als die deutsche Bundesregierung dem Druck nach- und die D-Mark aufgab, bestand sie darauf, dass die zukünftige Europäische Zentralbank (EZB) dem Modell der Bundesbank entspreche. Dies sollte unter anderem durch die sogenannte *no bail-out*-Klausel gewahrt werden: Kein Mitgliedstaat dürfe die Hilfe der Gemeinschaft oder anderer Mitgliedstaaten in Anspruch nehmen;

dadurch sollte ein stabilitätsorientierter Kurs in der Europäischen Währungsunion (EWU) sichergestellt werden.

Damit hatte die damalige Bundesregierung zwar eine Schlacht gewonnen, doch hatte sie, wie sich heute herausstellt, auf dem falschen Feld gekämpft. Derweil wurde nämlich nicht nur die Mehrheitsentscheidung für die Mitglieder der EZB durchgesetzt, sondern auch die Regel, dass jeder Vertreter, unabhängig von der Grösse seines Landes oder dem Umfang des eingesetzten Kapitals, das gleiche Stimmrecht ausüben kann. In der EZB hat der Vertreter Maltas das gleiche Stimmrecht wie jener Deutschlands. Es wird berichtet, dass Hans Tietmeyer, der damalige Präsident der Deutschen Bundesbank, in der ersten Sitzung des EZB-Rates dagegen protestierte, dass sich sein Herkunftsland auf seinem Namensschild befand: Er würde hier nicht für Deutschland, sondern als Fachmann für Geldpolitik sitzen. Allerdings spricht diese Episode nicht, wie in Deutschland heute kolportiert, für die Unabhängigkeit von Tietmeyers Kollegen, sondern eher für das Gegenteil.

Tietmeyer wusste, dass viele seiner Kollegen in ihren Heimatländern unter starkem politischem Einfluss standen. Er hielt es wohl für

nötig, sie daran zu erinnern, dass sie sich nun nicht mehr für ihr Land, sondern für die gemeinschaftliche Währung zu engagieren hätten. Aber die Realität war stärker. Regelmässig überstimmen die Vertreter meist südlicher Länder unter der Führung Frankreichs Deutschland und einige nördliche Verbündete.

Auch die *no bail-out*-Klausel überstand die erste Zerreissprobe nicht. Als absehbar war, dass Griechenland und andere Mitgliedstaaten wegen drohender Staatskonkurse aus der Euro-Zone würden aussteigen müssen, spannten die Staats- und Regierungschefs der EU für die konkursgefährdeten Mitgliedstaaten einen Rettungsschirm auf. Nebenbei retteten sie auch Banken, die sich dort engagiert hatten. Trotz dieser Hilfsmassnahmen glaubten Investoren und Kapitalgeber nicht an die Haltbarkeit des Euro und forderten für Länder wie Italien, Spanien und auch Frankreich Zinssätze, die diese Länder auf Dauer nicht hätten tragen können.

Um ein drohendes Auseinanderbrechen des Euro zu verhindern, drängten massgebliche politische Verantwortliche und der US-Finanzminister den damaligen Präsidenten der EZB, Mario Draghi, dazu, als *Deus ex Machina* das Scheitern des Euro mit einem Zauberspruch («Whatever it takes») zu verhindern. Nur mit dieser Bürgschaftserklärung und der nachfolgenden Finanzierung der Staatshaushalte – kaschiert als Ankäufe von Staatsanleihen auf den Sekundärmärkten, also von Banken und anderen Kapitalanlegern – konnte er die Euro-Zone zusammenhalten. Die daraus resultierende «wundersame Geldvermehrung» (nach Hans-Werner Sinn) drückte dann das Zinsniveau zur Freude Frankreichs und anderer Südländer.

Allerdings verschwand damit auch der Druck auf überschuldete Mitgliedstaaten, über Reformen ihre eigenen Haushalte zu sanieren. Zudem wurde ihnen nicht nur die Möglichkeit genommen, ihre Wettbewerbsfähigkeit durch ein Ausscheiden aus der Euro-Zone, verbunden mit der Abwertung ihrer Währung, zurückzugewinnen, ihnen blieben so auch die bitter nötigen positiven Effekte auf Beschäftigung und Einkommen verwehrt.

Die frühere deutsche Bundeskanzlerin, Angela Merkel, und der französische Staatspräsident, Emmanuel Macron, nahmen die Corona-Pandemie zum Anlass, den Maastricht-Vertrag endgültig zu beerdigen, indem sie einen gemeinsamen Hilfsfonds in Höhe von 600 Milliarden Euro vorschlugen, der dann vom Europäischen Rat auch noch auf 750 Milliarden aufgestockt und als Wiederaufbaufonds etikettiert wurde.

Bei dieser Gelegenheit stattete er die Kommission auch mit der im Maastricht-Vertrag nicht vorgesehenen Möglichkeit aus, Schulden aufzunehmen, für die gemeinschaftlich haftet werden soll. Daraus erhält allein Ita-

lien einen Anteil von mehr als 200 Milliarden Euro. Bei Licht besehen, haben diese Zahlungen wenig mit den Folgen der Corona-Krise und viel mit der Überschuldung Italiens zu tun. Diese Konstruktion verstösst fundamental gegen die ökonomische Logik: Noch nie hat ein Arrangement funktioniert, bei dem die einen haften und die anderen das Geld ausgeben.

Inflationärer Flächenbrand

Neben der wundersamen Geldvermehrung haben nun auch Engpässe in der Güterversorgung zu merklichen Preissteigerungen geführt. Die EZB hätte längst einem inflationären Flächenbrand zuvorkommen müssen. Das tut sie aber nicht – nicht weil sie nicht um die inflationäre Ansteckung wüsste, sondern weil bei einem Schwenk ihrer Politik wieder ein Auseinanderbrechen der Euro-Zone droht.

Sie müsste die Zinsen anheben und die von ihr geschaffene Überschussliquidität einfangen – das Gegenteil von dem, was sie bisher für

«Noch nie hat ein Arrangement funktioniert, bei dem die einen haften und die anderen das Geld ausgeben.»

richtig gehalten hat. Dann kämen natürlich die Finanznöte der überschuldeten Mitgliedstaaten wieder zum Vorschein, und die Kapitalanleger rechneten wieder mit einem Aufleben verdrängter nationaler Staatskonkurse.

Vor diesem Hintergrund wirken die Bestrebungen der Regierungen Frankreichs und Italiens geradezu surrealistisch, den Stabilitätspakt zu beerdigen, Schulden über die EU aufzunehmen und den Schuldnerstaaten eigene



„Dafür war der neue Fernseher besonders günstig...“

Wege des Schuldenmanagements zu gestatten. Wenn diesen eine gemeinsame fiskalische Disziplin nicht länger zugemutet werden kann, wer kommt dann für deren Schulden auf?

In der Euro-Zone ist das Problem ihrer Spaltung nicht angegangen, sondern über die wundersame Geldvermehrung zugeschüttet worden. Die Euro-Anhänger nennen die hinausgeschobene Sanierung notleidender Mitgliedstaaten «Zeit kaufen», dabei wird so die Euro-Zone weiter an den Abgrund gedrängt.

Das wird eine geschichtsträchtige Schullektion dafür, wie es einer Institution ergeht, wenn die Politiker glauben, entgegen den ökonomischen Gesetzen handeln zu können.

Hans-Olaf Henkel, früherer Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), war Mitglied des EU-Parlaments 2014–2019.

Joachim Starbatty, Professor em. der Universität Tübingen, war Mitglied des EU-Parlaments 2014–2019.

«Lebenslanges Lernen heisst auch, selbstbestimmt leben zu können.»

Stefanie Weber
Head Group
Human Resources

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Juwelen der Bibel

Die junge Generation wendet sich von den Kirchen ab.
Die unselige Trennung von Klerus und Laien muss aufhören.

Josef Hochstrasser

Papst Franziskus will von den Katholiken in aller Welt wissen, wie sie die Kirche verändern möchten, damit diese die Menschen mehr anspricht. Dazu hat er einen weltweiten synodalen Prozess in Gang gesetzt. Auch die Schweizer Bistümer beteiligen sich daran. In dem zu diskutierenden Themenkatalog fehlt allerdings jene Frage, von der das Überleben der Kirchen abhängt: Wie kann der christliche Glaube an die nächste Generation weitergegeben werden? Sie müsste auch die reformierte und die christkatholische Kirche umtreiben, denn die Säkularisierung der Gesellschaft ist in vollem Gang.

Der Religionssoziologe Jörg Stolz sieht die Ursache bei der nicht mehr gelingenden Weitergabe der Religion der Eltern an ihre Kinder. Die Generation der Achtundsechziger entfernte sich vom christlichen Glauben und brandmarkte vor allem die Kirchen als Herrschaftsinstrumente der Unterdrückung. Die Generation Z, also Jugendliche zwischen zehn und zwanzig Jahren, kommt kaum mehr mit der Kirche in Kontakt. Sie gehört zu den christlichen Analphabeten. Gefragt etwa, wann Allerheiligen gefeiert wird, tippen sie amüsiert auf Juni. Das ist kein Vorwurf an junge Menschen. Sie sind nicht mehr in der Lage, im christlichen Glauben eine brauchbare Hilfe zu erkennen, mit der sie ihr Leben bewältigen könnten. Wie auch? Etwa mit Floskeln wie «Gott ist Mensch geworden»? Oder mit der weltfremden Behauptung, «Christus hat uns von unseren Sünden erlöst»?

Chance für die Bibel

Die Bibel hat einen denkbar schlechten Ruf. Jüngst stellte der Schriftsteller Adolf Muschg fest: «Das Evangelium ist heimatlos geworden!» Ich spitze seinen Befund zu und sage: Eher findet es bei Atheisten und Agnostikern Gehör als in den christlichen Kirchen. Diese verkünden sich selber statt das Leben des Humanisten aus Nazareth. Den schlechten Ruf der Bibel haben uninspirierte Prediger zu verantworten. Im Gleichschritt hat der kirchliche Unterricht während Jahrzehnten gesündigt. Er hat biblische Erzählungen verharmlost, moralisiert und ihnen

jegliche befreiende Gestaltungskraft geraubt. Junge Menschen fragen sich zu Recht: Was hat die Bibel mit meinem Leben zu tun?

Das fragten mich bereits 1995 meine Schüler an der Kantonsschule Zug. Der Lehrplan sah die Schöpfungsgeschichte vor. Ein Aufschrei ging durch die Klasse: «Bitte nicht diese alten Märchen!» Ich stellte den Abfalleimer auf das Lehrerpult, nahm die Bibel in die Hand und wollte sie in den Kübel schmeissen. «Halt!», rief ein Mädchen. Die Schöpfungserzählung bekam doch noch eine Chance. Nach einer intensiven Auseinandersetzung lernten die Schüler die alten Texte als hochaktuelles Manifest für eine schützenswerte Welt zu verstehen. Mehr noch: Zwei Schülerinnen ergriffen die Initiative und stellten einen Demonstrationzug durch die Stadt Zug mit über zweihundert Teilnehmern auf die Beine. Auf dem Landsgemeindeplatz erhoben die Jugendlichen, beflügelt von einem zweieinhalbtausend Jahre alten biblischen Text, ihre Stimme gegen die Atomtests des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac im Südpazifik. Keine Frage also, die Bibel hält mit ihren Geschichten eine ganze Armada von Impulsen bereit, individuelles und gesellschaftliches Leben zu gestalten. Doch was müsste passieren, damit kommende Generationen den Juwelen in

der Bibel in ihrer Lebensgestaltung wieder einen prominenten Platz einräumen?

Lern- und Lebensgemeinschaft

Ich skizziere hier nur eine Idee, die allerdings erst langfristig erfolgreich sein könnte. Getreu dem Vorbild der historischen Anfänge geht die Gewinnung für die Sache Jesu nur über persönliche Kontakte. Statt sich in innerkirchlichem Kram zu zerfleischen, könnten Seelsorger junge Eltern gewinnen, die bereit sind, nach der Taufe die Begleitung ihrer Kinder auf ein christliches Fundament zu stellen. Daraus könnte eine Lern- und Lebensgemeinschaft entstehen, eine «Kirche auf Zeit», weil eine solche Gemeinschaft sich wieder auflösen kann, wenn die Kinder dem Einfluss des Elternhauses entwachsen sind. Diese Idee der Nachfolge des Nazareners Jesus hat Sprengkraft. Zwar versuchen katholische Basisbewegungen, ihrer Kirche neues Leben einzuhauchen. Mit dem derzeit laufenden synodalen Prozess gaukelt die Hierarchie aber Dialogbereitschaft und Reformen vor, die sie nicht wirklich will. Die Laien signalisieren Rom stets aufs Neue, wo der Schuh drückt. Doch sie werden auch diesmal mit ihren Forderungen an der kirchenhierarchischen Wand abprallen. Am Ende bleibt auf beiden Seiten nur Enttäuschung.

Zukunft hätte die Aufhebung der unseligen Trennung in Klerus und Laien, die das Leben der herkömmlichen Kirchen lähmt, auch jenes der reformierten Kirchen. Konkret für unser Beispiel: Die Taufeltern delegieren Zuständigkeit und Kompetenz der christlichen Erziehung nicht länger an die pfarrherrlichen Profis. Schluss mit den Schäfchen, den willenlosen Objekten ihrer Hirten. Die Taufeltern werden zu Subjekten des christlichen Lebensvollzugs, denn in den unterschiedlichsten Familienverbänden geschieht der direkte Austausch von Lebenserfahrungen. Die emanzipatorischen Mythen der Bibel und die humanistische Praxis Jesu bieten dafür Stoff in Hülle und Fülle.

Josef Hochstrasser war katholischer und reformierter Pfarrer in verschiedenen Gemeinden.



„Seitdem er ein neues Auto hat, guckt er gar kein Fernsehen mehr...“

Auf der Seite der Freiheit

Serbiens Ministerpräsidentin Ana Brnabic stellt Australien an den Pranger.
Einst als Marionette belächelt, ist sie längst die Schlüsselfigur für die Modernisierung.

Boris Kálnoky

Skandalös» nannte Ana Brnabic Australiens Entscheidung, dem serbischen Tennis-Star Novak Djokovic die Einreise und damit die Teilnahme am Australian Open zu verbieten. Die weltweite Nummer eins der Tenniswelt ist aber nicht gegen Covid geimpft. Australien hat die Einreise Ungeimpfter verboten. Die Affäre beschäftigte tagelang die Weltöffentlichkeit. In dieses Rampenlicht stellte sich rasch auch die serbische Ministerpräsidentin.

Brnabic nannte den Fall ein Beispiel dafür, wie wenig der Rechtsstaat in manchen Ländern gelte. Ein Vorwurf, der routinemässig von westlichen Ländern gegenüber Serbien erhoben wird. Nun war es umgekehrt: Serbien stellte Australien an den Pranger. Noch dazu nachvollziehbar: Ein australisches Gericht hatte rechtskräftig entschieden, dass Djokovic bleiben und spielen dürfe. Daraufhin intervenierte Einwanderungsminister Alex Hawke und kippte das Urteil mit ministerieller Vollmacht. Ein Appell des Serben gegen diesen Beschluss wurde vom Gericht abgewiesen, weil der Minister weder «irrationale» noch «juristisch unvernünftig» entschieden habe. Letztendlich war die rechtsstaatliche Form also gewahrt.

Vucic' politische Wunderwaffe

Der Konflikt, um den es hier geht – das Freiheitsprinzip gegen Notstandsmassnahmen in der Covid-Bekämpfung –, spielt sich auf der ganzen Welt ab. Hier stellt sich Serbien auf die Seite der Freiheit. Dass ausgerechnet das Balkanland sich als Verfechter westlicher Werte darstellt, liegt auch an der Person der Regierungschefin: Sie ist eine glaubwürdige Vertreterin proeuropäischer Werte und bietet auch jenen Kritikern kaum Angriffsflächen, die Staatspräsident Aleksandar Vucic als Inbegriff der Autokratie sehen. Brnabic ist Vucic' politische Wunderwaffe, wann immer es darum geht, dem Westen gegenüber Modernität zu demonstrieren.

Brnabic ist offen lesbisch. Ihre Partnerin brachte 2019 einen Sohn zu Welt. Sie hält damit einen



Klug und geduldig: Brnabic.

sehr westlich anmutenden Weltrekord: die erste Homosexuelle an der Spitze einer Regierung, deren Partnerin ein Kind zur Welt brachte. Sie ist historisch die zweite lesbische Ministerpräsidentin (nach Johanna Siguroardottir, Islands Regierungschefin 2009–2013). Und sie ist eine der sehr wenigen homosexuellen Persönlichkeiten, die es jemals an die Spitze einer Regierung schafften. Ausser ihr und der Isländerin

«Forbes» bezeichnete sie 2018 als eine der 100 einflussreichsten Frauen der Welt.

gibt es noch den Luxemburger Xavier Bettel (seit 2013), den Belgier Elio Di Rupo (2011–2014) und den Iren Leo Varadkar (2017–2020).

Wie wird so jemand Regierungschefin in einem Land wie Serbien? Für die Kritiker ist sie eine Marionette von Präsident Vucic, der erkannt habe, wie nützlich sie sei: als Feigenblatt gegenüber dem Westen und als Vollstreckerin seiner politischen Entscheidungen. Im Jahr 2017 vollzog Vucic, bis dahin Regierungschef, eine politische Rochade und wurde Staatspräsident – ein Amt mit weit weniger formaler politischer Macht als das des Regierungschefs. Zu seiner Nachfolgerin ernannte er Brnabic,

eine Technokratin ohne politische Hausmacht. Vucic sprach offen aus, Brnabic solle sich nicht um die Politik kümmern, sondern um die «Wirtschaft». Und sie liess verlauten, Vucic möge ihr als «Mentor» zur Seite stehen.

Wetterfest und effizient

Dementsprechend herablassend waren die meisten Experten in der Einschätzung der neuen Regierungschefin. Eine «Übergangslösung» sei sie. «Die Regierung wird schwach und von kurzer Dauer sein», wurde der serbische Ökonom Miroslav Prokopijevic in der *Zeit* zitiert.

Das war 2017. Brnabic ist noch immer da. Nach wie vor drängt sich politisch nicht in den Vordergrund, aber sie

hat sich als wetterfest und effizient erwiesen, und ihre Stimme hat mittlerweile durchaus Gewicht im serbischen Machtgefüge, wenn es um die Themen geht, die ihr wichtig sind: Modernisierung, Digitalisierung, effiziente Verwaltung. Das Magazin *Forbes* bezeichnete sie 2018 als eine der 100 einflussreichsten Frauen der Welt.

Wer ihren Aufstieg als Managerin analysiert, den kann das nicht verwundern. Sie studierte in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten und arbeitete danach vor allem mit internationalen Organisationen und ausländischen Investoren in Serbien. Sie wirkte massgeblich mit an einer Modernisierungsstrategie für Gemeindeverwaltungen, als Mitbegründerin und später Vorsitzende einer Nationalen Allianz für örtliche Wirtschaftsentwicklung (Naled). Letztendlich ist sie eine der Schlüsselfiguren, wenn es um die Modernisierung der serbischen Wirtschaft und Verwaltung geht.

Die Super-Serbin hat also durchaus Einfluss. Politische Macht hat sie kaum – das kann aber noch kommen, wenn sie weiterhin klug und geduldig vorgeht. Denn so langsam wird sie unverzichtbar.

Boris Kálnoky war langjähriger Korrespondent verschiedener Zeitungen im deutschsprachigen Raum. Seit 2020 leitet er die Medienschule am Mathias Corvinus Collegium in Budapest.

Er sieht sich selbst als Streber

Nach Kurt Imhofs Tod war die Stelle des Universalexperten in der Schweiz verwaist. In der Pandemie hat der Soziologe Marko Kovic das Erbe seines früheren Professors angetreten.

Alex Baur

Der mediale Aufstieg von Marko Kovic, 36, ist beeindruckend. Er lässt sich exakt messen an den Einträgen in der Schweizerischen Mediendatenbank (SMD). Sein Name führt zu insgesamt 613 Hits. Die ersten stammen aus dem Jahr 2004. Es sind Leserbriefe eines Gymnasiasten. Ab 2012 publiziert er jährlich zwischen sieben und fünfzehn Artikel, vornehmlich für *Tages-Anzeiger*, *20 Minuten*, *Watson* und auch mal für die *NZZ*. Doch 2020 explodiert seine Medienpräsenz förmlich. Kovic wird nun vor allem auch als «Experte» zitiert. 516 aller SMD-Hits, also 84 Prozent, kamen in den letzten zwei Jahren zustande.

Seit Ausbruch der Corona-Krise ist Marko Kovic in den Medien omnipräsent als Experte, bei SRF oder *Nau.ch* ebenso wie bei Fachpublikationen wie *Persönlich.ch*. Mal wird er als Fachmann für Publizistik präsentiert, mal als Politologe oder Soziologe. In aller Regel geht es um die Kritiker des Corona-Regimes. Kovic argumentiert differenziert, er meidet apodiktische Statements. Der Tenor ergibt sich vor allem aus dem Kontext, und dieser ist klar: Massnahmegegner sind in erster Linie Verschwörungstheoretiker. Man sollte sie ernst nehmen, aber nicht als Andersdenkende, sondern als potenziell gefährliche Irrläufer.

Keine Angst vor dem Schlagabtausch

Das Framing der Berichterstattung in der Corona-Krise war oft primitiv und offenkundig. Als in Liestal über 10 000 Menschen für die verfassungsmässigen Grundrechte demonstrierten, wurden das Plakat eines Flacherdlers und eine Rauferei am Rande der Kundgebung zum Hauptereignis des Tages emporgeschrieben; die Anliegen der anderen 9998 Demonstranten dagegen, die nicht bezweifeln, dass die Erde rund ist, und Gewalt ablehnen, waren den meisten Journalisten keine Zeile wert. Derart plumpe Tricks findet man bei Marko Kovic nicht. Liest man seine Texte und Statements zu den Verschwörungstheorien, wird auch schnell klar: Der Mann versteht etwas vom Thema.

Kovic hebt sich auch insofern von der Phalanx der Corona-Hardliner ab, als er die Tuch-

fühlung mit den Massnahmegegnern nicht scheut. So liess er sich ohne weiteres auf einen fairen Schlagabtausch mit Exponenten der Skeptikerszene wie Daniel Stricker oder Roger Bittel ein. Und er zierte sich auch keine Sekunde, als ihn der Autor dieser Zeilen, der aus seiner Sympathie für den Corona-Widerstand nie einen Hehl machte, um ein persönliches Gespräch bat. Das Treffen fand in einem Zürcher

Café statt, in einer ernsthaft-entspannten Atmosphäre.

Marko Kovic wurde 1985 als Sohn von kroatischen Einwanderern in Zürich geboren, wo er mit seiner Schwester im *Büezer*-Quartier Schwamendingen seine ersten Lebensjahre verbrachte. Seine Mutter arbeitete als Putzfrau, sein früh an Krebs verstorbener Vater war Bauarbeiter. Das «ic» in seinem Nachnamen, sagt er, habe er nie



Abenteurer Gesellschaftskritik: Vielschreiber Kovic.

als Nachteil erlebt. Nach dem Jugoslawienkrieg, den Kovic als «sicher prägend» in Erinnerung hat, verbrachte er einige Jugendjahre in Dalmatien, wo noch ein jüngerer Bruder hinzukam. Zurück in Zürich absolvierte er das neusprachliche Gymnasium. Die fehlenden Französischkenntnisse holte der ehrgeizige Bursche, der sich selbst als «Streber» charakterisiert, in kürzester Zeit nach.

Globuli und Schröpfgläser

Noch vor seinem 20. Lebensjahr liess sich Marko Kovic in der Schweiz einbürgern. Und er hatte sich darauf eingestellt, seinen Militärdienst zu leisten. Doch er wurde ausgemustert, unter anderem deshalb, weil er als Teenager an Anorexie

Er sei als Teenager in den Bann der Verschwörungstheorien geraten, die um die Jahrtausendwende wucherten.

gelitten hatte (ein Leiden, das ihn auch während der Pandemie zeitweise wieder plagte). Bei der Auswahl des Studiums schwankte er zuerst zwischen Biologie und Neurologie, entschied sich dann aber für Soziologie an der Universität Zürich, mit dem Schwerpunkt Politologie und Kommunikation im Nebenfach. Der schillernde und mediengewandte Kurt Imhof (1956–2015), ein in der Wolle gefärbter Linker, war einer seiner Professoren. Imhof habe ihn, wie er sagt, massgeblich «inspiriert».

Marko Kovic finanzierte sein Studium als «Mädchen für alles» in der Santis Training AG, einem Institut für Persönlichkeitstraining. Ganz im Geiste von Kurt Imhof bezeichnet er sich als «Gesellschaftskritiker», als einer, der sich nicht mit akademischen Trockenübungen begnügt, sondern aktiv an der öffentlichen Debatte teilnimmt. 2012, während er an seiner Doktorarbeit über die Symbiose zwischen Medien und Parlamentarier schreibt, startet Kovic eine Kampagne gegen Astrologie im öffentlichen Rundfunk. Mit Freunden gründet er die Gruppe «Skeptiker Schweiz», die sich dem Kampf gegen Aberglauben aller Art verschreibt. Auch die Komplementärmedizin gerät bald ins Fadenkreuz der Skeptiker. Globuli und Schröpfgläser, finden diese, hätten an der Uni nichts verloren.

Doch Skepsis ist nicht gleich Skepsis. Von den Klimaskeptikern etwa grenzen sich die Skeptiker Schweiz, die sich inzwischen in «Forum für kritisches Denken» umbenannt haben, scharf ab. Aus ihrer Sicht sind diese primär Verschwörungstheoretiker, und auf diesem Gebiet kennt sich Kovic aus. Er selber, so erzählt er, sei als Teenager in den Bann der Verschwörungstheorien geraten, die um die Jahrtausendwende – etwa bei 9/11 – in barocker Vielfalt wucherten. Die Zweifel am offiziellen Diskurs um Sars-CoV-2, an den Massnahmen oder der mRNA-Impfung gehören aus seiner Sicht in diese Kate-

gorie. Das muss man zumindest aus seinen Kommentaren schliessen.

Kovic will diese Einschätzung in dieser absoluten Form nicht gelten lassen, beharrt auf Differenzierung und will sich auch nicht pauschal festlegen. Tatsächlich gibt es beim Corona-Widerstand unterschiedlichste Strömungen und Motive. Zwischen biogrünen Impfgegnern und konservativen Freigeistern liegen Welten. Doch der publizistische Krieg um das Virus und die Massnahmen lässt solche Differenzierung kaum zu. Die ideologischen Fronten sind abgesteckt, die Schützengräben befestigt. Zwischen Trumpisten und Kemalisten, Orbán und Greta, Populisten und Expertokraten, «Covidioten» und «Panidioten», Kapitalisten und Sozialisten liegt das Niemandsland. Wer sich nicht für die eine oder die andere Seite entscheidet, kämpft auf verlorenem Posten.

Hype um Fukushima

Ein ideologischer Grabenkrieg war kaum das, was Marko Kovic vorschwebte, als er sich in das Unternehmen Gesellschaftskritik stürzte. Es ist auch nicht so, dass er sich auf eine exklusiv linke Klientel gestürzt hätte. So beteiligte er sich etwa 2014 an einer vom Nuklearsicherheitsinspektorat (Ensi) in Auftrag gegebenen Studie; Ensi überdachte nach dem Hype um Fukushima die Kommunikation neu. Später folgten ähnliche Aufträge von Berufsverbänden, die Kovic als Mitarbeiter eines Beratungsunternehmens betreute. Daneben unterrichtet er in Teilzeit an der Fachhochschule Kalaidos.

Die Beratungsfirma Ars Cognitionis, die Kovic 2017 mit Kollegen gründete, wurde nie richtig flügge. Die Corona-Krise besiegelte das Ende der Firma. Dafür wurde Marko Kovic nun in den Medien ein gefragter Mann. Neben zahlreichen Interviews kamen bezahlte Artikel in erklärt linken Publikationen wie *Watson*, *Woz*, *Medienwoche* und *Republik*. Doch reich wird man mit solchen Aufträgen nicht. Und es ist auch immer klar, welche Stossrichtung die Redaktion vom freien Autor erwartet. Erfüllt er die Erwartung nicht, geht er schnell wieder vergessen. Freiheit ist immer relativ, gerade in diesen Zeiten.



INSIDE WASHINGTON

Verpeilt und verpennt

Im Vorfeld der Präsidentschaftswahl von 2020 soll Ex-Präsident Obama einen Parteigenossen gewarnt haben: «Unterschätze nie, wie viel Joe zu verbocken vermag.» Mittlerweile lässt sich sagen: Das war von Obama sehr freundlich formuliert. Während Joe Biden nun durchs Weisse Haus tappt auf der Suche nach seiner abhandengekommenen Präsidentschaft oder einer jungen Mitarbeiterin, deren Haar er beschnüffeln könnte, wächst bei der Wählerschaft das Gefühl, der leicht ablenkbare und sich beängstigend erratisch verhaltende 46. Präsident taue nicht einmal dazu, etwas zu verbocken.

War er einst berühmt als Mann des Volks, hat er heute den Kontakt zur gemässigten Mitte verloren. In einer Umfrage von CBS News zum Jahrestag von

Bidens Amtsantritt sagten über zwei Drittel der erwachsenen Amerikanerinnen und Amerikaner, Bidens Anliegen seien für sie wenig wichtig bis unwichtig. Nannte Otto Normalverbraucher ihn

als Senator wegen seiner Vorliebe für Züge noch liebevoll «Amtrak Joe», hat er heute das Gefühl, «White House Joe» schere sich kein bisschen um die Bedürfnisse von seinesgleichen. Laut dem Marktforschungsinstitut Gallup wandern Vertreter der gemässigten Mitte zu den Republikanern ab.

Fünfundzwanzig Jahre lang rühmte sich Biden seines persönlichen Zugangs zur Arbeiterschicht und seines Einfühlungsvermögens. Selbst Republikaner mussten zähneknirschend anerkennen, dass der Mann aus Scranton, Pennsylvania, im Umgang kollegial ist. Doch im Alter ist er nur noch ein Schatten seiner selbst und wird immer cholerischer. Seine Wählerinnen und Wähler müssen darauf gefasst sein, dass er sonderbares Zeug vor sich hin brummt oder aber brüllt, man solle sich wegscheren vom Rasen seines Weissen Hauses. Die Enttäuschung ist gegenseitig.

Amy Holmes

Luftschlacht über dem Wallis

Die Rega hat auf dem Flughafen Sion einen Helikopter stationiert. Das macht die Konkurrenten Air Zermatt und Air-Glaciers nervös.

Hubert Mooser

Als im Dezember die Schweizerische Rettungsflugwacht Rega ankündigte, dass sie auf dem Flugplatz in Sion ab Weihnachten einen Rettungshubschrauber stationieren wolle, nahm davon in der Öffentlichkeit kaum jemand Notiz. Hinter den Kulissen brodelte es aber bereits gewaltig. Das zeigte sich spätestens in dem Moment, als Pierre Geiger, Sohn des legendären Bergrettungspiloten Hermann Geiger, im *Walliser Boten* kritische Fragen zu dieser «Expansion» der Rega stellte. Geiger sieht darin einen Versuch der Rega, mit Gönnergeldern die beiden angestammten Heli-Unternehmen Air-Glaciers und Air Zermatt, die seit über fünfzig Jahren die Luftrettung vorangetrieben hätten und für diese Rettungsdienste im Wallis verantwortlich seien, vom Markt zu verdrängen.

Geiger junior arbeitete selber Jahrzehnte zuerst bei der Air Zermatt, später bei der Air-Glaciers. Inzwischen ist er pensioniert, hat aber immer noch gute Beziehungen zur Branche. Wenn er in die Tasten greift, ist Feuer im Dach. Kommt es zu einem Grosskampf um die Lufthoheit bei der Bergrettung im Wallis? Mit der in Sion stationierten Maschine verfolgt die Rega laut ihren Angaben andere Pläne. Sie wolle die Patienten aus dem östlichen Teil des Kantons Waadt und dem westlichen Berner Oberland rascher erreichen, erklärt ein Sprecher. Es die Aufgabe der Rega, die Luftrettung in der Schweiz stetig zu verbessern – unter anderem indem sie ihr Basendispositiv laufend verstärke.

Im Interesse der Gönner?

Die Verantwortlichen der beiden Walliser Heli-Firmen zweifeln allerdings daran, dass es bei den Einsätzen in der Waadt und Bern bleiben wird. «Es gibt andere Flugplätze, die besser geeignet wären, um die von der Rega genannten Regionen zu bedienen», findet Philipp Perren, Verwaltungsratspräsident der Air Zermatt. Für ihn sieht die Stationierung eines Rettungs-Helis in Sion mehr nach einem ersten Schritt aus, um künftig verstärkt Einsätze im Wallis zu fliegen. Er empfindet es als unfair, dass die Rega ihre



Spektakuläre Innovationen:
Bergrettung in den Schweizer Alpen, 1954.

beiden langjährigen Partnerunternehmen, die im Wallis seit über 50 Jahren ein Rettungswesen sichergestellt haben, auf deren Heimbasis Sion konkurrenzieren will. Er fragt sich auch, ob es im Interesse der Gönner ist, dort Millionen zu investieren, wo bereits das dichteste Netz an Rettungshelikoptern besteht.

Es ist nicht so, dass die Rega bisher im Wallis nicht zum Einsatz gekommen wäre. Die Notrufzentrale 144 Wallis bietet bereits heute bei Bedarf Rettungshelikopter der Rettungsflugwacht für Einsätze auf dem Kantonsgebiet auf – meist für medizinische Spezialtransporte wie etwa für Frühgeborene, die von der Air Zermatt oder der Air-Glaciers nicht durchgeführt werden können. Für die Bergrettung aus der Luft sind jedoch gemäss Walliser Rettungsdispositiv Air-Glaciers und Air Zermatt zuständig.

Ob es in Zukunft so bleiben wird, ist ungewiss. Vor drei Jahren hat eine neue Walliser Heli-Firma, die Héli-Alpes SA in Sion, beim Gesundheitsdepartement einen Antrag gestellt, erstens zum Erhalt einer Betriebsbewilligung für einen Rettungsdienst und zweitens für die Aufnahme

in die Rettungsplanung. Der Kanton lehnte das ab, weil mit Air Zermatt und Air-Glaciers der Bedarf gedeckt sei. Während der Hochsaison halten diese beiden Unternehmen gegen acht bis zehn Maschinen inklusive Piloten, Sanitäter und Ärzte in Bereitschaft.

Doch die Héli-Alpes SA zog den Entscheid bis vor Bundesgericht, das die Beschwerde guthiess. Der Kanton Wallis muss nun die Rettung aus der Luft neu ausschreiben. Die Rega will sich mit einem noch zu definierenden Leistungsumfang an dieser für das kommende Jahr in Aussicht gestellten Ausschreibung der Luftrettung im Wallis beteiligen – ob im Verbund mit der Héli-Alpes SA, ist laut Rega derzeit noch offen.

Piloten wie Helden gefeiert

Allerdings stellt sich damit auch die Frage, was die Rega oder Héli-Alpes in der Bergrettung besser können als Air-Glaciers und Air Zermatt, die über ein jahrzehntelanges Know-how auf diesem Gebiet verfügen. Mit

dem weltweit bekannten Gletscherpiloten Hermann Geiger fing es in den späten 1950er Jahren an. Er revolutionierte mit seiner Piper PA-18 die Bergrettung und gründete 1965 mit Bruno Bagnoud und Fernand Martignoni die Air-Glaciers.

Die Air Zermatt entstand 1968 und hat mit spektakulären Innovationen von sich reden gemacht. Piloten wie Gerold Biner, heute CEO des Unternehmens, Siegfried Stangier, Günther Amann oder Toni Lötscher haben Geschichte geschrieben und werden wie Helden verehrt. Amann gelang als Erster eine Direktrettung mit Hilfe einer Seilwinde aus der Eigernordwand.

Air-Zermatt-Verwaltungsratspräsident Perren hofft, dass der Kanton Wallis bei seinem Entscheid die Meriten in Sachen Bergrettung von Air Zermatt und Air-Glaciers mit in Betracht ziehen werde. Denn die beiden Unternehmen sind nicht nur die Pioniere der Bergrettung, sondern haben seit Beginn der modernen Helikopterrettung diese im Kanton Wallis – gratis und franko – sichergestellt. Die Leistungen der beiden Unternehmen sind nicht nur weltweit anerkannt, sondern haben Massstäbe gesetzt.

Wieso fördert die Fifa das Hornussen nicht?

Ein Investitionszwang für Netflix bringt dem Schweizer Film nicht mehr Publikum.



Haben Sie sich schon einmal gefragt, warum der Fussballverband Fifa in der Schweiz das Hornussen nicht subventioniert? Oder wieso Spotify nicht in unsere heimische Ländlermusik investiert? Ich mich bis jetzt auch nicht. Wer aber die «Lex Netflix» befürwortet, müsste sich diese Fragen eigentlich gestellt haben.

Laut dem neuen Filmgesetz, bekannt als «Lex Netflix», sollen Streaming-Dienste wie Netflix, Amazon oder Disney dazu verpflichtet werden, künftig jährlich 4 Prozent ihrer Schweizer Einnahmen in hiesige Filmproduktionen zu investieren. Auch müssen sie 30 Prozent europäische Produktionen zeigen – damit soll europäisches Kulturschaffen gefördert werden. Helvetische Filmemacher können also – in Ergänzung zu den Steuersubventionen – auf geschätzte achtzehn Millionen Franken Geldsegen hoffen. In die Quere kommen könnte ihnen allerdings das Referendum gegen das neue Filmgesetz, das die Jungparteien von FDP, SVP und GLP heute einreichen.

Befürworter dieser Zwangsinvestition erhoffen sich damit einen Aufschwung des heimischen Films und berufen sich auf das Ausland: Italien, Frankreich oder Belgien müssen die Abgabe längst leisten. Für meinen Geschmack besitzt Letzteres allerdings die etwas kindliche Note à la «Wenn der Nachbar das hat, dann will ich es auch!». Grossbritannien und Österreich kennen die Pflichtabgabe nicht.

Ich kann mir zwar vorstellen, dass mit den zusätzlichen Einnahmen mehr Filme geschaffen werden, aber es ist wie mit so vielem: Mehr Geld garantiert nicht mehr Qualität. Auch nicht unbedingt mehr Innovation oder spannende Plots im Schweizer Filmgenre, die mehr Zuschauer ins Kino locken würden. Aber gut, wenn ich ein Argument für die «Lex Netflix» anbringen müsste, dann vielleicht dieses: Weil die Abgabe

nicht in die staatliche Filmförderung fliesst, sondern die Unternehmen bei den Produktionen direkt mittun sollen, könnte es ja eine Chance sein. Netflix mit seinem Know-how und den ausgeklügelten Analysemodellen weiss, was funktioniert und was nicht, erkennt Potenzial, wenn es vorhanden ist. Von Produktionen, wo einer verklärt in ein Alphorn bläst, würde es wohl eher die Finger lassen, sich hingegen bei Projekten einbringen, die den Massengeschmack treffen.

Netflix ist stark «Viewer-getrieben», die Datenanalyse steht im Zentrum. Brechen die Views etwa bei Serien ein, werden sie häufig, ohne mit der Wimper zu zucken, eingestellt. Das ist die DNA von Netflix, und sie steht jener von Kulturschaffenden eigentlich diametral entgegen, bei denen man – teilweise – das Gefühl hat, dass sie ihre Werke vor allem für sich selbst und für eine kleine Gruppe eingefleischter Fans kreieren.

Nichts gegen das Motto «Wir machen das, wozu wir Lust haben, egal, ob das jemand sehen will»; nur, wenn deine persönlichen Kulturdenkmäler mit Steuergeldern subventioniert werden, ist's halt ein bisschen ungünstig. Wer Nischenprodukte herstellt, kann nicht erwarten, dass es alle anderen mitfinanzieren – um ihnen zum Erfolg zu verhelfen. Realität ist, dass manche Schweizer Filme, die mit viel Geld gefördert wurden, finanzielle Flops waren. Und da könnte eben ein globales Produktionsunternehmen vielleicht dazu beitragen, den Schweizer Film mainstreamiger zu gestalten. Ob das heimische Kino überhaupt massentauglich daherkommen möchte, ist die andere Frage.

Aber Chance hin oder her, aus liberaler Sicht ist es grundsätzlich problematisch, Unternehmen Angebotskatalog und Investitionspolitik vorschreiben zu wollen, nur weil, blöd

gesagt, das eigene Modell nicht optimal funktioniert. (Und es wunderte mich nicht, wenn als Nächstes dann gefordert würde, Netflix müsse die einheimischen Filme unter seinen «Top Ten» einreihen, damit sie besser geschaut werden.) Es ist nicht die Aufgabe des amerikanischen Giganten, mit einer Art Welpenschutzabgabe dafür zu sorgen, dass das Schweizer Kulturgut konkurrenzfähiger ist oder auf breiteres Publikum stösst.

Das wäre etwa ähnlich, als würde man vom Audio-Streaming-Dienst Spotify fordern, einen Prozentanteil seiner Einnahmen in der Schweiz an die hiesige Ländlermusik abzugeben. Oder die Fifa zur Zwangsabgabe ans Hornussen zu verpflichten. Hornussen ist ja wie Fussball eine Sportart, aber mit sehr kleinem Publikum. Man könnte argumentieren, dass die Fifa aufgrund der grossen Fussballbegeisterung in unserem Land hohe Einnahmen erzielt und das traditionelle Hornussen wegen des ledernen Balls noch weniger Interessierte anzieht. Warum gibt es keine «Lex Fifa», von der das Hornussen profitieren kann?

Der Denkansatz sollte doch genau umgekehrt sein: Wenn das Schweizer Filmschaffen innovative Wege geht und regelmässig ein sehr breites Publikum begeistert, möchten Investoren aus Überzeugung mitfinanzieren. Geschieht es aus Zwang, wälzen die Anbieter ihre Kosten mit hoher Wahrscheinlichkeit einfach auf die Konsumenten ab, die Abos von Netflix und Co. würden in der Schweiz teurer werden. Indirekt bezahlen wir dann für Filme, die wir gar nicht schauen wollen. Und dieses leidige Thema hatten wir doch schon an anderer Stelle durch, nicht lange ist's her.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Reines Sprachrohr

Nr. 2 – «Danke, Marc Walder»;
Editorial von Roger Köppel

Als langjähriger Pressebeobachter erkenne auch ich die völlig moralisiert agierende Einheitspresse im Land. Die unverkennbare Staats-treue in der zweijährigen Corona-Epidemie hat deutlich klargemacht, dass die allermeisten Journalisten in den Verlagshäusern nichts hinterfragen, keine andere Ansicht zu einem grossen Problem dulden und somit zum reinen Sprachrohr der Regierungspolitik geworden sind. *Rolf Bolliger, Lyss*

Die andere Seite

Nr. 1 – «Heldenvolk der Serben»
Christoph Mörgeli über die serbische Volksseele

Die heldenhaften Seiten der Serben und ihre Demütigungen mögen wohl wahr sein, stellen aber nur eine Seite der Wahrheit dar. Nach der Eroberung von Serbien wurde der Bündner k.u.k. General Johann Ulrich Graf von Salis-Seewis 1916 zum Generalgouverneur von Serbien ernannt. Er fand direkt Kontakt mit der Bevölkerung und lud immer wieder Politiker, Geschäftsleute und Geistliche zu sich ein, um sich über die Nöte der Bevölkerung ein Bild zu machen. Auch verzichtete er auf Steuererhöhungen. Dabei kam ihm entgegen, dass er neben dem Bündnerland in Kroatien aufgewachsen war. Die Respektlosigkeit einiger k.u.k. Offiziere war nicht generell gegen die serbische Kultur gerichtet, sondern lag vielmehr in der latenten Unterstützung der Attentäter von Sarajewo 1914 begründet. Nach Kriegsende fuhr Serbien einen Propagandafeldzug gegen das Königreich Montenegro und besetzte es schliesslich. Der geflohene König hatte

während des Kriegs mehr Sympathien für Österreich als für Serbien, obschon Montenegro von Österreich besetzt war. Um einen Anschluss an Serbien zu rechtfertigen, schüchterten die Serben Parlamentarier ein und erzwangen eine manipulierte Anschlussabstimmung. Aufständische königstreue Montenegriner wurden niedergemetzelt. Ein objektiver Bericht zu den Zuständen wurde übrigens vom britischen Staatssekretär Sir John Francis de Salis, Graf von Salis-Soglio, verfasst. Er war die grösste Autorität der Briten für den Balkan und ein entfernter Cousin des Grafen von Salis-Seewis.

Hans Hartmann, Gränichen

Missverständene Nation

Nr. 1 – «Russlands Fernsehen gegen die Einfalt»
Wolfgang Koydl über Russia Today

Russland macht es anderen Staaten nicht leicht, aber andere Länder machen es sich zu leicht mit Russland. Anstatt sich hinter Klischees und Vorurteilen zu verschanzen, sollten sie sich um mehr Verständnis bemühen. Die Matroschkapuppe will doch einfach geöffnet werden. Dass Russland in der Geschichte öfter von fremden Mächten – Polen, Frankreich, Deutschland – überfallen wurde, als dass es selbst einen Angriffskrieg vom Zaun gebrochen hätte, wird ignoriert. Eigentlich ist es ganz einfach: Russland möchte ernst genommen werden. Da ist nichts Falsches daran. *Ari Yaraghchi, Winterthur*

Man darf sich fragen, warum in Deutschland solche offensichtlich propagandistischen Sender wie TRT (Türkei) oder Al-Dschasira (Katar) erlaubt sind und der tüchtige Russia Today (RT) verboten ist. Auch die Frage, inwiefern sich Präsident Erdogan von Putin unterscheidet, ist

erlaubt. Die langfristig zunehmende, schlechende Unterdrückung von nicht genehmen Meinungen, welche die deutsche Medienlandschaft immer mehr kennzeichnet, ist auch nicht von der Hand zu weisen. Das rechtfertigt aber in keiner Weise das Loblied, das der Artikel auf den staatlichen russischen Sender RT und seine mit allen Wassern gewaschene, durchtriebene Chefredaktorin Margarita Simonyan singt.

Kerim Volkovyskii, Zürich

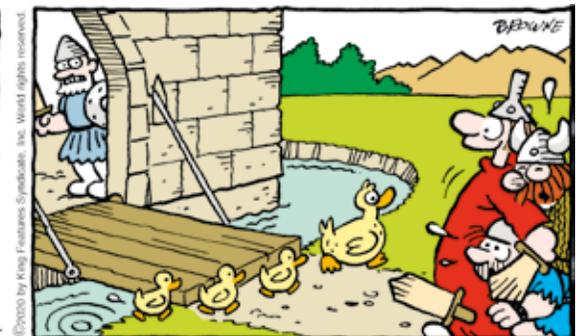
Die geplante (oder bereits vollzogene) Blockierung von Russia Today in Deutschland rief in mir unselige Erinnerungen wach. Im Jahr 1989 – sozusagen in den letzten Zuckungen des untergehenden sozialistischen Regimes – wurde in der DDR die sowjetische Zeitschrift *Sputnik* (eine Art *Ost-Reader's Digest*) unter fadenscheinigen Gründen verboten. Das ist ein weiteres Indiz dafür, wohin in Deutschland politisch die Reise geht. *Stefan Börner, Glarus*

Konsequent abgeschafft

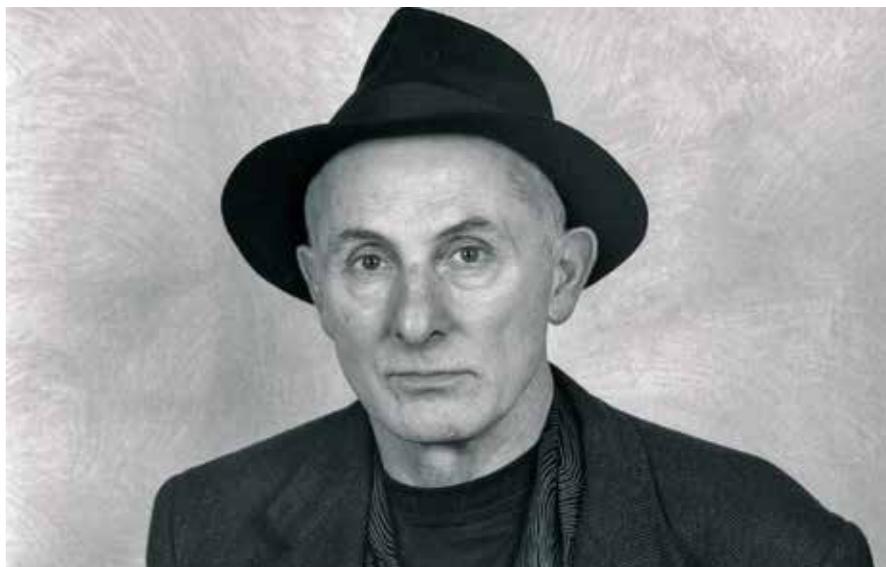
Nr. 1 – «Objekt der Woche»; Fünfliber

Nur eine kleine Anmerkung: Der Schriftzug «Dominus providebit» (Der Herr wird vorsorgen) existiert leider nicht mehr. Er wurde vor vielen Jahren mit dem Hinweis auf hohe Kosten abgeschafft. Ich persönlich glaube jedoch, dass der wahre Grund nicht die Kosten sind, sondern eben der Hinweis selber. Denn alles, was irgendwie auf unseren Gott hinweist, wird fortschreitend und konsequent abgeschafft. *Paul Wehrli, Le Pâquier*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Herbert Achternbusch (1938–2022) Nino Cerruti (1930–2022)



Kraft und Eigenart: Künstler Achternbusch.

Ich weiss nicht, wie viele Jahre es her ist, da besuchte mich Herbert in Zürich. Wir gingen in die «Kronenhalle». Als das Bier kam, hob er das Glas, besah sich den Schaum, stand auf, ging mit Glas und Kellner zum Zapfhahn und sagte: «Geh, ich zeig dir, wie ma ohschenkt», kippte einen Teil des Biers in den Abfluss und demonstrierte den richtigen Winkel, um sanft knisternd die richtige Schaumkrone bilden zu können.

Fast regelmässig besuchte ich die jährlich stattfindenden legendären Retrospektiven des Wiener Filmarchivs. Zur Retro des Japaners Akira Kurosawa kam auch Herbert. Bei einem Abendessen mit dem damaligen Leiter Peter Konlechner wies Achternbusch auf die «Verwandtschaft» der Japaner mit den Bayern hin, weil beide in ihrem sprachlichen Ausdruck sehr heftig seien. «Führs mal vor», grinste Konlechner, immer für Scherze zu haben. Am nächsten Morgen trafen wir uns im Saal, Herbert trat vor die Leinwand und «übersetzte» etwa fünfzehn Minuten lang Toshiro Mifune ins Bayrische (ich glaube, es war «Yoidore Tenshi»). Wir bogen uns vor Lachen.

Herbert Achternbusch war ein Original, wie es sie heute nicht mehr gibt. Mit kuriosen Texten begann er und machte so mir nichts, dir nichts einen Film – so wie einer ein Brot bäckt oder einen Tisch schreinert. Und man war perplex über den Film mit dem Titel «Das Andechser Gefühl» (1975), weil er eine völlig eigene und prächtige Dimension hatte. Es war ein Moritatenstück, eine Satire auf das dumpfe Bierleben. Der Dorf-

lehrer (er spielte ihn selbst) von Andechs träumt von einer «Filmschauspielerin» und rächt sich für seine Berufsmisere an seinem ungeliebten Weib – bis er niedergestochen wird.

Und so drehte das nicht eheliche Kind eines Zahntechnikers und einer Sportlehrerin, der bei der Grossmutter aufwuchs, um die dreissig Filme, von denen «Das Gespenst» (1982) zu besonderen Ehren kam, weil er «das gesunde Volksempfinden» schwer verletzt hatte.

In Bayern kam es zu einem regelrechten Aufstand, der Achternbusch über die Weisswurstlinie hinaus katapultierte und selbst «bei den Preissen» bekannt machte, auch mit seinen anderen Werken. Denn Achternbusch war ein Universalgenie, schrieb Bücher («Das Haus am Nil»), Hörspiele, etliche Bühnenstücke und reüssierte auch als Grafiker und Zeichner.

1978 kam «Ella» auf die Bühne, ein tragisches Stationenstück über das Elend einer jungen Frau. Die Sprache hatte Kraft und Eigenart: Dialekt zu Holzschnittsätzen stilisiert, dick im Strich, aber sensibel und genau. 2018 wurde ein letztes Stück, «Karpfn», aufgeführt, nach dem gleichnamigen Kinderbuch von ihm. «Du hast keine Chance, aber nutze sie», lautet das Motto seiner skurrilen «Atlantikschwimmer» (1976) und war auch der Leitspruch seines Lebens. Im *SZ-Magazin* gestand der leidenschaftliche Bayer, dass er in München wohne, um ins Wirtshaus zu gehen. Das letzte Mal traf ich ihn dort. Aber das ist auch schon wieder länger her. *Wolfram Knorr*

Der Entscheid, welche berufliche Laufbahn er wählen würde, war schnell und früh gefällt: Als Nino Cerruti zwanzig war, erbte er die Stofffabrik Lanificio Fratelli Cerruti seines Grossvaters. Fast ebenso schnell entschied der junge Mann, dass er nicht bloss Wolle verkaufen wollte, wie es auch die Mitbewerber Loro Piana und Ermenegildo Zegna – alle drei Firmen begannen in Biella unweit der Grenze zur Schweiz – taten, sondern Kleidung, Entschuldigung: Mode, anbieten werde.

Cerruti war ein eleganter sowie elegant gekleideter Mann, man nannte ihn «Signor Nino». Doch *il suo forte* war das Geschäft, seine Leistung als Unternehmer übertraf die des Modemachers. Was er auch erkannte und was ihn wohl, letztlich, nicht störte. Umso mehr, als er es verstand, starke Designer zu gewinnen, die ihr Können für seine Marke hergaben. Der erste war ein Medizinstudent aus Piacenza mit Namen Giorgio Armani, das Jahr war 1965.

Ab 1970 zeigte er seine Kollektionen – neuerdings auch für Damen – in Paris, und zwar auf demselben Laufsteg, damals fast *uno scandalo*. Nächster Halt: Hollywood. Bis in die 1990er Jahre trugen die grössten Filmstars Cerruti: Michael Douglas in «Wall Street» oder «Basic Instinct», Julia Roberts und Richard Gere in «Pretty Woman». Vor über zwanzig Jahren verkaufte Cerruti die Mehrheit an seinem Namen. Wenig später verabschiedeten ihn die neuen Chefs, italienische Investoren, aus seinem Unternehmen. Worauf er zu seinen Anfängen zurückkehrte, er kümmerte sich wieder um die Manufaktur, belieferte Karl Lagerfeld mit Stoffen für Chanel.

Jetzt ist Cerruti, 91-jährig, im Piemont verstorben. Von nun an ist es verboten, mit einem gelben Pullover, leger um die Schultern gelegt, rumzulaufen – das durfte nur Signor Nino.

Mark van Huisseling



Das durfte nur Signor Nino: Cerruti.

Führt uns Ueli Maurer nach links?

Die OECD-Mindeststeuer bringt Sozialismus ins Land, die SP nutzt das aus.



Die Schweiz fügt sich dem Kartell der Hochsteuerländer, die via OECD weltweit eine 15-prozentige Mindeststeuer für Firmen einführen. Der Bundesrat will diesen Befehl auf die rund 2200 Firmen in der Schweiz anwenden, die es von der Grösse her trifft, und das Einkassieren in den Kantonen rasch in die Tat umsetzen lassen. Steuerrechnungen im Auftrag der Machtpolitik der Grossen.

Was vor Jahren als Kungelei unter den Regierungen der G-7- und G-20-Länder begonnen hatte, dringt nun mit derartiger Befehlsgewalt in die Schweiz, dass hier traditionelle Besteuerungsgrundsätze umgekrempelt werden und deshalb eine Verfassungsänderung nötig wird. Soft Law wächst unaufhaltsam ins Land, wie Efeu, durch alle Ritzen.

Immerhin kann das Schweizer Volk dazu noch Stellung nehmen. Die Schweiz kann nein sagen und damit beim Besteuern der Firmen einfach unter den verlangten 15 Prozent bleiben. Aber dann – so Finanzminister Ueli Maurer – würde die Differenz an die Welt verschenkt. Das Ausland würde die Steuerdifferenz quasi aus der Schweiz absaugen und auf diese Weise dafür sorgen, dass die anvisierten Firmen in der Schweiz schliesslich doch gemäss OECD-Befehl an die Kasse kommen.

Also, sagt sich der Bund, dann doch lieber das Geld selber einsammeln, selber behalten und im Gegenzug halt im Inland fremdes Recht anwenden. So behält man die Mittel unter eigener Verfügungsgewalt, die durch die Steuererhöhungen in die Kassen kommen.

Diese ganze OECD-Steuer-Neuordnung ist im Grunde ein linkes Projekt. Ein sozialisti-

ches Vorgehen, das vor allem aufs Zurückdrängen des Wettbewerbs und aufs Umverteilen von Geld abzielt, auch auf das Erhöhen der Staatsquote. Eine Bremse für die wirtschaftliche Selbständigkeit und Entwicklung.

Also gut, jetzt hat die Schweiz im OECD-Ballett halt den Schritt nach links mitgemacht. Nun sollte man aber dafür sorgen, dass beim nächsten Schritt das Gewicht wieder auf die andere Seite verlagert wird, wenn man an Wohlstand interessiert ist. Maurer will dafür sorgen.

Das heisst: die eingesammelten Steuer-gelder nicht verschwenden für Verwaltungswachstum, Sozialprogramme oder Klimaschutzventionen. Nein, die Kantone sollen sie in eine Verbesserung der Standortbedingungen stecken, vor allem auch für jene Firmen, die jetzt auf OECD-Befehl steuermässig zu quälen sind. Kompensationsmassnahmen zur Verbesserung der Standortattraktivität.

Wie? Zum Beispiel durch Senkung der Lohnkosten, Abschaffung der Stempelsteuer, der Verrechnungssteuer, also der Abgaben, die Firmen bei ihrer Finanzierungstätigkeit belasten.

Die Linke sieht nun die Chance, das zu sperren, nach dem Schritt nach links eine Rückverlagerung zu verhindern. Die SP schießt gegen die Aufhebung von Stempelabgaben und Verrechnungssteuer mit dem Argument, den Grosskonzernen würden Milliarden zugeschanzt auf Kosten der Allgemeinheit. Das sei ein unfairer Verteilungskampf zwischen mächtigen Konzernen und normalen Leuten. Unternehmen steuerlich zu entlasten, gehe auf Kosten der kleinen Steuerzahler, nach dem Motto: Was der eine gewinnt, verliert der andere. Firmen

als Gegenspieler der Familien. Seit je beten die Sozialdemokraten das vor.

In der Wirklichkeit läuft es anders. Unternehmen bestehen aus Gebäuden, Anlagen, Kapital, Warenlagern, Wissen, Patenten, Anstellungsverträgen; all diese Teile können keine Steuerlasten tragen. Steuerlasten werden nur von Menschen getragen, von all jenen Personen, die mit der Firma verbunden sind: Gründern, Geldgebern, Kunden oder Arbeitnehmern. Senkt man die Unternehmenssteuern, kommt das den damit verbundenen Personen zugute, denn die Kosten der Firma sinken, und das wirkt positiv auf Investitionen, auf Löhne und das Schaffen von Jobs.

Mit ihrem Kampf gegen die Abschaffung von Stempelsteuer und Verrechnungssteuer stellt sich die SP gegen Arbeitnehmer und Familien, die von besser laufenden Firmen profitieren.

Verheiratete verdienen mehr

Verheiratete Männer verdienen vielerorts deutlich mehr als ihre unverheirateten Kollegen. Die einen sehen den Grund darin, dass Heiraten die Männer produktiver mache. Die andern argumentieren, dass gutverdienende Männer als Partner attraktiver seien als die andern. Laura Pilosoph und Shu Lin Wee kommen in einer ökonomischen Untersuchung (*American Economic Journal*) für die USA zum Befund, dass die Ehe als Gemeinschaft eine wichtige Rolle spiele. Sie ermögliche es den Partnern, sich mehr Zeit zu nehmen für die Suche nach einer guten Stelle. So gesehen ist es die Kooperation, das Optimieren als Haushalt, das zu höheren Löhnen führt – vor allem beim Mann.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Gibt es einen Ausweg?
Hans-Werner Sinn
analysiert die Gründe
der steigenden Inflation.
Rainer Hank, Seite 68



Fast scheint es, dass er selbst zu einer Welle geworden ist.

Julian Schnabel, Surfer, 2008 – Da sind am Ende vielleicht nur drei Dynamiken des Lebens, drei existenzielle Variationen: jene, die stets auf Wellen surft, jene, die in Wellentälern verharrt, und eine, die dazwischen hin und her schwappt. Allen gemeinsam ist natürlich, dass sie im selben Ozean irgendwann ertrinken.

Das unbefriedigendste Dasein dürfte wohl jenes sein, das stets zwischen Welle und Wellental zuerst Fahrt und Kraft aufnimmt, dann aber dümpelnd verharrt, voller Sehnsucht nach der nächsten Welle, die es ein wenig nach vorne spülen soll. Da scheint das dauerhafte Sein im Wellental, das die Welle nur vom Sehen her

kennt, befriedigender, im amplitudenlosen Wellental ist es so ruhig und so sicher, wie viele Schweizer Leben sind.

Und dann jenes, das unaufhörlich auf der Woge tanzt, dessen Dasein wie eine einzige Welle scheint, selbst dann, wenn sie gelegentlich zu mächtig ist für seinen Geist und seinen Körper und sie ihren Reiter verschluckt und ihn in ihrem Inneren durcheinanderwirbelt. Manchmal spuckt sie ihn nie mehr aus, aber meist gibt sie ihn wieder frei, und der Reiter surft weiter, getragen von ihrer Kraft und ihrer Unendlichkeit.

Das Leben von Julian Schnabel (geb. 1951) ist so eines, und Schnabel ist ein ewiger Surfer. Er surfte

einst auf wirklichen Meeren und später auf jenen der Ozeane der Kunst, und fast scheint es, dass er selbst zu einer Welle geworden ist, die keine Küste kennt, an der sie brechen müsste, sondern die eine ist, die Küsten überspült und mit ihrer vorwärtsdrängenden Kraft weit und vieles zerstörend und mitreissend ins Land hineindrängt.

Als die Welle seiner Malerei an Wucht verlor, fing er an, Filme zu drehen über Maler, deren Wellen so hoch und wuchtig waren, dass sie in ihnen ertranken, jene von Basquiat und van Gogh. Schnabel hatte die Kunst des Surfens auf den Wellen des Lebens begriffen; beherrsche die Welle, bevor sie dich beherrscht. *Michael Bahnerth*

Die Wahrheit über Ruanda

Die meisten von uns haben auf «das Gute» in Ruanda gesetzt, nachdem 1994 «das Böse» dort ungehindert triumphierte. Michela Wrong räumt mit solchen Vereinfachungen auf.

Stephen Smith

Michela Wrong: Do Not Disturb.
Harper Collins. 512 S., Fr. 38.90

Was fällt uns zu Ruanda ein? Sicherlich der Genozid von 1994, dem schätzungsweise 800 000 Tutsi zum Opfer gefallen sind; vermutlich Paul Kagame, der ehemalige Rebellenführer, der seit nunmehr 28 Jahren dem ostafrikanischen Kleinstaat vorsteht und ihn in ein Hightech-Musterland verwandeln will, und vielleicht die im Rückblick unheimliche Bezeichnung Ruandas vor dem Völkermord als «die Schweiz Afrikas». (Ruanda war vor dem Genozid tatsächlich das Schwerpunktland der Schweizer Entwicklungshilfe in Afrika.)

So unvereinbar, wie diese Assoziationen sind, so überraschend muss es erscheinen, dass ein Buch mit dem ironischen Titel «Do Not Disturb» Ordnung in unsere abgeschottete Gedankenwelt bringen könnte. Ebenfalls frappierend ist der Umstand, dass Michela Wrong für ihr (bislang nur in Englisch zugängliches) Buch nicht in Ruanda selbst recherchiert hat – warum das unmöglich ist, wird schnell klar – und sich kein Jota um «die» Hutu oder «die» Tutsi kümmert, weil es nicht um ethnische Diskriminierung oder Vorrechte, sondern um Bürgerrechte geht.

Auf 500 Seiten, die sich spannend wie ein Krimi lesen, beleuchtet Wrong einen exemplarischen Fall: die Ermordung eines langjährigen Weggefährten Kagames, der sich dem starken Mann in Kigali schliesslich widersetzte. Patrick Karegeya wurde in der Silvesternacht 2013 von einem Killerkommando erdrosselt. Der Tatort war ein Hotelzimmer in Südafrika. Am Türknopf hing das Schild «Do not disturb».

Dass es Zeit ist, uns endlich wachzurütteln, macht Karegeyas Lebenslauf überzeugend klar. Wie viele andere in Uganda lebende Tutsi, die dem seit 1986 dort regierenden Präsidenten Yoweri Museveni als Guerillakämpfer an die Macht verholpen hatten, fühlte sich Karegeya um seinen Lohn geprellt. Nach dem Sieg hatten die «echten» Ugander die

besten Posten untereinander verteilt. Aber Museveni war bereit, seinen Hilfstruppen – mindestens ein Fünftel seiner Rebellenarmee waren Tutsi – als Entschädigung die Rückeroberung ihres eigenen Landes zu ermöglichen. Das war eine wechselseitig gewinnbringende Lösung: Uganda wurde seine «Ausländer» los – bei weitem nicht alle waren Flüchtlinge und manche, wie Karegeyas Familie, seit Generationen im Land –, und die Tutsi konnten siegreich heimkehren.

Trotz eines internationalen Waffenembargos wurde Karegeya damit beauftragt, der Rwandan Patriotic Front (RPF) alles Nötige von der ugandischen Armee zufließen zu lassen. Mit Erfolg: Am 4. Juli 1994 marschierten Kagames Truppen in Kigali ein.

«Das Flugzeug heruntergeholt»

In den hundert Tagen davor waren in Ruanda 800 000 Tutsi massakriert worden. «Obwohl der RPF seither überall das Etikett «die Ex-Rebellen, die dem Genozid ein Ende gesetzt haben» verliehen wird, war ihre Priorität zu diesem Zeitpunkt die Machtergreifung und nicht die Rettung von Menschenleben», schreibt Michela Wrong. Viele Exil-Tutsi hätten ihre Verwandten, die sich mit dem ihnen verhassten Hutu-Regime in Ruanda abgefunden hatten, gründlich verachtet.

Viel schwerwiegender als solch unterlassene Nothilfe gegenüber Personen in Lebensgefahr – ein Vergehen, dessen sich 1994 die ganze Welt schuldig gemacht hat – ist der Verdacht, Kagames RPF sei verantwortlich für das Attentat, das den Genozid auslöste: Am 6. April 1994 wurde der Jet des ruandischen Präsidenten Juvénal Habyarimana mit zwei Boden-Luft-Raketen abgeschossen, die die ugandi-

Auf 500 Seiten, die sich spannend wie ein Krimi lesen, beleuchtet Wrong einen exemplarischen Fall.

sche Armee von Russland erworben hatte. «Ich gehörte zu dem Team, das das Flugzeug heruntergeholt hatte»: Mit dieser selbstinkriminierenden Behauptung ersuchte Karegeya 2007 um politisches Asyl in der britischen Botschaft in Uganda.

Vor seinem Bruch mit Kagame war Karegeya ein Tragpfeiler des RPF-Regimes. Offiziell war er der Chef des ruandischen Auslandsgeheimdienstes, der sich auf die Ermordung von geflohenen Dissidenten spezialisierte – eine Aktivität, der er letztlich selbst zum Opfer gefallen ist. Gleichzeitig war er Direktor des Congo Desk, der zentralen Schaltstelle für die Plünderung der Rohstoffe im damaligen Zaire (heute Demokratische Republik Kongo).

1996 waren dort ruandische Truppen eingedrungen, um mehr als eine Million Hutu – sowohl Genozid-Schuldige als auch Flüchtlinge – aus ihren grenznahen Lagern zu treiben. 600 000 Hutu kehrten mit hängenden Köpfen nach Ruanda zurück, 400 000 flohen tiefer ins Innere von Zaire. Ruandische Truppen verfolgten sie über 2000 Kilometer und töteten die Hälfte von ihnen. Im Mapping-Report, der nach monatelangen Recherchen vor Ort 2010 veröffentlicht wurde, haben die Vereinten Nationen diese Verfolgung als «gezielt und systematisch» bezeichnet und nicht ausgeschlossen, dass es sich um Völkermord handelte.

Obleich er offiziell keine Rolle bei der Repression im eigenen Land spielte, wusste Pa-





Schutzwall internationaler Schuldgefühle: Ruanda.

trick Karegeya nur zu gut, wie das «neue Ruanda» eine mörderische Diktatur errichtete – hinter dem hohen Schutzwall internationaler Schuldgefühle. Er wusste um den von den USA abgeblockten Gersony-Report, laut dem in den drei Monaten nach dem Genozid gegen die Tutsi schätzungsweise 30 000 Hutu von RPF-Truppen wahllos getötet worden waren, und dass im April 1995 im Flüchtlingslager in Kibeho mindestens 4000 Hutu von Gewehrsalven niedergemäht wurden.

Tragischer Antiheld

Karegeya wusste auch, dass der Innenminister Seth Sendashonga zwischen Juli 1994 und August 1995 die willkürliche Tötung oder Verhaftung von Hutu in 760 Beschwerdebriefen an

Kagame dokumentiert hatte, ohne jemals eine Antwort zu erhalten. Er wusste es umso besser, weil der von ihm geleitete Geheimdienst den Innenminister in Nairobi ermordete, nachdem dieser von Kagame gefeuert und nach Kenia geflohen war.

Erst als Kagame seinen ugandischen Schirmherrn Museveni als Rivalen für die Brandschatzung im Kongo ansah und ugandische Soldaten in Kisangani so kaltblütig hinrichten liess wie seine Feinde zu Hause, wollte Patrick Karegeya wahrhaben, was er schon lange gewusst hatte. Das genau macht Michela Wrongs Buch so zwingend.

Denn wir sind alle mehr oder minder wie ihr tragischer Antiheld Verleugner dessen, was sich seit mehr als einem Vierteljahrhundert in Ru-

anda abspielt. Wir wissen, dass es in Kagames Land keine Meinungs- oder Versammlungsfreiheit gibt und dass ihm dort niemand widersprechen kann, ohne zu verschwinden – im besten Fall für lange Jahre im Gefängnis. Wir wissen, dass Kagame 2017 mit 98,8 Prozent «wiedergewählt» wurde und dass er die Verfassung Ruandas so umgeschrieben hat, dass er bis 2034 an der Macht bleiben kann. Wir wissen auch, dass der ruandische Schindler – Paul

Wen kümmert es, dass der Umweltschutz nicht die Menschenrechte schützt?

Rusesabagina, den wir im Film «Hotel Ruanda» bewundert haben – im September 2020 gekidnappt wurde und jetzt als «Terrorist» in Kigali vor Gericht steht.

Aber wir wiederholen lieber, dass Ruanda ein geschlechterparitätisches Parlament hat und in Kigali keine Plastikbeutel die Strassen verschandeln. Wen kümmert es, dass die Volksvertretung ohnmächtig ist und der Umweltschutz nicht die Menschenrechte schützt?

Erst Jäger und dann Gejagter

Wrongs schreibt mit Leidenschaft, aber ihr Buch ist kein Pamphlet. Dies umso weniger, als sie offen eingesteht, dass sie selbst lange dem Wunschdenken verfallen war. So hat sie zum Beispiel Sendashonga nicht geglaubt, um der Geschichte von einem «doppelten Genozid» – einer gegen die Tutsi, einer gegen die Hutu – nicht auf den Leim zu gehen. Wie die meisten von uns hat sie auf «das Gute» in Ruanda gesetzt, nachdem 1994 «das Böse» dort ungehindert hatte triumphieren können.

Ihr Porträt eines zerrissenen Menschen räumt mit Vereinfachungen auf: Patrick Karegeya war für und gegen Kagame; ein Tutsi, aber kein Verschworener eines Tutsi-Regimes; erst Jäger und dann Gejagter.

Das Buch macht es möglich, nach vielen Irrungen und Wirrungen grundlegende Fragen neu zu beantworten: Wenn 1994 ein demokratisches Defizit in Ruanda zum Genozid führte, ist dann ein Mangel an Demokratie der richtige Weg in eine bessere Zukunft? Machen unsere Schuldgefühle für gestern uns unschuldig an dem, was heute dort geschieht?

«Bitte nicht stören»: Wenn man das Buch gelesen hat, fällt einem zu Ruanda noch etwas anderes ein: Das Land wird mit unserer Duldung von einem kriminellen Alleinherrscher regiert.

Stephen Smith ist Professor für African Studies an der Duke University in North Carolina. Davor war er – nach seinem Studium in Paris und Berlin – Journalist bei *Libération* und *Le Monde* und Korrespondent in West- und Zentralafrika.

Bissige Persiflage auf die Gutsituierten

Rolf Hürzeler

Julia Strachey: Heiteres Wetter zur Hochzeit.
Aus dem Englischen von Nicole Seifert.
Dörlemann. 160 S., Fr. 25.90

Die Braut setzt die Rumflasche an, um sich Mut anzutrinken. «Als Dolly den langen Brautschleier betrachtet, der immer weiter und weiter geht, weiss sie, dass in ihrem Leben etwas Bemerkenswertes und Erschütterndes zuverlässig seinen Lauf nimmt.» Tatsächlich steht die arme Dolly kurz davor, «dem ehrenwerten Gentleman» Owen Bingham in der Kirche das Jawort zu geben. Dieser Owen ist ein hoffnungsloser Langweiler, aber wohlhabend. Das ist zwar erfreulich, aber emotional etwas dürr.

«Heiteres Wetter zur Hochzeit» ist die einzige Novelle, die Julia Strachey (1901–1979) geschrieben hat. Das nun neuübersetzte Buch schildert die letzten Stunden der 23-jährigen Dolly Thatcham vor ihrer Hochzeit. Der Text ist die bissige Persiflage auf eine gutsituierte Gesellschaft, die das viktorianische Zeitalter zwar hinter sich gelassen hat, aber im 20. Jahrhundert noch nicht angekommen ist.

Julia Strachey kam in Indien als Tochter einer Schweizerin zur Welt. Der Vater war ein britischer Offizier und einer der führenden Kryptologen in den beiden Weltkriegen. Die Ehe war unglücklich; die kleine Julia wuchs in zerrütteten Verhältnissen auf und fand lange ihren Platz in der Welt nicht. Sie veröffentlichte zwei Romane und ein paar Kurzgeschichten. Eine Weile lang arbeitete sie als Mode-Modell, unter anderem beim legendären Pariser Couturier Paul Poiret. Sie versuchte sich auch als Fotografin und war als Lektorin tätig.

In erster Ehe war sie kurz mit dem Bildhauer Stephen Tomlin verheiratet. Später wandte sie sich dem siebzehn Jahre jüngeren Kunstkritiker Lawrence Gowing zu, mit dem sie dreissig Jahre zusammenblieb. Ihr Onkel war der Schriftsteller



Stets im Ungewissen: Autorin Strachey.

Lytton Strachey. Er war ein prominenter Gesellschaftskritiker, weil er im Ersten Weltkrieg als Wehrdienstverweigerer anerkannt werden wollte, aber aus gesundheitlichen Gründen nicht einmal eingezogen wurde. Lytton Strachey stand auch offen zu seiner Homosexualität, als diese in Grossbritannien strafbar war. Vor allem aber gehörte er zum Literaten- und Künstlerkreis Bloomsbury Group rund um die Schriftstellerin Virginia Woolf. In diesem Kreis fand Julia Strachey Aufnahme.

Ob zu ihrem Glück, darf bezweifelt werden. Die dominierende Virginia Woolf hielt jedenfalls wenig von der damals 23-jährigen Strachey: «Talentierte Taugenichts», urteilte sie in ihrem Tagebuch. Woolf hielt mit ihrer Meinung nie zurück und wird sie auch gegenüber Strachey kundgetan haben. Genauso wie sie über die Malerin Dora Carrington herzog, die bei Woolf ebenfalls in Ungnade gefallen war. Diese Künstlerin malte von Strachey ein wunderbares Porträt, das in dem nun erschienenen Bändchen enthalten ist. Man kann sich gut vorstellen, wie Strachey und Carrington während der Porträtsitzungen ihrerseits über Woolf lästerten.

Ironie und Melancholie

Das schriftstellerische Talent der jungen Strachey manifestiert sich in einer austarierten Mischung aus Ironie und Melancholie. Da sehnt sich die Braut mit ihrer Rumflasche hin-

gebungsvoll nach der wahren Liebe. Denn zu allem Elend hat sich noch ihr linkischer Verhehrer Joseph Patten unter die Hochzeitsgäste gemischt. Diesem fühlt sie sich zwar von Herzen verbunden, aber leider hatte der Hasenfuss den richtigen Zeitpunkt verpasst, um sie vor den Altar zu bitten. Eine überstürzte Flucht kommt für Dolly indes nicht in Frage, zu sehr steht sie unter der Knute ihrer Mutter. Sie gehört zwar nicht zur intellektuellen Fraktion, dafür aber zur geschwätzigen.

Julia Strachey schrieb linear in der Tradition des 19. Jahrhunderts. Das mochte zu Woolfs Ablehnung beigetragen haben, die nach neuen Erzählformen suchte. Allerdings beherrschte Strachey die Kunst perfekt, Charaktere in wenigen Worten zu skizzieren, etwa wenn sie den Bräutigam in die Geschichte einführt: «Owen war ein Mann mit enorm breiten Schultern und einem bulligen Nacken; er hatte ein gerötetes, schlichtes, gütiges Gesicht.» Welche junge Frau möchte denn solch einen Mann heiraten? Strachey baut Spannung auf, indem sie einen stets im Ungewissen lässt, ob die Braut ihrem Schicksal doch noch entkommen kann. Nur so viel sei verraten: Ganz am Schluss kommt nochmals eine Schnapsflasche zu Ehren.

Der Autorin selbst war das Schicksal ebenfalls nicht nur hold. Nachdem die Beziehung mit dem jungen Gowing zu Ende war, lebte sie allein. Die grosse literarische Anerkennung blieb ihr zeitlebens versagt.





Plötzlich Inflation

Rainer Hank

Hans-Werner Sinn: Die wundersame Geldvermehrung, Staatsverschuldung, Negativzinsen, Inflation. Herder. 432 S., Fr. 39.90

Die Welt schwimmt im Geld. Aber wir sind trotzdem nicht reich. Denn Geld kann täuschen: Es sieht nach mehr aus, als es ist. Das nennen wir Inflation, zu der es dann kommt, wenn immer mehr Geld immer weniger Gütern nachjagt.

Der Ökonom Hans-Werner Sinn, langjähriger Präsident des Münchner Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung, hat abermals ein gutes Buch geschrieben. Es handelt von Staatsverschuldung, Negativzinsen und Inflation – und wie alles miteinander zusammenhängt. Nicht überraschend ist auch dies ein düsteres Buch. «Selten fühlt man sich als Ökonom so hilflos wie heute», schreibt Sinn. Aber Sinn wäre nicht Sinn, hätte er im Schlusskapitel nicht doch noch ein paar Ideen zur Rettung der Welt im Angebot.

Sinn ist ein exzellenter Ökonom – was selbst seine Gegner nicht bestreiten. Er versteht es, Themen zuzuspitzen. Und er hat eine Spürnase für die Aktualität und Relevanz von Themen, eine Gabe, die man eher von Journalisten erwarten würde. Stets hat er sich prominent in die

öffentliche Debatte eingemischt. Das gilt für den «Kaltstart» über die falsch gemanagte deutsche Wiedervereinigung genauso wie für seine Bücher zum Klimawandel, zur Finanz- und Euro-Krise, zur Migration oder zur Corona-Pandemie. Sinn hat es sogar geschafft, den sperrigen Begriff der «Target-Salden» in den Wortschatz ökonomisch interessierter Bürger einzuspeisen. Seine publizistische Umtriebigkeit will er als Einlösung einer Bringschuld des Ökonomen an der Gesellschaft verstehen, die ihn sein Berufsleben lang mit Steuergeldern finanziert habe.

Sinns Inflationsthese in Kurzform: Der Bestand an Zentralbankgeld im Euro-Raum hat sich seit Beginn der Finanzkrise 2008 bis zum Herbst 2021 fast versiebenfacht, von 880 Milliarden auf 6 Billionen Euro. Davon sind 4,9 Billionen ein «Geldüberhang» über jenes Niveau der Geldmenge hinaus, das sich in Relation zur Wirtschaftsleistung vor der Lehman-Krise als ausreichend für die Euro-Zone erwiesen hatte.

Dass es eine Zeitlang eher nach Deflation ausseh – so, als ob trotz Geldschwemme eine Inflation ausbliebe – liegt daran, dass das Geld ungenutzt in sogenannten Horten aufbewahrt wurde, also bei den Banken blieb und nicht für den Kauf von Konsum- und Investitionsgütern genutzt wurde. Sinn wird hier überraschend zum Keynesianer. Die originelle Theorie der «Horte», die Keynes sich vom deutschen Ökonomen Silvio Gesell lieh, versteht die genannten 4,9 Billionen Euro als eine Art Überschusskasse, Geld, das bei den Banken schlummert, nicht zuletzt, weil sich in Zeiten niedriger Zinsen die Kreditvergabe nicht lohnt. Es ist simpel: Geld, das nicht ausgegeben wird, kann keine Inflation bewirken. Doch wehe, wenn die Banken ihre Horte in Kredite verwandeln!

Theorie der Ketchupflasche

Tatsächlich ging denn auch der Anstoss zur Inflation im vergangenen Jahr nicht von der Nachfrage, sondern vom Corona-bedingt verknappten Angebot der Wirtschaft aus, die bis heute und wohl auch noch auf weitere Zeit unter Lieferengpässen leidet und leiden wird. Öl wurde teurer; weltweit stieg das Preisniveau. Die Inflation befeuert zusätzlich die Demografie: Reiche Babyboomer in Rente treffen auf ein knappes Arbeitsangebot der Jüngeren – auch das wird sich über die Jahre noch verschärfen.

Jetzt kommt die Theorie der Ketchupflasche ins Spiel: Die genannten Anstosseffekte führen dazu, dass sich der gehortete Geldüberhang inflationär entlädt, ähnlich wie Ketchup, der – nachdem er lange im Kühlschrank lag – nach dem Schütteln auf einmal aus der Flasche herausspritzt. Ist der Ketchup erst einmal aus der Flasche, gibt es kein Zurück: Die Inflation schürt weitere Inflationserwartungen. Die Gewerkschaften nehmen höhere Preise in ihren Tarifforderungen vorweg. Die Bürger ziehen Anschaffungen langlebiger Güter (zum Beispiel Autos) vor. Aus einem transitorischen wird ein

dauerhaftes, ein persistentes Phänomen. Können die Unternehmen ihre Produktion nicht ausweiten, stagniert die Wirtschaft, anstatt – wie sonst bei höherer Nachfrage – zu wachsen. Wir befinden uns damit in einem Szenario, das den siebziger Jahren vergleichbar ist, als der Begriff «Stagflation» erfunden wurde.

Und der Ausweg? Die Europäische Zentralbank (EZB) müsste ihre Anleihekäufe beenden. Das fällt ihr schwer, weil es die Banken destabilisiert

Das Zentralbankgeld im Euro-Raum hat sich seit der Finanzkrise 2008 bis 2021 fast versiebenfacht.

und den Schuldendienst vieler Südstaaten angesichts steigender Zinsen verteuert. Trotzdem führt an der behutsamen Rückführung der Geldmenge für Sinn kein Weg vorbei. Langfristig setzt er seine Hoffnung auf eine politische Union Europas (noch vor einer Fiskalunion). Die Blaupause dafür liefert ihm die Schweiz: keine Schuldenunion, begrenzte Fiskalunion, kaum Finanztransfers, aber eine wehrhafte Demokratie. Die Schweiz ist aus Sinns Sicht ein kleines Paradies.

Etwas Kritik zum Schluss: Weil Sinn ein Buch über Europa schreiben wollte, unterschlägt er, dass die Inflation kein europäisches, sondern ein internationales Phänomen ist. Mit 6,8 Prozent Teuerung liegen die USA deutlich «vor» der Euro-Zone (5 Prozent). Und weil Sinn die Geldpolitik der EZB auf dem Kieker hat, kommen die inflationstreibenden enormen fiskalischen Stimuli während der Pandemie (mit 10,8 Billionen Dollar immerhin 10 Prozent des Welt-Brutto-sozialprodukts) nur am Rande vor. Das schmälert den Wert des Buches nicht, würde aber die Gewichtung der Inflations-Ätiologie verschieben.

*Wichtige Entscheide
brauchen oft etwas
mehr Druck...*



SCELLENBERGGRUPPE

Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.

+41 44 953 1111
schellenberggruppe.ch

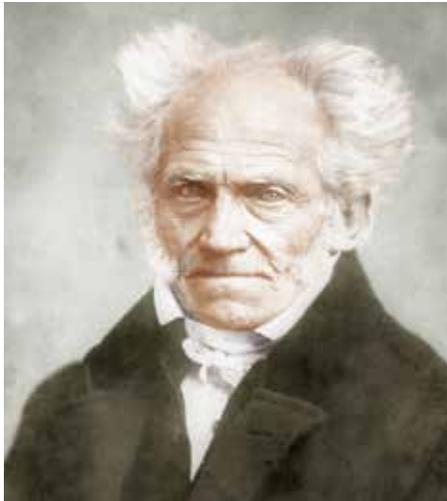
Höflichkeit oder Menschlichkeit?

Kurt Steinmann

Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena II. Zweiter Teilband. Diogenes. 464 S., Fr. 29.90

Von Arthur Schopenhauer stammt folgende Parabel: «Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so dass sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mässige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. – Diese mittlere Entfernung ist die Höflichkeit und feine Sitte.»

Natürlich stehen die Stachelschweine allegorisch für die menschliche Gesellschaft. Der



Fortschrittende Humanisierung:
Philosoph Schopenhauer.

Mensch muss die Nähe des Mitmenschen suchen, um dem Kältetod (physisch wie psychisch) zu entrinnen. Dieses Näherrücken birgt aber das Ungemach in sich, dass die Gemeinschaft Suchenden einander mit ihren Stacheln stechen, das heisst, mit ihrer Wesensart einander weh tun. Zwischen zwei Übeln müssen sie sich nun entscheiden: frieren oder sich stechen lassen. Sie entscheiden sich für die Lösung des mittleren Abstands, für ein bisschen frieren und für ein bisschen sich piken lassen. So kann man bequem überleben. Aber lauwarm ist dann diese Existenz und stets ein wenig schmerzhaft. Dieses Arrangement nennt Schopenhauer

«Höflichkeit» und «feine Sitte», wie es sich im Laufe der Geschichte entwickelt hat.

Den Stachelschwein-Abstand hält auch unsere Gesellschaft ein: Nur einander nicht zu nahe kommen, auf dass es wärmer würde unter den Menschen! Es könnte ja zu Konflikten und Verletzungen kommen. Schopenhauers Stachelschweine praktizieren eine konfliktscheue und konfliktunfähige Form des Zusammenlebens, die stets unter mehr oder weniger mildem Frost leidet. Nähe bringt Konflikte, ist aber auch Voraussetzung einer solidarischen Gemeinschaft, in der jeder den andern wärmt und von ihm gewärmt wird.

Ja, Höflichkeit und feine Sitte sind Kennzeichen etablierter, industrialisierter Gesellschaften; Nähe, Wärme und Solidarität, die auch die Auseinandersetzung nicht scheut, charakterisieren Familien-, Clan- und Stammesgesellschaften, in denen der wärmende Zusammenhalt stärker entwickelt zu sein scheint. Es ist daran zu erinnern, dass Harmonie, dem Ursprung aus dem Griechischen gemäss, nicht friedfertige Eintracht bedeutet, sondern ausgehaltene Spannung. In Schopenhauers Text heben sich zwei mögliche Strukturen der Sozietät scharf gegeneinander ab. Je mehr wir über die Endlichkeit des Menschen nachdenken, über die lächerlich kurze Zeit, die uns auf dieser Welt beschieden ist, sollten wir umso mehr unsere Mitmenschen als Brüder und Schwestern erkennen, denen wie uns die schwierige Aufgabe aufgetragen ist, das Leben einiger Massen in Anstand und Würde zu bestehen.

Mosaik des Menschen

Immer wieder überdenke ich das Paulus-Wort: «Wenn aber das Vollkommene kommt, wird dem, was Stückwerk ist, ein Ende gesetzt werden.» Wir leben vorläufig im Fragmentarischen, im Bruchstückhaften. Unsere Physis ist gebrechlich, unsere seelische Gesundheit fragil und unser Denken dem Irrtum ausgesetzt. Wir sind noch nicht Menschen, wir sind erst auf dem Weg, Menschen zu werden.

Wie sich nach dem in den sechziger Jahren viel diskutierten, heute aber fast vergessenen Paläontologen Pierre Teilhard de Chardin aus anorganischer Materie durch Verdichtung die Biosphäre mit ihrer Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Tiere entwickelt hat und aus ihr wiederum der Mensch emporgetaucht ist und mit ihm die Dimension des Geistes, so werde sich nach dem Gesetz wachsender Komplexität und zunehmenden Bewusstseins «die fortschreitende Vermenschlichung der Menschheit» als geistiger Wachstumsprozess entfalten. Warum auch sollte die Evolution in der Noosphäre, im Geistbereich, plötzlich enden, nachdem sich ihr Gestaltungsprinzip in der Geo- und Biosphäre so deutlich Bahn gebrochen hat?

Den Schlusspunkt der Evolution, den Punkt Omega, sieht Teilhard in der universalen

Solidarität und Liebe der Menschheit. Die sich immer mehr verdichtenden Kommunikationsnetze, das Gemeinschaftsgefühl unter den Völkern, das Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Planeten Erde und der wachsende Pazifismus sind klare Symptome dafür, dass sich der Geist der Menschheit entwickelt. Aber noch sind wir, wie all die Konflikte und Konfliktpotenziale auf der ganzen Welt zeigen, erst unterwegs zu diesem Punkt Omega; wir wissen nicht, wie weit wir uns von unserem Ausgangspunkt Alpha entfernt haben.

Tag für Tag begegnen wir dem «Stückwerk», dem Scheitern, der Sünde, als Opfer oder Täter. Wenn wir uns aber, als Individuen wie als Menschheit, als Wesen begreifen, denen aufgetragen ist, das wunderbare Mosaik des Menschen, zu dessen Abschluss noch unendlich viele Steinchen fehlen, um einen Splitter zu ergänzen, dann haben wir unsere Sendung begriffen und halten das Bruchstückhafte unserer Existenz aus, ehe «das Vollkommene kommt», das alles Stückwerk zur Gänze rundet. Noch ist, nach einem Wort Alfred Polgars, die Flöte, die der shakespearesche Narr bläst, aus einer Trauerweide geschnitten. Dann aber wird der reine Klang unsäglicher Freude erklingen.

Berserker der Poesie

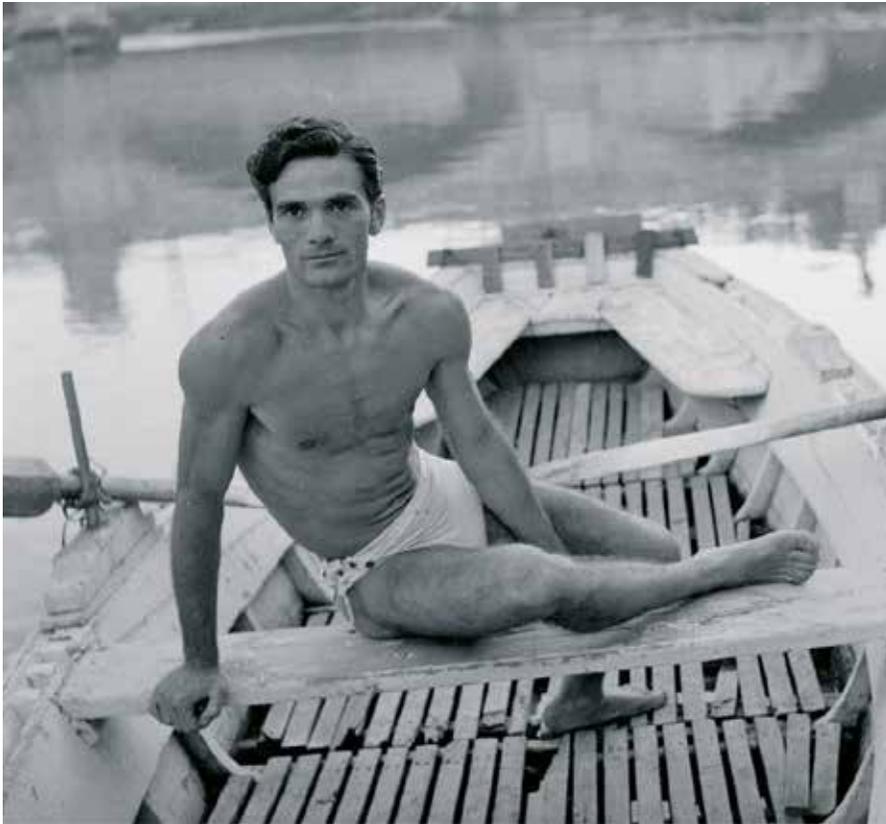
Björn Hayer

Pier Paolo Pasolini: Nach meinem Tod zu veröffentlichten. Späte Gedichte. Aus dem Italienischen von Theresia Prammer. Suhrkamp. 640 S., Fr. 59.90

Im Wind riecht man das Elend aus den Gassen, Trunkenheit paart sich mit billigem Sex, während das gute Leben anderswo seinen Platz gefunden hat. Denn «im bürgerlichen Viertel herrscht der Frieden, mit dem jeder sich heimlich abfindet». Die klassenkämpferischen Töne stammen von Pier Paolo Pasolini. Er dürfte den meisten vor allem als Skandalfilmemacher ein Begriff sein. «Das 1. Evangelium nach Matthäus» (1964) oder «Salò oder Die 120 Tage von Sodom» (1975) gehören zu seinen inzwischen kanonischen Werken. Er verfasste aber geradezu besessen auch Poesie. Als er im Jahr 1975 unter unbekanntem Umständen ermordet wurde, hinterliess er neben den bereits publizierten Poemen einen grossen Fundus an weiteren Gedichten, die, ähnlich seiner kinematografischen Entwürfe, nicht mit Gesellschaftskritik sparen.

Unverrückbares Bekenntnis

Im Fadenkreuz seiner sowohl von Spott als auch von inbrünstigem Pathos flankierten



Zarte Akkorde: Autor Pasolini.

Anklagen steht das Italien der 1960er Jahre. Es begegnet den Lesern als dekadenter Sündenpfehl. Immer wieder landet das lyrische Ich in verlotterten Gassen oder zeigt sich angewidert ob der Korruptiertheit der Eliten. Fokussiert wird die aus seiner Sicht heuchlerische Kultur, stets vom Rand aus, von der Stadtgrenze, wo sich das wahre Gesicht einer kranken Gesellschaft offenbart. Wer hier darbt, sind die «Skolaven der Zeit», die Arbeiter genauso wie die Invaliden des Zweiten Weltkrieges.

An ihnen verdeutlicht der 1922 geborene Künstler, wie der Faschismus nach 1945 – unter anderen Vorzeichen – weiterleben konnte. Statt der staatlichen Unterdrückung macht

Pasolinis Gegenmodell: die gerechte und hierarchielose, also anarchistische Gesellschaft.

sich aus Pasolinis Sicht eine Repression durch die Ökonomie bemerkbar. Die zwielichtige Heilsreligion trägt den Namen Konsumgesellschaft und übt einen weitaus sympathischer erscheinenden Zwang aus, dem sich im Übrigen auch das lyrische Ich nicht zu entziehen weiss: «In dieser schuldhaften Welt, die nur kauft oder schmählt / bin ich der Allerschuldigste, von Bitterkeit gequält.»

Ogleich sich die Gedichte mitunter eines besserwischerischen Gestus bedienen, zeichnet sie auch ein selbstkritischer Zug aus: «Mit fast klinischer Klarheit / die Tatsache be-

wusst, / selbst niemals über irgendetwas Klarheit gehabt zu haben.»

Gewiss scheint dem Lyriker nur zu sein, dass sein Volk noch immer einer fragwürdig gewordenen, ideologisch verkrusteten Logik nacheifert. Sein Gegenmodell: die gerechte und hierarchielose, also anarchistische Gesellschaft. Dass Pasolini nicht nur gegen den Werteverfall der Obrigkeit, Geschichtsrevanchismus und die Ungleichheit opponiert, sondern hier und da auch zarte Akkorde anschlägt, verleiht der nun in einer beachtlichen Übersetzung vorliegenden Sammlung seiner späten Gedichte eine inhaltliche wie ästhetische Breite. Mal verfasst er eine Eloge auf die Mutter, mal eine Anrufung der Liebe. Dabei zeigt sich der Filmemacher als ein Komponist von Stimmungskoloraturen, als Dirigent von hohen wie tiefen Tönen.

Das unverrückbare Bekenntnis vermischt sich dabei immer wieder mit Ironie und Sarkasmus, was sich im seitenlangen Dahingleiten der Verse bemerkbar macht. Denn Kürze und Prägnanz gehören wahrlich nicht zur Signatur des Dichters. Gegen die Reduktion setzen seine poetischen Werke voluminöse Sprachkaskaden, eingebettet in weitläufige Haupt- und Nebensatzkonstruktionen. Man mag Pier Paolo Pasolinis soziokulturelle Radikalität teilen oder nicht – als unbestritten muss hingegen sein Rang als Dichter gelten. Sein welthaltiges Schreiben strotzt vor ästhetischer Schärfe. Es besitzt eine seltene Qualität: jene der Überwältigung.



Die Bibel Grundlose Liebe

So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe (Johannes 3, 16). – Die im Urtext verwendete Vergangenheitsform «hat [...] geliebt» schildert keinen Dauerzustand, sondern ein einmaliges Ereignis. Gott hat einst geliebt, und zwar den Kosmos. Erstaunlich an dieser Liebe ist, dass der Kosmos, soweit er die Menschen betrifft, Gott ablehnend, oft geradezu feindlich gegenüberstand. In zahlreichen Ereignissen durch alle Epochen und Kulturen hindurch haben Menschen die Würde Gottes an sich gerissen. Zwar ist der Kosmos von Gott geschaffen und nicht a priori böse. Gott gab ihm auch keinen Anlass zur Feindseligkeit. Im Gegenteil: Er schloss mit ihm einen Bund. Aber die Welt erkannte Gott nicht (Joh 1, 10). Deshalb erkennt sie auch sich selbst nicht als Gottes Schöpfung.

Für manche Religionen ist der Kosmos genetisch aus der Gottheit hervorgegangen. In der Bibel ist es so weder erzählt noch gedacht. Die Schöpfung ist einzig in Gottes freiem Willen begründet. Sie hat keinen Anspruch auf seine Liebe. Liebt Gott die Welt und die Menschen dennoch, so lässt sich das nicht logisch herleiten. Schlussfolgerungen spielen in der Wissenschaft und im Alltag eine wichtige Rolle. Die Liebe Gottes hingegen ist ein unbegründetes Axiom. *So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er auf die Zurückweisung ganz anders reagierte, als zu erwarten war. Logisch wären Anklage, Verurteilung, Strafe gewesen. Das geschah nun durch ein Geschenk. Erleuchtung? Bereicherung? Gott gibt mehr als das, nämlich seinen einzigen («monogenes») Sohn. Dieser ist nun «genetisch». Gott gibt also sich selbst. In dieser Hingabe besteht die Verbindung mit Gott. Und wer an den Sohn glaubt, wird in dieser Gabe das offene Fenster zum ewigen Leben erkennen.*

Peter Ruch

Augenaufschlag der Neuzeit

Die Figuren des Bildhauers Tilman Riemenschneider haben eine eigentümliche Verführungskraft. Man kann sie als Zeugnisse eines Epochenwechsels betrachten.

Hans Ulrich Gumbrecht

Tilman Riemenschneider:
Sammlung Museum für Franken. Würzburg

Wer aus Mainfranken stammt oder die Kultur dieser Gegend liebt, den verbinden hell-dunkel changierende Erinnerungsbilder mit dem Werk von Tilman Riemenschneider. Manche der grossen europäischen Museen stellen einzelne seiner Skulpturen aus, die man als herausragende Illustrationen des «spätgotisch» genannten Stils um 1500 bewundern kann, ohne dass sie sich – wie in den Kirchen und Museen vor Ort – zu einer eigentümlich vertrauten Welt zusammenfügen.

Nirgends treffen die Augen ihrer Gestalten den Blick des Betrachters. Sie sehen nach oben wie der alte Bischof Rudolf II. von Scherenberg auf seinem Grabmal aus dem Würzburger Dom oder die zum Himmel auffahrende junge Maria des Altars in Creglingen an der Tauber; die Apostelgesichter des «Heilig-Blut-Altars» in Rothenburg scheinen sich wechselseitig konzentrierte Energie zu geben; manchmal fehlen auch die Pupillen, so dass die Augen ins Leere oder an ihrem Gegenüber vorbeisehen.

Fleischliche Konkretheit

Wenig früher im 15. Jahrhundert hatten Skulpturen des vielleicht im Aargau geborenen, unter den Zeitgenossen von Florenz bis Krakau berühmten und in Nürnberg arbeitenden Veit Stoss noch die Beschauer herausgefordert, mit ihrer Vorstellung dramatische Szenen aus dem Neuen Testament zu erfüllen. Die von Riemenschneider und seinen Gesellen in Lindenholz geschnitzten oder in Stein gemeisselten Gesichter dagegen wirken abgesetzt vom sie umgebenden Leben.

Dies hat ihnen den Ruhm eines «nach innen gerichteten Ausdrucks» eingetragen, den Historiker als Zeichen für die Wendung hin zur subjektiven Aneignung von Glaubensinhalten in vorreformatorischen Zeiten deuten wollten, als den Augenaufschlag der Neuzeit sozusagen.

Einen ganz anderen, aber der Intuition von «Innerlichkeit» nicht notwendig widersprechenden Eindruck von Riemenschneiders Affinität zu jener Zeit des Übergangs vermitteln die Gestalten seiner Altar-Meisterwerke. Durchaus mittelalterlich und eben «spätgotisch» geben emblematische Momente aus den Heiligen Schriften des Christentums ihre Szenografien vor: etwa Marias Erhebung zur leiblichen Aufnahme in den Himmel vor ihren Freunden und Verwandten oder jenen

Riemenschneider wollte ein Handwerker sein, der Traditionen im mittelalterlichen Sinn erfüllt.

Moment aus dem letzten Abendmahl, wo die Apostel verstehen, dass Judas, dem Christus den ersten Bissen seines in Brot verwandelten Körpers gibt, derjenige ist, der ihn verraten hat. Solche komplexen Bilder, theologisch aus der säkularen Zeit herausgerückt, bewohnten nun Figuren von Menschen, die wie alltägliche Zeitgenossen Riemenschneiders aussahen.

Die Frauengestalten unter ihnen, die durch Jesus von ihren Sünden zur Jüngerin bekehrte Maria Magdalena, Maria, die Mutter Gottes, oder Eva, die Mutter aller Menschen, ähneln einander zu sehr, um Eindrücke von Individualität auszulösen. Doch der immer gleiche junge Körper mit den kleinen Brüsten und das runde Gesicht mit dem kleinen Mund gehören nicht mehr einer Sphäre religiöser Symbole an, sondern dem Leben in seiner fleischlichen Konkretheit.

Vor allem in den Apostelgestalten haben die Bildhauer dann durch Züge von Personen aus ihrer eigenen Welt jahrhundertealte, mit je spezifischen Namen verbundene Motive (den schönen Lieblingsapostel Johannes an der Seite Christi, den bärtig-entschlossenen Petrus) variiert und erneuert. Manche von ihnen kehren erkennbar wieder. Etwa der füllige Philippus im Rothenburger und im Creglinger Altar, aber auch in einer Nische auf der Aussenseite der Würzburger Marienkapelle. Ikonografische Details legen sogar die Vermutung nahe, dass

Riemenschneider selbst mit langgewelltem Haar und ernster Miene zweimal Vorbild für Altargestalten wurde.

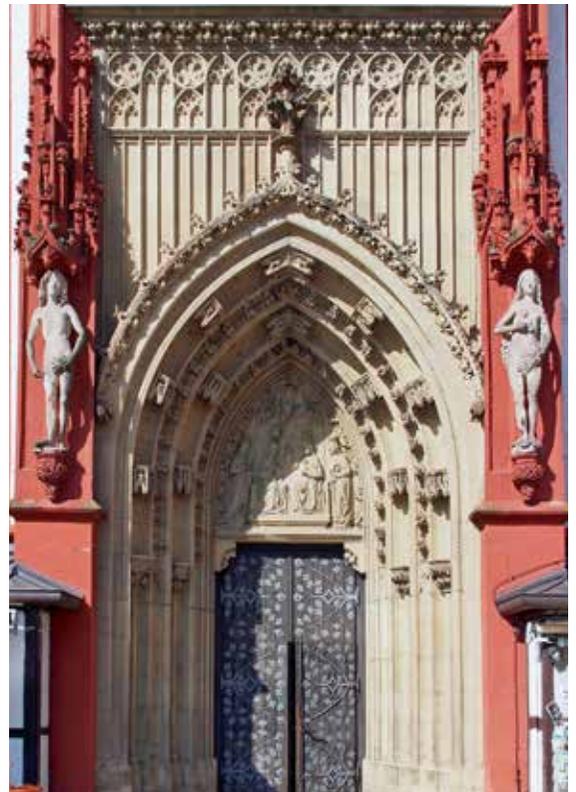
Pathos der Frömmigkeit

Eine in seiner Werkstatt besonders entwickelte Technik bei der Erfassung des Kleider-Faltenwurfs unterstreicht all die Details realistischer Darstellung. Übergreifende Stimmungen bringen sie zusammen. Die Apostel der Abendmahlszene scheint eine Ahnung von der Bedeutsamkeit des heraufbeschworenen Augenblicks zu ergreifen und zu vereinen. Und auf den Maria bei ihrer Himmelfahrt begleitenden Gesichtern steht das Pathos einer Frömmigkeit, die zur Gegenwart ihrer Vorbilder gehört haben muss.

So eignen sich in Riemenschneiders Werken Gestalten aus der Reformationszeit mit den ihnen eigenen Gefühlen Orte und Ereignisse der Heilsgeschichte an. Ob dies einer Absicht des Bildhauers entsprach, wissen wir nicht. Dass nur wenige der Stein- und Holzfiguren bemalt wurden, hatten Kunsthistoriker lange als eine zur Betonung der vielzitierten «Innerlichkeit» gewählte Praxis identifiziert, während heute die Tendenz vorherrscht, das Ausbleiben von Farbe als Ergebnis eher atypischer Zufälle aufzufassen.

Die Fakten seiner Biografie legen jedenfalls nahe, dass Riemenschneider ein Handwerker sein wollte, der Traditionen im mittelalterlichen Sinn erfüllt – und nicht ein nach Originalität oder Innovation strebender Künstler. Um 1460 im niedersächsischen Heiligenstadt als Sohn eines Münzers geboren, der mehrfach mit dem Gesetz in Konflikt geraten war, suchte er bald die Unterstützung seines Onkels, eines mächtigen Domherrn in Würzburg. Bevor er dort 1483 als «Knecht» in die Gilde der Maler, Bildhauer und Glaser aufgenommen wurde, hatte er eine Ausbildung bei Autoritäten des überlieferten Stils in Strassburg und Ulm begonnen.

Als entscheidend für seine Zukunft stellte sich zwei Jahre später die Heirat mit der Witwe eines Würzburger Goldschmiedemeisters her-



Konzentrierte Energie: Marienaltar von Tilman Riemenschneider, Herrgottskirche Creglingen an der Tauber.

aus. Durch sie gewann Riemenschneider selbst den Meisterstatus und den Besitz des «Hofs zum Wolfmannsziechlein» in der Innenstadt, der ihm bis zum Lebensende und über drei weitere Ehen Raum für eine eigene Werkstatt gab. Bald müssen ihn hinreichend Aufträge erreicht haben, um mehr als zehn Gesellen unterhalten zu können, zu denen auch einige seiner Söhne zählten. Das gemeinsame Ansehen ergab sich vor allem aus Darstellungen religiöser Themen und blieb über Riemenschneiders Lebenszeit – anders als bei den Nürnbergern Veit Stoss und Albrecht Dürer – regional begrenzt.

Held des Widerstands gegen die Kirche

Dass er seine eigene Arbeit von der seiner Lehrlinge nur dann absetzte, wenn dies eine höhere Bezahlung einbrachte, mag ihm Gelegenheit gegeben haben, die an den Meister-Status gebundene Öffnung zu Ämtern der Stadt immer wieder zu nutzen. Als ein Jahr nach seiner Zeit als Bürgermeister zwischen 1521 bis 1524 Bauernheere die über Würzburg thronende Festung des Fürstbischofs stürmen wollten, machte er seinen Einfluss zu deren Unterstützung geltend. Im Anschluss an die vernichtende Niederlage der Rebellen kam Riemenschneider über mehrere Monate in Haft, wurde gefoltert und erst gegen die Abtretung der Hälfte seines Vermögens entlassen. Keine neuen Werke entstanden während der folgenden Jahre mehr, so dass ein Prozess des Vergessens schon vor seinem Tod im Juli 1531 eingesetzt haben muss.

Die nationalistische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hat dann Tilman Riemenschneider als deutschen Helden im Widerstand gegen die Kirchenhierarchie wiederentdeckt und verklärt. Bis heute hält sich das Gerücht, dass ihm im Kerker die Hände gebrochen wurden, um seinem Werk ein Ende zu setzen. Vor allem gab der Pakt mit den Bauern eine Interpretation der Bildnisse vor, die auf die Konvergenz zwischen reformatorischer Innerlichkeit und Engagement für unterdrückte Schichten des Volkes setzte. Vollkommen ausschließen lässt sich ein solcher Zusammenhang

Adam sieht nach oben, als sei er stolz auf eine Autonomie, die ihm nicht von Gott gegeben war.

nicht, doch Riemenschneiders Leben legt eher die Vermutung nahe, dass ihm als Ratsherrn primär am Kampf der Stadt gegen den Fürstbischof gelegen war.

Jenseits frommer Gedanken

Wir sollten also jene politisch gefärbte und daher anachronistische Auffassung der Reformationszeit mit ihrer Kunst aus unserem geschichtlichen Verstehen und unserer ästhetischen Wertschätzung der Riemenschneider-Skulpturen streichen. Warum könnten ein an Konventionen ausgerichteter Handwerker und seine Gesellen nicht Werke zustande gebracht haben, die ganz unabhängig von der Frage beeindruckend, ob sie

auf einer Linie vermeintlichen Fortschritts in Richtung Moderne zu platzieren sind?

Mehr noch als die grossen Altäre mit ihrem religiösen Gruppenpathos sprechen uns heute wohl die in den 1490er Jahren für das Portal der Würzburger Marienkapelle geschaffenen Figuren von Adam und Eva an. Wie manche andere Riemenschneider-Gestalten blickt Eva am Betrachter vorbei, doch statt mit Innerlichkeit scheint sie ihren nackten Körper mit einer Ahnung von seiner Verführungskraft zu zeigen. Adam, dessen Gesicht den später entstandenen Johannes-Figuren der Altäre ähnelt, sieht dagegen nach oben, als sei er stolz auf eine Autonomie, die ihm nicht von Gott gegeben war.

Solche Reaktionen aus unserer Gegenwart liegen gewiss jenseits der frommen Gedanken, welche die biblischen Menschheits-Eltern wahrscheinlich bei Riemenschneider und seinen Gesellen weckten. Doch dies bedeutet nicht, dass sie unangemessen oder gar illegitim sind. Wir dürfen uns durchaus von der Lust an einer Unmittelbarkeit körperlicher Präsenz anstecken lassen, die Bildhauer um 1500 zum ersten Mal freisetzen, ohne sie zu suchen.

Gerade dieser Effekt fasziniert an Riemenschneiders Figuren. Obwohl sie kaum als Darstellung ihrer besonderen Welt gemeint waren, werden in ihnen Gestalten aus einer fernen Vergangenheit und einem umschriebenen Ort für Augen-Blicke lebendig. Doch sie erwidern unsere Blicke nicht. Als ob wir heimlich vor dem Beginn einer neuen Zeit stünden.

TV-Kritik

Expertitis beim Schweizer Fernsehen

René Hildbrand

Sport Live: SRF

Was die Sportberichterstattung betrifft, gibt es am SRF-Programm meist wenig zu bemängeln. Viele Zuschauer monieren allerdings die Expertitis. Eine berechtigte Kritik. Gewaltig: Rund dreissig Expertinnen und Experten kommen bei SRF regelmässig als Co-Kommentatoren zum Einsatz. Rekord. Überdies arbeitet die Sportabteilung bei grossen Sport-Events immer wieder mit Sachkennern zusammen, die nicht zum fixen Experten-Pool des Senders gehören. Zum Beispiel bei den Olympischen Winterspielen, die im Februar in Peking ausgetragen werden. Sechzehn Co-Kommentatoren werden dabei für das Schweizer Fernsehen vor dem Mikrofon sitzen. Bezahlt werden Experten pro Einsatz. Die Honorare bewegen sich im vierstelligen Bereich. Am meisten Sinn machen Spezialisten bei der Kommentierung von Sportarten mit schwierigen Regeln (Curling, Biathlon).

Ansonsten entwerten Experten häufig die Arbeit der Hauptkommentatoren. Diese haben nur noch wenig Gelegenheit, ihre eigenen, fachlich relevanten Erläuterungen einzubringen. Das hat sich erneut bei der Übertragung der Lauberhornrennen gezeigt, wo neben Stefan Hofmänner wie gewohnt Marc Berthod in der Kabine sass. Als ehemaliger Rennfahrer ist dieser fachkundig, aber er schnattert zu viel. Bei jedem Innenski-Fehler oder «Wedler» gibt der Bündner seinen Senf dazu. Ein Volltreffer unter den Wintersportexperten: Didier Plaschy, früherer Rennfahrer und Swiss-Ski-Trainer. SRF engagierte den Walliser für die technischen Disziplinen. Er überzeugt bei jedem Einsatz.

Kommentatoren-Dreamteams wie früher gibt es beim Schweizer Fernsehen nicht mehr. Die besten von damals: Matthias Hüppi und Bernhard Russi (Ski); Stefan Bürer und Heinz Günthardt (Tennis); Beni Thurnheer und Günter Netzer (Fussball).



Illusionen und Träume: Dr. Lilith Ritter (Cate Blanchett), Carlisle (Bradley Cooper).

Film

Verruchtheit in Moll

Wolfram Knorr

Nightmare Alley (USA, 2021).

Von Guillermo del Toro. Mit Bradley Cooper, Cate Blanchett, Toni Collette, Rooney Mara, Willem Dafoe, Richard Jenkins

Es ist eine geheimnisvolle Zwischenwelt, ein undurchdringliches Terrain, in dem man sich leicht verirren kann. «Hereinspaziert, hereinspaziert», verführerischer kann die Aufforderung für den heimatlosen Rummeltreiber Stanton «Stan» Carlisle (Bradley Cooper) nicht sein, im Jahrmarkt-Gewusel der Zelte-flatternden-Holzdielen-knarzenden-Baracken-Unbehaustheit der schillernden Gauklerwelt unterzutauchen und zu helfen, wo man gebraucht wird.

Der attraktive Stan findet rasch Sympathie und mehr bei Wahrsagerin Zeena (Toni Collette) und der grossäugigen «Mamsell Electra»/Molly (Rooney Mara). Mit hinterhältigem Ehrgeiz webt er an einer Illusionsmaschine, mit der er weg vom Rummelplatz die besseren Stände hinter Licht führen möchte. Unter Mithilfe von Molly als Medium quasselt er sich zum Spiritismus-Spezialisten in exquisiten Klubs hoch, beeindruckt die Gäste mit Kenntnissen ihrer geheimen Wünsche – bis eines Tages die mondäne Psychoanalytikerin Dr. Lilith Ritter (Cate Blanchett) unter den feinen Pinkeln sitzt und ihn in eine hochexplosive *liaison dangereuse*

lockt. Die blonde Sirene mit den ultragrellen Feuerwehr-Lippen und -Krallen verrät ihm Intimes aus dem Seelenleben des schwerreichen Ezra Grindle (Richard Jenkins). Für den Scharlatan Stan die satte Beute, um endlich an Millionen zu kommen. Doch dann gerät die Séance mit der «Rückholung» der einst Geliebten, die Molly gegen ihren Willen verkörpert, zum Desaster. Der Traum platzt, Carlisle strandet wieder auf dem Jahrmarkt.

«Nightmare Alley» ist Verwunschenheit und Verruchtheit in Moll. Angenehm verwirrt, zuweilen auch wohligh schaudernd, folgt der Zuschauer dem smarten Carlisle durch die grelle, schäbig-krause Spukbilder-Farbigkeit

Angenehm verwirrt, zuweilen auch wohligh schaudernd, folgt der Zuschauer dem smarten Carlisle.

der Karneval-Wandertruppe mit den klaustrophobischen Tunneln im Spukhaus, düsteren Gassen und Gängen in Keller und Fallen, als bewegte er sich durch sein eigenes seelisches Souterrain.

Denn darum geht es im jüngsten Opus des Mexikaners Guillermo del Toro, der für seinen Fantasy-Film «Shape of Water» (2017) einen Oscar erhielt und dessen Spezialität das Fantastische ist, immer mit politischem («Pan's Labyrinth», 2006) und psychologischem Futter gepolstert («The Devil's Backbone», 2001). Mit «Nightmare Alley» griff er den in Vergessenheit geratenen Roman des bizarren Pulp-Autors William Lindsay Gresham auf, der 1946 erschien, sofort ein Verkaufsschlager und ein Jahr später von

Edmund Goulding mit Tyrone Power als Carlisle verfilmt wurde. Mit Kühnheit unterstellt Gresham darin, was den Noir-Thriller antreibt: ein von tiefsitzenden, unterbewussten Ängsten getriebenes (Fassaden-)Ich.

Gresham (geb. 1909) war 1937 im Spanischen Bürgerkrieg Sanitäter für die Loyalisten und lernte dort einen ehemaligen *sideshow*-Mitarbeiter kennen, der ihm schreckliche Geschichten über die Karneval-Szene erzählte und ihn so zum Roman inspirierte. Nach der Rückkehr in die USA verspottete er in seinem Hass auf die sozialen Zustände («Es ist ein verfluchtes Irrenhaus. Und die grössten Verrückten stehen an der Spitze», heisst es mal im Roman) schon mit dem Titel «Nightmare Alley» den amerikanischen Traum. Er orientierte sich an James M. Cains «The Postman Always Rings Twice» (1934) und dessen Helden Frank Chambers, der durchs Land vagabundiert, auf der Suche nach einer zweiten Chance.

Chambers erblickte sie in einer einsam gelegenen Raststätte bei einer frustrierten Gattin. Carlisle findet sie auf dem Jahrmarkt: «Alle verschlingen Hoffnung. Und die werde ich ihnen liefern. Ich werde sie damit überfluten.» Stan ist ein hasserfüllter Zyniker, der Molly benutzt: «Hereinspaziert! Hereinspaziert! Hier geht's lang, zu den Fehlschlägen der menschlichen Natur!»

Del Toros Hallodri ist nicht unsympathisch, seine scharlataneske Herzlichkeit kippt erst in Killer-Jähzorn, wenn sein Plan zu scheitern droht. Dr. Ritter häutet ihn, legt einen Gehetzten frei, der in Alpträumen vom Vater verfolgt wird. Im Roman wird das zum Dialog-Gemetzel, im Film zum mörderischen Clinch zwischen Stan und Lilith.

Lust an der Nostalgie

Cate Blanchett ist ein Dämon in Seide, marmorkühl, wohlgedreht, wie eine Kunstfigur der Malerin Tamara de Lempicka; gleichsam eine Turbo-Femme-fatale, aus Metall gefräst, korrespondierend mit der Art-déco-Einrichtung ihrer Edelpraxis. Sie ist die klassische Sphinx mit vielen Gesichtern, sehr dezent und zugleich exotisch-unergründlich. Garbo und Dietrich, kalte Komplizin, sanfte Lady. Bradley Cooper ist der charmant-schäbige Strassenbengel, fast immer im Halbschatten, aus dem heraus er Molly und den Rest zu manipulieren versucht. Erst Dr. Ritter serviert ihm eiskalt, dass die Nummer, die er aufbaut, zu gross ist für ihn. Leonardo DiCaprio war ursprünglich vorgesehen, auch Lady Gaga für Molly. An den finanziellen Ansprüchen scheiterten die Besetzungen. Ein Verlust ist das nicht.

«Nightmare Alley» zelebriert Hollywoods Magie, seine Illusionen und Träume, seine Lust an der Nostalgie – aber muss das gleich zweieinhalb Stunden dauern? Das Original aus dem Jahre 1946 schaffte es noch in soliden neunzig Minuten.

Klassik

Balsamisch fließender Schumann

Manuel Brug

Robert Schumann: Alle Lieder.
Christian Gerhaher u.a., Gerold Huber. Sony

Die Intimität des Raumes versus die Weite der Umgebung, das ist es, was Christian Gerhaher an einen Ort wie Schloss Elmau zieht. Er ist die Attraktion dieser ihn in den Mittelpunkt stellenden Liedwoche. Da steht er mindestens jeden zweiten Abend auf dem Podium, hat Kollegen eingeladen, es gibt Gesprächsrunden, wenigstens kurzen Austausch mit von weit her anreisenden Fans. Sechs Tage dem führenden deutschsprachigen Lied- (und-auch-sonst-)Bariton ganz nah sein, ihm beim Verfertigen der Interpretationsgedanken auf den Mund schauen können – das ist schon etwas Besonderes.

Gerhaher, sonst eher scheu, in sich gekehrt, hyperkritisch vor allem mit sich selbst, er lässt es zu, weil er weiss: Die Hörer sind um der Sache willen da. Deshalb kann er hier, im



Jede Note fasziniert: Bariton Gerhaher.

Musikmärchenschloss, wo abends Grigory Sokolov durch die Bar schlurft und morgens Gidon Kremer frühstückt, richtig ausholen und fordern, sich und sein ihm ergebendes Publikum. Denn sehr viel Zeit gibt sich der 52-jährige Arzt in seinem künstlerischen Zweitberuf nicht mehr. Auch wenn er gern den Pessimisten und Zweifler herauskehrt, als Sänger schenkt er sich und anderen nichts; am wenigstens dem ihm seit 33 Jahren in symbiotischer Partnerschaft treuen Klavierbegleiter und Freund Gerold Huber. Haben sich die

beiden Straubinger doch im Chor von Vater Huber kennengelernt.

Christian Gerhaher hat diesmal ein besonderes Anliegen: Robert Schumann. Seit über dreissig Jahren bewegt ihn dieser zentrale, seiner Meinung nach gerade mit seinen 42 Liedgruppen als bisweilen locker gefügten Zyklen noch immer nicht hinreichend gewürdigte Komponist. Mit seinem beweglichen, sonoren, doch schlanken Bariton kreist er sängerisch wieder einmal um ein fast stehenbleibendes Jetzt des Abschieds, der vergeblichen Liebe, der dunklen Waldeinsamkeit. So wie fast drei Viertel seines romantischen Repertoires, wie der Sänger nüchtern bilanziert. Er serviert es in der schnörkellos-treffsicheren, balsamisch fließenden Gerhaher-Weise, bei der jede Note fasziniert, aber nie überbetont wird.

Auf schwindelerregend hohem Niveau

Sein langjähriges, frucht- wie freudvoll Gestalt annehmendes Lieblingsprojekt ist diese seit 2017 aufgenommene, jetzt – einziger Pandemie-Vorteil – früher vollendete Robert-Schumann-Edition. Für die elf CDs in der Kiste haben sich Sony, der Bayerische Rundfunk und das Musikfestival Heidelberger Frühling zusammengeschlossen.

299 Lieder wurden es, auch die mehrstimmigen sind dabei. Nicht vollständig, aber erschöpfend. Und auf schwindelerregend hohem Niveau gut. Gerold Huber musste alle spielen, Gerhaher zum Glück nicht alle singen. Sybilla Rubens, Camilla Tilling, Wiebke Lehmkuhl, Christina Landshamer, Martin Mittertutzner, Julia Kleiter, Anett Fritsch, alles lang vertraute Vokalkollegen, haben die Duos, Trios und Quartette sowie die dezidiert für Frauenstimmen komponierten Lieder übernommen. Gerhaher aber darf von der Grösse und literarischen Intelligenz dieses Herzenskomponisten schwärmen. Da könnte man ihm, der sich so toll ereifert, stundenlang zuhören.

Weil Christian Gerhahers Liedsammlung stets neue Facetten offenbart, bei stets stupender, nie oberlehrerhafter Textbehandlung. Mal gibt er sich streng oder sachlich, mal sinnlich und schmachtend, dann furios, nervös, leidenschaftsvoll. Und dann freut man sich an Unbekanntem, manchen schrägen Zyklen wie den Lenauschen «Husarenliedern», blutig-grimmigen Charakterstücken, kurz und schillernd.

In dem einsam-ruhevollen Hochtal-Hotel stösst Gerhahers Schumann auf dankbare Ohren. Weil diese sensibilisiert sind, wie die Augen von der Natur draussen: Wettersteinwand und Zugspitzmassiv, herbstsonnenüberstrahlt, nach einem verwunschenen Auftakt mit zartgrünen Bauspitzen über Nebelballungen. Und weil man sich hier konzentrieren, zum Gefäss für solche nuancierte Kunst des Leisen werden kann. Die freilich nun auch stets Hause abzurufen ist, in dieser neuen, unbedingt empfehlenswerten, kostbaren Schumann-Kassette.



Geklaute Handtücher und Tunfisch: Rockmusiker Zappa.

Pop

Aufregung in Zappas Gemischtwarenladen

Peter Kemper

Frank Zappa: Frank Zappa's 200 Motels. 50th Anniversary Edition. MGM/Zappa Records/Universal Music ZR20037

Groupies, die sich Rockstars an den Hals werfen, triste Hotels und Konzerthallen, schlechtes Essen, noch schlechtere Manieren, geklaute Handtücher und Tunfisch – das könnten ein paar Orientierungspunkte für Frank Zappas wilden Ritt durch den alltäglichen Wahnsinn einer Rockband sein. Doch auch sie helfen nicht weiter, wenn man sich dem Film «200 Motels» oder dem gleichnamigen Soundtrack heute nähert. Zu skurril wirkt noch immer die selbstironische Müllskulptur aus Bildern und Klängen.

Welchen Sinn sollte es auch haben, wenn sich ein Molch-Farmer – gespielt vom Saxofonisten Jim «Motorhead» Sherwood – in einen Staubsauger verliebt und Zappas Roadmanager Dick Barber ebendiesen Industriestaubsauger spielen muss? Oder kann jemand erklären, warum sich

eine ganze Stadt in ein «eingeschweisstes Tunfisch-Sandwich» verwandelt?

Wie ein himmlischer Hilferuf

Als Frank Zappa mit seinen Mothers of Invention, unterstützt vom Royal Philharmonic Orchestra, den Top Score Singers und einem klassischen Gitarrenensemble am 28. Januar 1971 in den Londoner Pinewood-Studios mit den Dreharbeiten für die *surrealistic documentary* beginnt, startet ein Projekt der Premieren: Erstmals wird ein kompletter Kinofilm in nur sieben Tagen mit der damals brandneuen Videotechnik aufgenommen, zum ersten Mal arbeitet Zappa hier mit einem Sinfonieorchester zusammen und mischt erstmals Teile seiner Band mit Streichergruppen, um eine kammermusikalische Atmosphäre zu erzeugen.

In einer durchgeknallten Collage verknüpft er Einflüsse von modernen Komponisten wie Ravel, Strawinsky, Varèse, Bartók und nicht zuletzt von Lennon/McCartney mit banalen Tanznummern und Country-Rock. Da klingen die elf perfekten Noten der Sopranistin Phyllis Bryn-Julson im wunderbaren «Strictly Genteel» wie ein himmlischer Hilferuf: Verlorene Seelen dieser Erde, vereinigt euch!

Vier Jahre lang hatte der Zeremonienmeister des Underground on the road an «200 Motels» gearbeitet und immer wieder Noten und Songideen notiert. Deshalb beleuchten die Texte auch in einer Art Exorzismus die Licht- und Schattenseiten des Tourlebens, die Ängste und Langeweile, die dazu führen, dass Rockstars immer wieder Fernseher aus den Hotelzimmerfenstern werfen oder, wie im Fall des Who-Schlagzeugers Keith Moon, gern Autos in Swimmingpools fahren.

Keith Moon ist es auch, der in seiner Rolle als Nonne auf Abwegen («The Hot Nun») eine chaotische Energie in den Film bringt. Vermittelt wurde er durch Ringo Starr, der im Film die Figur Zappa («a large dwarf») verkörpert. Der Ex-Beatle muss auch erklären, warum das Royal Philharmonic Orchestra in einem provisorischen Konzentrationslager untergebracht ist: Erst die Umerziehung der akademischen Orchestermusiker eröffne ihnen «die Chance, ein glücklicheres und produktiveres Leben zu führen».

Der noch heute verstörende Kultfilm – eine Mischung aus Low-Budget-Horror-B-Movie und wohl dosiertem Zappa-Wahnwitz –, ein nicht minder verwirrendes Doppelalbum, das durch die Vielzahl der gemixten Stile den Hörer fordert: Das ganze «200 Motels»-Projekt bleibt in seiner multimedialen Extravaganz ein hochtoxisches Amalgam. Selbst für Zappalogen ist die Handlung des Films nicht unmittelbar verständlich; immer wieder tauchen neue Anspielungen, Zitate und versteckte Insiderwitze auf. Zappa erhielt mit dem Projekt jedenfalls Gelegenheit, sich über seine eigene Band lustig zu machen, die er jede Menge alberner Szenen spielen liess. Dass dabei ausgerechnet der Band-Indianer Jimmy Carl Black für den «Cowboy»-Song ausgewählt wurde, kann als netter ironischer Seitenhieb verstanden werden.

Sinnzerstörung und Desorientierung

In der jetzt erschienenen Deluxe-Version des Soundtracks mit sechs CDs und einem opulenten Begleitbuch zum 50. Jahrestag der Erstveröffentlichung lässt sich die Genese dieses wohl ambitioniertesten Zappa-Projekts minutiös nachverfolgen. Die vielen Demos, Studio-Outtakes, Interviews und unveröffentlichten Alternativversionen fangen den Experimentiergeist der späten Mothers of Invention ein und schlagen eine Brücke zu Zappas Exkursionen in die Gefilde der Neuen Musik und des Fusion-Jazz.

Und man spürt, dass es sich hier eben nicht um dekadentes Rock-Chaos handelt, sondern um einen sozialen Mikrokosmos, in dem Sinnzerstörung und Desorientierung durch die Wiederkehr des Immergleichen fröhliche Urständ feiern. Film wie Musik wirken noch heute wie eine einzige kalkulierte Ungeheuerlichkeit.

Film

Lustvoller Experimentierer

Karl Lüönd

Fedier – Urner Farbenvirtuose (CH, 2022)
Von Felice Zenoni. Mit Alma Fedier,
Bice Curiger, Gottfried Boehm

Der Maler Franz Fedier (1922–2005) gehört zu der Künstlergeneration, die in jungen Jahren nach dem Krieg bildhungrig und neugierig die Welt erkundete und die Kunst der Grenzüberschreitung einübte. Seine Biografie wurde geprägt durch lange Aufenthalte in Paris und Algerien.

Jetzt gibt es einen Film über ihn. Der ist hundert Minuten lang und dennoch keinen Augenblick langweilig, was bei Künstlerfilmen auch ein Kunstwerk ist. Der Regisseur Felice Zenoni hat eine Fülle von Zeitzeugen und Material ausgegraben. Aber er bietet alles sinnlich dar, fast spielerisch, so wie Fedier gemalt hat, der an seine Ateliertür schrieb: «Art is easy!» Der familiäre Zufall hat dem Filmer einen brillanten Regieeinfall sozusagen zu Füssen gelegt. Dieser Zufall heisst Alma Fedier und ist die schöne junge Enkelin des Künstlers. Sie führt die Kamera an die Schauplätze und würzt die Story mit ebenso liebevollen wie klugen Erinnerungen.

Gelber Teufel

Sein Leben lang war Franz Fedier offen für neue Bildsprachen, Einflüsse und Techniken. Er experimentierte zum Beispiel mit Landart, als dieser Begriff noch kaum erfunden war, und scheiterte mit der Idee, die betongraue Gotthardautobahn mit monumentalen Farbstrucken zu beleben, am Kleinmut der Behörden. Postum durfte wenigstens der Teufelsstein bei Göschenen nach seinem Entwurf bemalt werden. Doch die Denkmalsverwalter setzten durch, dass dieses Teufelsbild nur vorübergehend stehen blieb.

Fediers Teufel war übrigens gelb, ein freundlicher Gruss an den anderen grossen Urner Maler Heinrich Danioth und dessen berühmten roten Teufel in der Schöllenschlucht. Beim 26 Jahre älteren Danioth war der junge Fedier übrigens Schüler und Gehilfe gewesen, aber nicht lange. Der Meister schickte ihn weg mit der Bemerkung: «Du kannst ja schon alles!»

Franz Fedier gehörte zeitlebens zu den wenigen Malern, die ihre Kunst auch gern in der Öffentlichkeit erklärten und vertraten. Sieben Jahre dauerte sein Ausflug in die Kultur-

politik als Präsident der eidgenössischen Kunstkommission. Auch als langjähriger Lehrer an der Schule für Gestaltung Basel war Fedier ein enormer Kommunikator.

Fedier stammte aus Erstfeld, dieser von der Eisenbahn geprägten, proletarischen Enklave im konservativen Passkanton. Seine Eltern führten ein Arbeiterrestaurant mit Weinhandlung direkt an der Gotthardstrasse und Bahnlinie, das bis 1940 «Milanese» hiess. Dann hatte Vater Fedier die Nase voll von Mussolini und taufte sein Haus demonstrativ in «Ticino» um.

Künstlerisch ging Franz Fedier den Weg vom Gegenständlichen über das Informel zur Abstraktion. Aber es gab – anders als etwa bei seinem Freund Wilfrid Moser – keine typische

Er hat sie alle porträtiert, von Charlie Chaplin über Vico Torriani bis zu General Guisan.

Fedier-Bildsprache. Für ihn bedeutete Malerei ein ständiges lustvolles Experimentieren mit neuen Formen und Farbkombinationen. Auch variierte er die Techniken vom klassischen



«Du kannst ja schon alles!»: Maler Fedier.

Sgraffito bis zum Metallrelief, er experimentierte mit rotierenden Bildplatten, beherrschte auch Glasmalerei und Grafik.

Meister der Biopics

Der Fedier-Film ist das jüngste von etwa zwei Dutzend Werken, die Felice Zenoni, 58, ursprünglich TV-Journalist, in den letzten zwanzig Jahren geschaffen hat. Er hat sie alle porträtiert, von Charlie Chaplin über Vico Torriani bis zu General Guisan, und er bestätigt erneut seinen Rang als Schweizer Meister der Biopics. Vergangenes Jahr wurde er für den Dokumentarfilm «Der Spitzel und die Chaoten» mit dem Zürcher Fernsehpreis ausgezeichnet. Es ist ihm Recht geschehen!

Jazz

Hymnik und Humor

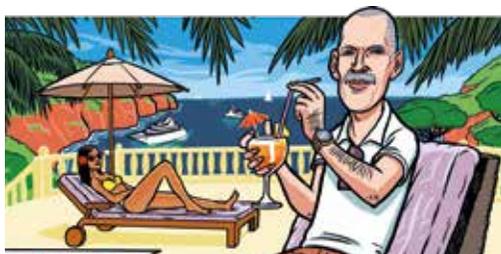
Peter Rüedi

Emile Parisien Sextet: Louise. ACT 9943-2

Laut *Le Monde* ist Emile Parisien «das Beste, was dem europäischen Jazz seit langem passiert ist». Nun kennen wir den französischen Hang zu chauvinistischer Übertreibung. Aber eines der zwei oder drei besten Dinge im europäischen Jazz ist der 1982 in Cahors geborene Sopransaxofonist sicher, ein Sonder- und Glücksfall: als Instrumentalist, als Improvisator und als Erfinder eigenständiger, ebenso origineller wie eingängiger Kompositionen (oder «Songs»: Parisien ist auch ein Melomane). Wie der Doyen aller Sopransaxofonisten, Sidney Bechet, hat er einen ganz eigenen Sound gefunden, eine Sonorität sozusagen am anderen Ende von Bechets pathetischem Vibrato. Ebenso weit entfernt allerdings auch vom orientalisierenden Genöle, das die meisten Nachfolger von John Coltrane auf dem höchsten Saxofon praktizierten, oder, andererseits, von der trockenen, patinierten Spielweise eines Steve Lacy. Anders als die meisten Saxofonisten bläst Parisien das Sopransax auch nicht als Zweitinstrument. Es ist seine Stimme ganz und gar.

Parisien steht auf zwei Beinen im zeitgenössischen Jazz: einem tief in der Jazzgeschichte, einem zweiten, das in die Zukunft pendelt. Oder anders: Er steht über dem Graben zwischen amerikanischer Jazzgeschichte und europäischer Musiktradition (Strawinsky und die anderen). So ist Parisiens jüngstes Album eine transatlantische Kooperation: als zweite Stimme neben seinem glanzvoll singenden, improvisatorisch zwingenden Sopran der amerikanische Trompeter Theo Croker, ein Doppelagent zwischen den Zeiten und ein grosser Melodiker auch er. Auch die Rhythmik ist mit Amerikanern hochbesetzt, mit dem unablässig feuerwerkenden Nasheet Waits an den Drums, am Kontrabass Joe Martin. Die europäische Achse bilden mit Parisien dessen alte Weggefährten Manu Codija, auf der Gitarre aller Sprachen mächtig, und Roberto Negro am subtilen Piano. In den Kompositionen steckt viel Hymnisches, vom Titelstück (Louise Bourgeois gewidmet) über ein dreiteiliges «Memento» für seine Mutter bis zu Crokers abschliessendem «Prayer 4 Peace». Viel Ein- und Zusammenklang, aber auch viel Raum für strukturierte solistische Erzählungen. Neben Ernst und Melos auch viel explosive Ausgelassenheit (etwa in dem Joachim Kühn gewidmeten, sehr ornettesken «Jojo»). Und ja: auch viel Humor. Wieder mal mit Ellington gesagt: «It don't mean a thing, if it ain't got that swing.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Geschlecht

Mark van Huisseling

«Menschen mit Transidentität oder einer Variante der Geschlechtsentwicklung können ihr Geschlecht und ihren Vornamen im Personenstandsregister ab Januar 2022 rasch und unbürokratisch ändern.» Das Angebot fusst auf einer Änderung des Zivilgesetzbuches, die der Bundesrat in Kraft gesetzt hat; die Erklärung ist gebührenpflichtig und kostet 75 Franken, nebenbei erwähnt.

Gelegenheit macht Diebe, sagt man. Oder, wohlmeinender abgefasst, «das Interesse, sein Geschlecht zu wechseln, ist gross» (NZZ am Sonntag). Bis und mit Montag vergangener Woche sind im Kanton Zürich 41 Änderungen beantragt worden (Quelle: kantonales Gemeindeamt). Gemäss Gesetz muss eine Person davon überzeugt sein, nicht dem eingetragenen Geschlecht zuzugehören, eine Überprüfung dieser Überzeugung findet nicht statt.

Roland Peterhans, Teamleiter beim Zürcher Zivilstandsamt, berichtet von «wahnsinnig schönen Erlebnissen und Begegnungen», er beurkundete sämtliche 21 Fälle in der Stadt Zürich persönlich; die Mehrzahl der Personen sei unter dreissig, eine Person jünger als sechzehn Jahre gewesen, sie stellte den Antrag in Begleitung der Eltern (mein Vater, nur zum Sagen, verbot mir 1981, ich war ein paar Monate zuvor 16 geworden, eine Dauerwelle machen zu lassen – *o tempora, o mores*, oder?).

Andererseits gehört ein wenig Sturm und Drang zur Entwicklung vom jungen zum (vielleicht später mal) reifen Menschen. Ich erinnere mich, wie ich in meiner Genealogie nach jüdischen Ahnen suchte, nachdem ich 1979 den Vierteiler «Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss» im TV gesehen hatte. Um verspätet für

sie einzustehen und ein wenig am ihnen widerfahrenen Unrecht sowie Leid teilzuhaben (ich konnte keine Juden unter den van Huisselings beziehungsweise auf der Seite meiner österreichischen Mutter finden). Zwei Jahre später forschte ich nach Italienern im Stammbaum – weil solche für meine Disco-Freunde und mich die Rollenmodelle/Stilhelden darstellten; die Recherche ergab erneut keine Fundstellen.

Die gute Nachricht: MvH konnte damals nicht seine Konfession und/oder Nationalität im Personenstandsregister einfach so ändern lassen. Sonst wäre ich vielleicht eine Zeit lang jüdisch gewesen sowie Italiener (oder wenigstens Marco). «Ist es möglich, eine im Personenstandsregister gemachte Geschlechtsänderung rückgängig zu machen?», fragte ich beim Bundesamt für Justiz nach. «Ja.» Und der ungefragt gelieferte zweite Teil der Antwort: «Wir weisen darauf hin, dass im Rahmen der Gesetzgebung die Missbrauchsgefahr diskutiert, diese allerdings als äusserst gering eingeschätzt wurde.»

Interessant. Immerhin kommt ein Geschlecht mit Pflichten und Rechten daher sozusagen – Frauen treten früher in den Ruhestand, bekommen eine Witwenrente, sind von der Militärdienstpflicht befreit. Und wer eine Freiheitsstrafe antreten muss, überlegt vielleicht, ob der Vollzug im Männer- oder im Frauengefängnis weniger unangenehm ist. Zudem: Rund jede respektive jeder Zwölfte, die/der sein Geschlecht körperlich ändern liess, lässt die Änderung wieder zurückändern. Detransition heisst das (die Zahl bezieht sich auf Amerika).

«Vor allem der rechte Mann klammert sich an seine Männlichkeit.»

Wenn Geschlechterwahl – der Bund erarbeitet zurzeit die allfällige Einführung einer dritten Geschlechtskategorie, «Divers» oder so – zum Lifestyle-Entscheid wird, den man, falls man will und/oder jung ist und gerne speziell wäre, auch leichtfüssig fällen kann, kann man das als Beobachter nur schwerlich gut finden, dünkt's mich. Genauso wie den Umstand, dass das neue Recht eben doch missbraucht werden kann. Zum Glück nicht bei uns (sehen Sie oben); und der auch für einen NZZ-Artikel angefragte Zivilstandsamtmitarbeiter Peterhans beschreibt die Vermutung als «lebensfremd» (ebenfalls ohne Beweisführung).

Zum Schluss noch dies: «Vor allem der rechte Mann klammert sich an seine Männlichkeit» (ein *Tages-Anzeiger*-Schreiber über die Studie «Geschlecht und Identität» von 2021; 40 Prozent der politisch konservativen Männer finden Geschlechtsidentität sehr wichtig, aber nur 12 Prozent der linken Männer). Ferner sei die Gesellschaft bei der Geschlechterdiskussion zwar polarisiert, aber bei weitem nicht so stark wie zwischen gegen Covid-19-Geimpften und -Ungeimpften. Die Lage ist also hoffnungslos, aber nicht ernst (MvH).



UNTEN DURCH

Blinken und Baerbock

Linus Reichlin

Als ich neulich ein Foto sah, das die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock an der Seite ihres amerikanischen Amtskollegen Antony Blinken zeigte, dachte ich, dass die beiden ein hübsches Paar wären. Sie ist zwar 36 Jahre jünger als er, aber das liegt nur daran, dass ich schlecht im Kopfrechnen bin. Als ich es mit dem Taschenrechner nachrechnete, waren es nur achtzehn Jahre. Blinken wäre dieser Altersunterschied wahrscheinlich willkommen, man weiss ja inzwischen, wie alte Männer sind!

Für die Baerbock hätte eine solche Liaison durchaus nicht nur Nachteile. Sie steht zwar ministerial gesehen im selben Rang wie er, verfügt aber über sehr viel weniger Sicherheitspersonal, und ausserdem zählen ihre grünen Parteifreunde jedes CO₂-Molekül, das sie bei Staatsbesuchen erzeugt. Blinken hingegen fährt, wenn er offiziell unterwegs ist, nie in der gepanzerten 300-PS-Limousine, in der man ihn vermutet. Er fährt aber auch nicht in der anderen Limousine, in der man ihn vermutet, weil man denkt, dass er bestimmt nicht in der sitzt,

in der man ihn vermutet. Das heisst, er braucht nur schon mindestens drei Limousinen, um Terroristen zu täuschen, und dann noch mal zwanzig für seine Bodyguards, die natürlich ebenfalls nicht in den Limousinen sitzen, in denen man sie vermutet. Die Baerbock hingegen fährt genau in dem Elektromobil, in dem man sie vermutet, und nur weil sie unterwegs Quittungen zuhänden des Spesenabschusskommandos des Deutschen Bundestags unterschreiben muss, steuert sie das E-Mobil nicht auch noch selbst – was schade ist, denn so versäumt sie es, den saudi-arabischen Frauen, die ja jetzt Auto fahren dürfen, ein Zeichen der Solidarität zu senden.

Wie auch immer, als ich das Foto sah, dachte ich: Endlich mal eine Frau, die es zu etwas gebracht hat! Sonst beklagen sich die Frauen ja immer nur darüber, dass in Wirtschaft und Politik noch viel zu wenige von ihnen Fehlentscheidungen treffen. Sie fordern lautstark, dass jetzt endlich mal eine Frau die Welt an den Rand eines Nuklearkriegs bringt oder zumindest die Brotpreise in Tunesien massiv erhöht. Das formulieren sie natürlich nicht so, aber letztlich läuft es darauf hinaus, denn wie sagt mein Freund Bruno? Er sagt: «Macht ist eine Droge und wirkt deshalb in jedem Körper, ungeachtet der Anzahl seiner X-Chromosomen.» Jedenfalls dachte ich beim Betrachten des Zeitungsfotos, dass die Baerbock eigentlich auch eine ganz ähnliche Frisur hat wie Blinken. Beide wollen zeigen, dass sie Haare haben, aber sie wollen – und dürfen! – es damit auch nicht übertreiben. Denn ein amerikanischer Aussenminister mit schulterlangen Haaren ist nach wie vor undenkbar. Eher wird die Freiheitsstatue durch ein Abbild von Tina Turner ersetzt, als dass ein langhaariger Mann US-Präsident wird. Vor diesem eklatanten Hairismus verschliesst auch die Woke-Bewegung die Augen. Doch auch bei einer weiblichen deutschen Aussenministerin hört die Haartoleranz der Öffentlichkeit zwei Finger breit über der Schulter auf. Den politischen Werdegang der Baerbock kann man demzufolge allein anhand ihrer Haarlänge verfolgen: Seit 2012 wurden ihre Haare parallel zu ihrem Aufstieg immer kürzer.

«Im Gegensatz zu den Haaren in deinen Ohren», sagte mein Freund Bruno, «die, parallel zu deinem Abstieg, immer länger werden.» Das mag sein, aber ich würde meine Ohrenhaare auch nicht kürzer tragen, wenn ich zum Schweizer Aussenminister gewählt

würde – was übrigens eine gute Idee wäre, denn dann könnte ich die Baerbock bei meinem Antrittsbesuch in Berlin persönlich fragen, was sie und Blinken im Weissen Haus sonst noch so gemacht haben, ausser Putin zu verurteilen. Und wenn sie antworten würde: «Wir haben wirklich nur Putin verurteilt!», würde ich ihr zu zwinkern und sagen: «Sie können sicher sein, es bleibt unter uns.»



FAST VERLIEBT

Vom Hof jagen

Claudia Schumacher

«Es ist offiziell», sagte eine Freundin neulich, ganz verzweifelt über sich selbst: «Ich bin verrückt.» Sie war aufgebracht, und ich wunderte mich, schliesslich hatte sie gerade erst jemanden kennengelernt, den sie ziemlich toll fand, was ja ein Grund zur Freude wäre. «Das ist aber das Problem!», sagte sie. Denn immer, wenn sie sich in jemand Neues verliebe, verwandle sie sich von einer Frau, die mit beiden Beinen im Leben stehe und die nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen sei, in eine komplett Irre. «Was hast du denn gemacht?», fragte ich und fügte an: «So schlimm wird's schon nicht sein.» War es aber.

Wie sich herausstellte, hatte sie ihm einmal, als er eine Stunde lang nicht auf eine ihrer Nachrichten reagiert hatte, 23 Nachrichten hinterhergeschickt. Das war noch eine der harmloseren Aktionen. Mein Favorit des Wahnsinns war aber, dass sie nach der ersten Nacht mit ihm ein paar Freundinnen, ihrer Schwester – und ihrer Mutter! – schrieb, wie toll der Sex mit ihm gewesen sei. Dann schickte sie ihm die Screenshots sämtlicher Gratulationen, die sie zurückerhalten hatte.

Ich schüttelte verwirrt den Kopf. «Wolltest du dein Ego aufpolieren oder was?», fragte ich.

– «Keine Ahnung», schrie sie mich fast an, «so was macht doch kein Mensch!» Sie wirkte ehrlich verzweifelt, also schluckte ich mein spontanes Beleidigtsein darüber runter, dass ich offenbar nicht zu den Auserwählten gehörte, denen sie fröhliche Sex-Ratings schickte, und ... lachte sie erst mal aus. «Lach nur», sagte sie übellaunig. «Aber wenn du fertig bist, kannst du ja vielleicht mithelfen und nach einer Erklärung für mein Verhalten suchen. Ich verstehe es ja selbst nicht. Ich weiss nur, dass ich hin- und hergerissen bin.» Einerseits renne sie auf ihn drauf wie ein Fan-Girl. Andererseits komme es ihr selbst fast so vor, als wolle sie ihn aktiv verschrecken.

Wir redeten eine Weile und kamen zum Schluss, dass es sich bei ihrem Wahnsinn um einen Schutzmechanismus handelt. Der letzte Typ hatte ihr bei lebendigem Leib das Herz rausgerissen, war dann noch ein paar Mal mit dem Bulldozer drübergefahren. Offenbar wünschte sie sich zutiefst, dass es diesmal anders lief – weshalb sie ihn vergötterte und auf ein Podest stellte, nach dem Motto: Mit so einem Gottesgeschenk von Mann kann ja nichts schief laufen. Andererseits aber wollte sie auch, dass er ihre schlechtesten Eigenschaften kannte. Weshalb sie ihm tatsächlich schon beim dritten Date erzählte, dass sie nachts manchmal unkontrolliert furze. «Weisst du», erklärte sie sich atemlos, «ich will nicht, dass er sich in mich verliebt und ich mich in ihn verliebe, aber dann findet er raus, dass ich nicht perfekt bin, und verlässt mich, und ich sitze wieder mit gebrochenem Herzen da!»

Bis jetzt ist der Typ geblieben, was man ihm – wie ich finde – hoch anrechnen muss. «Wäre nicht allein das ein Grund, ihm langsam, aber sicher ein wenig mehr Vertrauen zu schenken?», fragte ich, bevor ich erneut lachen musste.





FRAUEN

Britney Spears

In der Populärkultur nimmt das tragische Sexsymbol eine Sonderrolle ein: Von Männern begehrt, von Frauen beneidet, zeigt es, dass Schönheit nicht vor Traurigkeit schützt, und taugt als warnendes Beispiel für junge Leute, die nach einem Glamourleben lechzen. «Schau nur, was X passiert ist», heisst es dann. Britney Spears, die sich mit 26 kahlrasierte und in eine psychiatrische Klinik kam, hat es besonders schlimm erwischt. Sie, die zwischen dem 17. und dem 40. Altersjahr über 150 Millionen Platten verkaufte, wurde nicht von einem geldgierigen Manager, sondern vom eigenen Vater als Bankomat missbraucht. Ihre Songs, die einst so lebenslustig wirkten, kommen einem heute öfter finster vor. So heisst es im Song «Lucky»: «Frühmorgens wacht sie auf, Zeit fürs Make-up, perfektes Lächeln, alle warten auf dich. <Was für ein Glück die hat, sie ist ein Star>. Doch in ihrem einsamen Herzen weint sie und denkt: <Wenn mir nichts im Leben fehlt, warum kommen dann nachts diese Tränen?>»

Gern heisst es auch warnend: «Wäre X zu Hause geblieben, wäre sie glücklich geworden.» Doch viele Menschen haben einen Drang, öffentlich aufzutreten. Marilyn Monroe hätte ebenso gut in einem Trailerpark wie in Hollywood mit 36 zu Tode kommen können. Spears hatte sich schon gern produziert, bevor sie mit acht in der Fernsehserie «The Mickey Mouse Club» mitzuwirken begann.

Die Ausbeutung von Frauen in der Popmusik ist noch nicht so genau untersucht worden wie die von Schauspielerinnen, vielleicht ist diese Büchse der Pandora einfach zu gross dafür. Britney gilt als «Prinzessin des Pop», Lady Diana als «Volksprinzessin». Nun hat sich Britney Spears von ihrem Vater befreit, und es ist zu hoffen, dass die Geschichte der Volksprinzessin des Pop glücklicher enden wird.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Verdichtetes Bauen

An prächtiger Lage in Lugano steht eine Reihenvilla der Meisterarchitekten Herzog & de Meuron zum Verkauf.



Man sieht sie nur vom See her: «Villa 6» in Castagnola.

Herzog & de Meuron bauen auch Wohnhäuser. Diese stehen etwas im Schatten ihrer weltberühmten Werke wie der Tate Gallery of Modern Art in London, des Nationalstadions «Vogelnest» in Peking oder der Elbphilharmonie in Hamburg. Reizvoll sind sie trotzdem. Am Fuss des Monte Brè im fast einen Kilometer langen Uferpark des Luganer Nobelviertels Castagnola errichteten die Basler Architekten, die sich seit der Primarschule kennen, zwischen 2011 und 2017 acht Reihenhäuser.

Eigener Mini-Swimmingpool

Im Fall der «Archi di Luce», der Lichtbögen, wie sie genannt werden, muss man allerdings von Reihenvillen sprechen. Oder anders ausgedrückt: verdichtetes Bauen à la Herzog & de Meuron. Die Häuser befinden sich im oberen Parkteil der Villa Favorita, die seit 1687 in dieser spektakulären Anlage am Luganersee steht. Wie *La Regione* berichtete, erwarb der Tessiner Unternehmer Fausto Candolfi das 5700 Quadratmeter grosse Landstück für dreissig Millionen Franken und beauftragte Herzog & de Meuron 2009 mit dem Projekt.

Architekturbegeisterte werden in der beeindruckenden Liegenschaft eine Anlehnung an Le Corbusiers nie umgesetztes Projekt «Roq et Rob» an der Côte d'Azur erkennen. Die Bauten sind drei- bis viergeschossig, 400 bis rund 1000 Quadratmeter gross, und jedes Gebäude verfügt über einen separaten mediterranen Garten und einen Mini-Swimmingpool. Sie sollen zwischen 12 und 36 Millionen Franken kosten.

Die «Villa 6», die derzeit auf Sothebysrealty.com zum Verkauf steht (Preis auf Anfrage), hat eine Wohnfläche von 1175 Quadratmetern, sechs Schlafzimmer und sieben Badezimmer. Der Garten umfasst 418 Quadratmeter. Zum Eingang gelangt man über einen Treppenweg, der «an die gestuften Wege erinnert, auf denen man im Tessin die Hänge erklimmt», wie das Architekturbüro in seinen Ausführungen schreibt. Von den Terrassen und dem Garten aus hat man eine atemberaubende 220-Grad-Sicht auf den Luganersee, den San Salvatore und den Monte San Giorgio.

Hinweis für Architekturfans: Herzog & de Meurons «Archi di Luce» sind vom Land aus nicht zu sehen. Vom See her kriegt man sie aber ins Blickfeld.

Fredi Müller

Der Unternehmer gründete in den neunziger Jahren den weit über die Schweizer Grenzen hinaus bekannten Kaufleuten-Klub. Heute befasst er sich vor allem mit geistiger Weiterbildung.

Weltwoche: Sie wurden vor über vierzig Jahren als Unternehmer erfolgreich – zuerst mit Textilien, dann mit Restaurants. Können Sie das Gefühl von damals kurz beschreiben? Herrschte allgemein prickelnde Aufbruchstimmung, oder lag es einfach an Ihrem Elan?

Müller: Es waren die siebziger Jahre. Wilde Träume waren dem Zeitgeist affin. Meine Freunde und ich haben das gelebt, so gut es eben ging.

Weltwoche: Wer waren Ihre Vorbilder?

Müller: Das waren keine leibhaftigen Personen, wir alle waren Pioniere auf einer gemeinsamen Welle.

Weltwoche: Sie erlebten als junger Mann die 68er – diese Zeit und später die Zürcher achtziger Bewegung: Wie beeinflussten diese Sie?

Müller: Das Establishment hatte 68 noch den zweiten Weltkrieg in den Knochen, die Jugend der siebziger wollte Menschlichkeit, Peace

– Love – Woodstock, hatte ihre Stimme gefunden und sprach Unerhörtes aus. Die Achtziger betrachtete ich selbst bereits aus etablierter Perspektive, mit den Siebzigern in den Knochen.

Weltwoche: Und die Neunziger? Damals eröffneten Sie in Zürich das «Kaufleuten»,

«Freiheit, Freundlichkeit, Autonomie, Verbindlichkeit, Goodwill.»

das zu einem der bekanntesten Klubs in Europa wurde. Wie denken Sie über diese Zeit?

Müller: Die von den Achtzigern geprägte Jugend, die Yuppies, eskalierte in den Neunzigern in die totale Dekadenz. Das war auch der Höhenflug des «Kaufleuten».

Weltwoche: Aus dem Geschäftsleben hätten Sie sich zurückgezogen, heisst es, Sie würden sich dem Geistigen widmen, befassten sich vertieft mit dem Sinn des Lebens. Stimmt das? Was machen Sie heute genau?

Müller: Am operativ aktiven Geschäftsleben nehme ich kaum mehr teil, und – ja, das stimmt – das Geistige interessiert mich besonders. Was der menschliche Geist tut, das sieht die ganze Welt. Wie er funktioniert und arbeitet, das verstehen nur wenige.

Weltwoche: Wie sieht heute, mit über siebzig, denn Ihr Alltag aus?

Müller: Weiterhin mehrheitlich unternehmerisch. Ich betreue an verschiedenen langen Leinen zurzeit vier «Baustellen»: eine soziale, eine wirtschaftliche, eine architektonische und eine in geistiger Weiterbildung. Und ich verbringe gerne Zeit in wilder Natur.

Weltwoche: Welche Dinge, die Sie schon früher zu Beginn Ihrer Selbständigkeit für wichtig hielten, sind es für Sie auch heute noch?

Müller: Freiheit, Freundlichkeit, Autonomie, Verbindlichkeit, Goodwill.

Weltwoche: Was ist für Sie über die Jahre wichtiger geworden?

Fredi Müller: Diese Werte haben sich als verlässliche Lebensgefährten bewährt und erhalten.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Schweiz?

Müller: Die Schweiz bedeutet mir Heimat.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die aktuelle Lage in der Gastronomie – auch bezüglich Corona – ein? Gibt es Hoffnung?

Müller: So lange wir leben, werden wir essen und trinken, und so lange wir essen und trinken, gibt es Hoffnung, Corona hin oder her.

Weltwoche: Welchen Rat geben Sie jungen Leuten im Privaten oder im Geschäftlichen auf den Weg?

Müller: Macht das Geschäftliche zum Privaten, zur Herzensangelegenheit!



«Mit den Siebzigern in den Knochen»: Müller Anfang Achtziger und heute.

Fredi Müller, Jahrgang 1949, stieg während seines Psychologiestudiums in den siebziger Jahren ins Unternehmertum ein. Er brachte die Erlebnisgastronomie nach Zürich («Tres Kilos») und machte in den Neunzigern das «Kaufleuten» gross.



Benjamin Bögli

Walliser Enklave am Zürichsee

Cave Valaisanne «Chez Crettol»

Florastrasse 22

8700 Küsnacht

Tel. 044 910 03 15

«Jetzt ist wieder Fonduezeit!» – So sagen viele, die glauben, der kochende Käse sei eine rein saisonale Angelegenheit. Dem ist nicht so. Wir haben früher im Wallis immer auch in den Sommerferien Fondue und Raclette genossen – und das macht im Freien schon aus olfaktorischen Gründen besonders Spass. Und widerlegt sei auch gleich ein weiteres Vorurteil aus einer besonders doofen Fernsehwerbung: Es muss nicht «chli stinke». Gar nicht! Vielleicht stinken ja die ein bisschen, die das ohne Unterlass auf dem Bildschirm behaupten. Unsere beliebten Käsegerichte duften allenfalls verführerisch.



Das gilt besonders für die traditionsreiche Cave Valaisanne «Chez Crettol» in Küsnacht, die in gemütlichem Rahmen zeigt, dass Fondue und Raclette durchaus auch zu den Werten der gehobenen Gastronomie gehören.

Kräftiges Cheminée-Feuer

Wie es früher im Wallis Brauch war, wird hier der Käselaiß fürs Raclette noch immer am offenen Kaminfeuer geschmolzen und abgestrichen. «Die kleine Walliser Enklave in Küsnacht»

nacht» nennt sich das Restaurant deshalb zu Recht. Vielleicht hängt die Tatsache, dass es hier nur leicht nach Käse duftet und nicht riecht, damit zusammen, dass das kräftige Cheminée-Feuer, das den Raclettekäse schmelzt, auch für eine gute Luftzirkulation sorgt.

Die Hauptgerichte aus geschmolzenem Käse werden eingerahmt von einem umfassenden Angebot. Ein reichlicher, buntgemischter Salat, in der Schüssel serviert, eine Platte mit Walliser Charcuterie – Speck, Schinken, Trockenfleisch und Würstchen –, und die Liste der Weine und der Brände ist so umfassend, dass man ohne umfassende Kenntnisse in der Fendant-Geografie besser den fachkundigen Rat des freundlichen Personals einholt.

Wir haben ein Fondue der Hausmischung und die Moitié-moitié-Version bestellt und fanden beide hervorragend.

WEIN/PETER RÜEDI

Pinot als Naturereignis

Albert Mathier & Fils: Pinot noir Forestier bio 2019. 13%. A. Mathier, Salgesch. Fr. 29.–
www.mathier.ch

Ein Schriftsteller, heisst es irgendwo bei Raymond Chandler, sei dann am Ende, wenn er beginne, bei sich selbst abzuschreiben. Nun ist erstens ein Journalist kein Schriftsteller und zweitens ein Statement aus einer älteren Reportage kein Selbstzitat. So wiederhole ich, was mir der Winzer Jürg Biber anlässlich einer Reportage über seine Wahlheimat Salgesch vor Zeiten anvertraut hat: «Es schleckt keine Geiss weg: Ich habe Probleme mit dem Pinot noir in guten Lagen. Heute ist hier männiglich auf der Suche nach hohen, kühleren Lagen für den Pinot. Wir haben hier kaum Fäulnisprobleme, kaum Mehltau, wir sind klimatisch verwöhnt.» In Salgesch sei das Klima für die frühreife Sorte in den besten Lagen eigentlich zu warm, sie sei «zu früh und zu schnell reif». Die Trauben für seinen Grand Cru stammten deshalb aus einer «reinen Nordlage».

Bibers Kollege Amédée Mathier im nämlichen Salgesch, Chef des Familienbetriebs



Albert Mathier & Fils und ein vergleichbar kreativer Weinmacher (unter anderem experimentiert er mit dem Ausbau von in der Erde eingelassenen Tonamphoren; über seinen Fendant siehe *Weltwoche* Nr. 49/21), fand für einen seiner Pinots, den mit der Bio-Knospe dekorierten Forestier, einen anderen Weg zur delikaten Coolness.

Der Forestier stammt aus der Mitte des Naturparks Pfyn-Finges, dem legendären Pfynwald, der (*ad fines*) das Oberwallis vom Unterwallis trennt und durch den die Sprachgrenze zwischen beiden verläuft. Allerdings: Der Pfynwald, einer der grössten Föhrenwälder Mitteleuropas, wurde erst 2006 zum Naturreservat von nationaler Bedeutung erklärt. Lange davor bewirtschafteten Amédées Grosseltern mütterlicherseits schon

einen Bauernhof im Weiler Milljerä im westlichen Teil des Gebiets, «charakterisiert durch Anschwemmungen, Weiher, Erdbeben aus der Zeit des Gletscherrückgangs und prähistorisches Bergsturzmaterial von der Talflanke ob Salgesch» («Historisches Lexikon der Schweiz»). Und den Rebberg, etwas überhöht neben dem Rhonelauf gelegen. Der Enkel pflanzte ihn neu an und pflegt ihn heute nach biodynamischen Grundsätzen.

All dies macht den Charakter dieses sehr besonderen Pinots aus. Er ist von einer schlanken, aufs Erste fast spröde anmutenden Eleganz. Eher hell in der Farbe, rotbeerig und feinwürzig in der Nase, ist er auch am Gaumen kein Ranschmeisser, wenn auch etwas breiter ausgreifend, als der pointierte Auftakt zuerst vermuten liesse. Frische Säure, kein Holz (Ausbau im Stahltank). Der Forestier ist ein sehr eigenwilliger, in seiner Zurückhaltung sehr charmanter Pinot noir, der keine burgundisch tiefgründigen Vorbilder sucht. Er behauptet seine eigene Walliser, nein: Salgesch, nein: Milljeräer Identität. Er ist ein Naturereignis.

Reiz der Vielfalt

Der BMW X5 M50i mit V8-Biturbo-Motor ist eine anziehende, rar gewordene Attraktion für längere Familienfahrten.



Nicht nur, aber auch wenn es um Autos geht, scheint mir die Vielfalt der Aspekte zu sein, der den Reiz des Themas ausmacht. Ich pflege da einen eklektischen Ansatz und kann mich für elektrische Kleinwagen (nächste Woche dazu mehr am Beispiel des Fiat 500e) ebenso begeistern wie für grosszügig motorisierte Sportautos. Die schöpferische Kraft von Ingenieuren, Technikern oder Designern ist ja ziemlich beachtlich, wenn man sich das Angebot an Fahrzeugen mal unbelastet und ergebnisoffen ansieht.

Über den Jahreswechsel war ich beispielsweise mit einem BMW X5 unterwegs, der als Modell M50i mit einem Biturbomotor mit acht Zylindern ausgestattet war, was man auch als Autotester heute nicht mehr allzu oft zu sehen bekommt. Aber im Sinne der Vielfalt ist es schön (und wichtig), dass weiterhin SUVs mit grosszügig dimensionierten Antriebsaggregaten gebaut werden.

Den X5 nutzten wir unter anderem für längere Familienfahrten. Selbst gut beladen ist der ziemlich mächtige Wagen mit seinen grosszügigen 530 PS überraschend leichtfüssig unterwegs und beschleunigt so mühe- und ansatzlos, dass es auch beim hundertsten Tritt aufs Gas noch die reine Freude ist. Noch viel erstaunlicher ist aber, wie elegant sich das über zweieinhalb Tonnen schwere SUV in die Kurve legen kann. Mit der optionalen Integral-Aktivlenkung beeinflusst eine – je nach Situation – mit- oder gegenlenkende Hinterachse das Fahrverhalten in Kurven entscheidend. Das ist beim Manövrieren hilfreich und bei einer dynami-

scheren Gangart ein spürbarer Zugewinn an Spass und Sicherheit.

Mit einem gut ausgestatteten BMW zu reisen, ist aus verschiedenen Gründen eine angenehme Erfahrung, die Mühelosigkeit, mit der man beispielsweise auf einer deutschen Autobahn vorankommt, ist dabei nur einer davon. Dazu kommen etwa ein hervorragendes Navigationssystem, das den Branchenstandard setzt, spezielle Schienen im Laderaum, die ein Verrutschen des Gepäcks verhindern, oder Fahrassistenzsysteme, die einen auch nachts, bei Schnee- oder Regenfall sehr zuverlässig unterstützen.

Zur ganzen Wahrheit gehört aber natürlich auch, dass ein voluminöser V8 wie im X5 M50i nicht bloss in der Anschaffung, sondern auch im Alltagsbetrieb seinen Preis hat. Oder, um es mit einem beliebten englischen Zitat auszudrücken: «There is no such thing as a free lunch.» Mit rund 13 bis 14 Litern Benzinverbrauch auf 100 Kilometer ist bei diesem BMW zu rechnen. Das muss man sich leisten können und wollen.

Was man dafür erhält, ist den Preis wert, finde ich. Der X5 in dieser Ausbaustufe hat etwas durchaus Exklusives, ohne dabei auf unangemessene Art übertrieben oder gar protzig zu wirken. Das darf man sich ruhig etwas kosten lassen.

BMW X5 M50i

Motor/Antrieb: V8-Twinturbo-Benziner, 8-Gang-Automatikgetriebe, Allradantrieb; Hubraum: 4395 ccm; Leistung: 530 PS (390 kW); max. Drehmoment: 750 Nm / 1800 bis 4600 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 12–11,6 l/100 km; Preis: Fr. 123 700.–, Testauto: Fr. 148 600.–



OBJEKT DER WOCHE

Mehr als eine Verkleidung

Emily Coopers Handy-Hülle
Ab ca. 18 Euro

An der sehr erfolgreichen Netflix-Serie «Emily in Paris» scheiden sich die Geister. Die einen sehen in ihr einen peinlichen Klischeereigen, andere, wohl die Mehrheit, können sich an der reizenden Amerikanerin, die mit ihrer Brillanz ganz Paris verückt, kaum sattsehen. Auch in der zweiten Staffel, die derzeit ausgestrahlt wird, schmückt sich Emily mit flamboyanten Kleidern und Accessoires.

Ihr Handy verziert die talentierte Marketing-Beauftragte und Influencerin ebenfalls schonungslos. Emily Coopers Smartphone-Gummihülle ist purer Nostalgiekitsch. Für die einen ein Graus, für die anderen einfach lustig. Sie hat die Form eines Vintage-Fotoapparats, ist mit einem entsprechenden Bild bedruckt und einem Riemen zum Umhängen versehen. So glaubt man von weitem, Emily sei mit einer klassischen Spiegelreflexkamera unterwegs.

Die Handy-Verkleidung gibt es in verschiedenen Ausführungen zu kaufen. Bei Amazon zum Beispiel ist sie für 18.88 Euro zu haben, auf Casetify.com gibt es ein etwas edleres Modell für 52 Euro.

Emily in Paris ist eine Art amerikanische Amélie de Montmartre. Man kann die Handy-Hülle und was sie verbirgt auch sinnbildlich für die Titelheldin sehen. Spritzig-charmanter Pariser Retrolook von aussen, raffiniert, modern und alles andere als einfältig im Innern.

Benjamin Bögli



Swiss-Ski verbindet: Josef Zenhäusern, Adolf Ogi, Annalisa Gerber, Bernhard Aregger.



SRF-Mann hinter dem Mikrofon: Lauberhorn-Platzspeaker Salzgeber.



Auf dem Podest: Super-G-Sieger Marco Odermatt.



Im Gespräch: Swiss-Ski-Chef Urs Lehmann, Ruth Wipfli-Steinegger von Swiss Olympic.



Vier Tage Kaiserwetter: Begeisterung und Spitzenleistungen in Wengen.

BEI DEN LEUTEN

Festspiele am Lauberhorn

Die 92. Ausgabe der Wengener Skirennen mit Zehntausenden von Fans war ein durchschlagender Erfolg.

André Häfliger

Besser hätte es nicht laufen können, wir sind sehr zufrieden und dankbar!» So die Bilanz von OK-Chef **Urs Näpflin**. Schon der Start ist fulminant: **Marco Odermatt**, der neue Liebling der Skination aus Buochs NW, gewinnt den Super-G. Tags darauf wird er Zweiter in der Sprint-Abfahrt.

Bewegend ist der Abschied von Olympiasieger **Carlo Janka**. «Danke, Carlo», steht auf der Bekleidung seiner treuen Fans. «Ich habe zu danken», entgegnet der Bündner ganz charmant.

Zwei kleine Wermutstropfen: Österreichs Ski-Idol **Karl Schranz** (dreifacher Weltmeister) ist erstmals nicht an die Lauberhorn-Festspiele eingeladen. «Das tut mir weh, ich vermisse Wengen und euch alle», sagt er gegenüber der *Weltwoche*. Nicht im Zielraum erwünscht ist zudem Urgestein **Fredy Fuchs**. Ex-Swiss-Ski-Direktor **Josef Zenhäusern** nimmt ihn zu einem Rundgang mit. Aber Fuchs sagt mit trauriger Stimme: «Danke, aber ich fühle mich nicht wohl.»

Dann kehrt er zurück ins Dorf und schaut das Rennen in einem Café auf dem Handy. Bundesrätin **Viola Amherd** sagt ihren Besuch

aus «Angst und Respekt» vor Corona kurzfristig ab. Ein weiser Entscheid. Dafür gibt alt Bundesrat **Adolf Ogi** wieder Vollgas. Mit bald achtzig fährt er die Pisten runter, als hiesse es heute noch wie in Sapporo 1972 «Ogis Leute siegen heute!». Ogi ist des Lobes voll: «Vier Rennen an vier Tagen – *il faut le faire!*» Das muss man in der Tat erst einmal machen. «Grandios! Es ist wie eine kleine Weltmeisterschaft hier», attestieren unisono Vökl-CEO **Reto Furrer** und sein Verwaltungsrat **Heinz Karrer**, ehemals Präsident Economiesuisse.

Bleibt zu hoffen, dass Urs Näpflin und sein Team noch lange an Deck bleiben. Was der OK-Chef (immer still im Hintergrund) selber in einem Interview verneinte. Für die Nachfolge in der Pole-Position: Jungfraubahnen-CEO **Urs Kessler** sowie **Andreas Rickenbacher**, Vize-OK-Präsident Lauberhorn und ehemaliger Berner Regierungsrat. Oder vielleicht eine Frau? Dann **Ruth Wipfli-Steinegger**, Vizepräsidentin Swiss Tennis und Swiss Olympics sowie Ehefrau des Urner FDP-Doyens **Franz Steinegger**. Schauen wir mal.



«Grandios»: Heinz Karrer, Ex-Präsident von Economiesuisse, mit Gattin Sonja.



Berner unter sich: alt Bundesrat Ogi, Lauberhorn-Vize Andreas Rickenbacher.



Knapp am Sieg vorbei: Abfahrer Beat Feuz.



EHC-Biel-VR Ueli Schwarz, Radiolegende Berni Schär, Swiss-Olympic-Chef Jürg Stahl.



Endlich wieder einmal ein Slalom-Podestplatz in Wengen: Skifahrer Daniel Yule.



Mitten drin: SRF-Moderator Paddy Kälin.



Sport ist sein Geschäft: Ochsner-Sport-CEO Horst Hauer mit Ehefrau Sofia.



Eishockey trifft auf Schwingen: Ex-NHL-Star Mark Streit, Gattin Fabienne Kropf, Cécile Stucki mit Gatte und Schwingerkönig Christian Stucki.



Mit Freude am Lauberhorn: Vökl-CEO Reto Furrer, Ehefrau Cornelia.

Postmoderne Lebensform



Virtualität wird zur Realität: Metaversum.

Die Postmoderne bezeichnet das Zeitalter des Endes der überprüfaren und universalen Wahrheiten. Realität zählt nur noch als Illusion. Der Philosoph Paul Feyerabend dampfte dieses Denken auf den Slogan «Anything goes» ein. Ein Wesensmerkmal der Postmoderne ist demnach der Eklektizismus; die Ambivalenz, dass das eine neben dem anderen bestehen bleibt, ist diesem Weltbild ein-

geschrieben. Die sozialen Medien haben die Welt derweil in «Bubbles» fragmentiert und Tatsachen in alternative Fakten atomisiert. Mit Mark Zuckerbergs Vision des «Metaversums», der Auflösung zwischen Realität und Fiktion, erweitert der Mensch mit Hilfe von erweiterter und virtueller Realität seinen Raum. Dank Blockchain-Technologie können echte Besitzverhältnisse über digitale Güter in der virtu-

ellen Sphäre des Metaversums nachgewiesen werden: Land, Immobilien, Produkte des täglichen Gebrauchs oder auch Kunst. Die Technologie macht «Anything goes» als Lebensform also erst möglich. Die Postmoderne wird damit buchstäblich real.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es eine Verbindung zwischen gutem Sex und der Tageszeit? P.V., Aarau

Es ist gewiss so, dass ein Teil der Menschen bestimmte Vorlieben bezüglich Tageszeit hat. Dass diese sich zu einem bestimmten Zeitpunkt ruhiger fühlen und sich zum Beispiel spätabends oder am frühen Morgen besser spüren. Bei einigen Männern kommt dazu, dass sie möglicherweise Morgenerektionen – oder überhaupt Erektionen – mit dem Bedürfnis nach Sex assoziieren und denken, dass sie diese doch einfach nutzen müssen. Das kann man natürlich machen – muss aber überhaupt nicht sein. Die eigentliche Kunst ist aus meiner Sicht vielmehr,

dass man versucht, sich von fixen Zeiten, Räumen und anderen Bedingungen loszulösen. Denn je mehr man seinem Gespür nachgehen kann und dann Sex hat, wenn man sich auch danach fühlt – und nicht dann, wenn ein gewisses Ritual oder ein Rhythmus danach verlangen –, desto besser kann man sich hineingeben und desto spassiger kann der Akt sein.

Nicht wenige Leute ritualisieren ihr halbes Leben – denken wir nur mal an den Kaffee oder die Dusche am Morgen oder den Sex während oder nach dem Eisprung. Wenn einem dies ausreicht und es dem Partner auch passt, dann steht dieser Handhabe nichts entgegen. Wenn der Rhythmus des Partners allerdings nicht mit dem eigenen übereinstimmt, so bleibt

einem die Möglichkeit, dass entweder er oder man selber sich anpasst. So bekommt man eine gewisse Flexibilität und die Chance, zu schauen, was passiert, wenn man sich ausserhalb seines Rhythmus für zehn Minuten auf Sex einlässt. Nach diesen zehn Minuten kann man sich immer noch dagegen entscheiden – oder aber man macht die Erfahrung, dass der Appetit durchaus auch mal beim Essen kommen kann.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien im September 2021 bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Alibek Bakayev

Im vergangenen Jahr erblühten die Beziehungen zwischen der Schweiz und Kasachstan. Der Botschafter über die Vorzüge seines Landes und die aktuelle Situation.

Wer den Botschafter in Bern besucht, erhält landestypisch einen starken Schwarztee serviert. Eigentlich gibt es aus der Zusammenarbeit der beiden Länder viel Erfreuliches zu berichten. Doch Kasachstan ist kurz nach Neujahr in die Schlagzeilen geraten: Aus Protesten gegen eine Gaspreiserhöhung ging eine gewaltsame Revolte hervor, die Regierung ist zurückgetreten. International machte das Wort von einem angeblichen Schiessbefehl des Präsidenten gegen Demonstranten die Runde.

«Die Darstellung in vielen Medien war falsch», sagt Alibek Bakayev – als Karrierediplomat vertritt er sein Land seit gut drei Jahren in der Schweiz; er spricht druckreifes Deutsch. Die Rede des Präsidenten habe sich nicht auf die ursprünglichen Energiepreisdemonstranten bezogen, sondern auf kriminelle Banden und Terroristen, die vor allem in der Stadt Almaty Gebäude zerstört, den Flughafen gestürmt und sogar wahllos Zivilisten erschossen hätten. «Ich kann nur jeden ermuntern, die Rede des Präsidenten im Original zu lesen – sie ist ins Deutsche und ins Englische übersetzt.» Um wen es sich bei den Drahtziehern der «terroristischen Gewaltausbrüche» handle, wisse man noch nicht. «Ich gehe davon aus, dass wir dazu in näherer Zukunft mehr sagen können.»

Falsch verstanden werde auch die zeitweilige russische Militärpräsenz. «Kasachstan ist Mitglied der Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit (OVKS). Alle fünf übrigen Mitgliedsländer dieses Sicherheitsbündnisses hätten Friedenstruppen zur Verfügung gestellt, um öffentliche Infrastruktur zu beschützen.» Nachdem sich die Lage beruhigt habe, seien auch die OVKS-Soldaten auf dem Heimweg.

Kaviar und Zugwaggons

Das vergangene Jahr markierte einen Höhepunkt in den Beziehungen Schweiz–Kasachstan. Erstmals seit siebzehn Jahren besuchte in der Person von Kassym-Schomart Tokajew ein kasachischer Staatspräsident die Schweiz. Er nahm an einem Wirtschaftsforum teil, an dem Verträge unter der Beteiligung von vier-



«Darstellung in vielen Medien war falsch»: Diplomat Bakayev.

zig schweizerischen und zwanzig kasachischen Unternehmen im Gesamtwert von gut 300 Millionen US-Dollar unterzeichnet wurden.

Bestandteil der neuen Wirtschaftszusammenarbeit ist der Thurgauer Zugbauer Stadler Rail: Da Kasachstan im Rahmen der chinesischen Seidenstrasse sozusagen als Bindeglied zwischen China und Europa fungiert, gewann Stadler eine bedeutende Ausschreibung für Zugwaggons. Der Flughafen Basel-Mülhausen brachte sich in Stellung als zukünftiger Hub für Gütertransporte zwischen Westeuropa und Kasachstan. Die Genfer M-3-Gruppe unter-

schrrieb Verträge für die Herstellung von kasachischen Human- und Veterinär-Impfstoffen in der Schweiz. Und das Schweizer Kaviar-Imperium Caviar House & Prunier fördert den bei Feinschmeckern beliebten kasachischen Kaviar.

Dass die politischen Unruhen in seiner Heimat diesen Handelsbestrebungen schaden, glaubt Bakayev nicht. «Mittelfristig wird das keine Auswirkungen haben.» Er selber, sagt der Botschafter, stehe allen Schweizer Interessierten gerne für die Erklärungen und eine Vertiefung der zweiseitigen Beziehungen zur Verfügung.

Florian Schwab

Auf der Jagd nach ausserirdischem Leben

Rolf Dobelli, Autor kluger Bestseller und Gründer der Denker-Plattform World.minds, glaubt, dass der Astrophysiker der Uni Bern einen Nobelpreis gewinnen kann.

Michael Baumann

Wie viele andere Kinder auch hatte Kevin Heng, der in Singapur aufwuchs, den Traum, wie Claude Nicollier Astronaut zu werden. Doch statt mit Raumschiffen den Weltraum zu erkunden, arbeitet er heute als Astrophysiker an der Universität Bern. «Als ich merkte, dass sich mein Kindheitswunsch nicht erfüllen würde, habe ich das Zweitbeste gemacht: in meiner Heimat Physik und Mathematik studiert», sagt der 43-Jährige. Kein Wunder, war später die US-Sitcom «The Big Bang Theory», in der es um junge Physiker in Kalifornien geht, seine Lieblingsserie. «Ein Freund von mir ist genau der gleiche Typ wie der Protagonist Sheldon Cooper», sagt Heng lachend. 2003 ging er an die University of Colorado Boulder, machte den Master und doktorierte. Ausserdem lernte er dort seine spätere Frau kennen, eine Austauschstudentin aus Bayern. Bevor er 2013 nach Bern kam, hatte Heng noch am Max-Planck-Institut in München, an der Universität in Princeton und an der ETH Zürich gewirkt.

Ausserhalb des Sonnensystems

Als Astrophysiker haben es Kevin Heng ganz besonders die Atmosphären von Exoplaneten angetan. Diese befinden sich noch viel weiter weg als jeder Planet, den ein Astronaut der Gegenwart theoretisch erreichen kann, nämlich ausserhalb des Sonnensystems. In Bern ist Heng nicht nur ausserordentlicher Professor, sondern auch Direktor des Center for Space and Habitability (CSH), Mitglied des wissenschaftlichen Kernteams der Cheops-Weltraummission der ESA und Projektleiter des Nationalen Forschungsschwerpunkts PlanetS (NCCR). Zusammen mit dem Schweizer Astronomen Didier Queloz von der ETH Zürich, dem Nobelpreisträger für Physik 2019, hat er zudem die Konferenzreihe Exoplanets mitbegründet.

Seine absolute Spezialität ist es, auf den neu entdeckten Exoplaneten die Atmosphäre zu studieren. «Mein Team, zu dem auch Bio- und Geochemiker, Geophysiker sowie Mediziner gehören, und mich kann man als Planetenjäger bezeichnen», umreisst er das Tätigkeitsfeld. In dieser Disziplin zählt die Schweiz neben den USA



«Einer der smartesten Menschen»: Philosoph Dobelli.

Rolf Dobelli, Bestsellerautor («Die Kunst des klaren Denkens»), bringt auf seiner Plattform World.minds die klügsten Köpfe aus der Wissenschaft zusammen. Über Kevin Heng sagt er: «Einer der smartesten Menschen, die ich kenne. Und super nett, geerdet, bescheiden. Ursprünglich aus Singapur. Lebt seit vielen Jahren in der Schweiz. Ab Sommer übernimmt er die Leitung eines grossen Instituts an der LMU München und etabliert damit eines von weltweit drei Top-Zentren für die Erforschung von Leben ausserhalb der Erde. Die anderen zwei Zentren sind Harvard (unter Avi Loeb) und die ETH Zürich (unter Nobelpreisträger Didier Queloz). Eine dieser drei Personen wird den Nobelpreis für die Entdeckung extraterrestrischen Lebens bekommen. *The race is on*. Ich drücke Kevin die Daumen.»

und Kanada zur Weltspitze, während etwa Russland und China deutlich zurückliegen. Doch Kevin Heng und sein Team suchen nicht mit grossen Teleskopen nach Planeten. «Ich arbeite rein theoretisch mit Computersimulationen und interpretiere Daten.» Dabei geht es darum, wie

es um die Atmosphäre auf einem Exoplaneten steht, ob es dort Anzeichen für Leben gibt und ob dort der Mensch existieren könnte. Im Fokus steht dabei die Frage: Gibt es eine zweite Erde? Über dieses sein Spezialgebiet hat Kevin Heng auch schon ein Buch geschrieben.

Altes mathematisches Problem

Mit einer von Kevin Heng auf Papier neu aufgestellten Formel lässt sich die Chemie in einer Exoplaneten-Atmosphäre innert Sekunden und damit um mehrere tausend Mal schneller und auch einfacher berechnen als mit den bisher verwendeten Computercodes. Damit ist ihm ein veritabler wissenschaftlicher Durchbruch gelungen. Denn er hat für ein altes mathematisches Problem neue, elegantere Formeln entwickelt, die es braucht, um die Lichtreflektionen von Planeten und Monden bestimmen zu können.

Ganz bescheiden sagt er dazu, dass «ich viel von den Vorarbeiten grosser Wissenschaftler wie Bruce Hapke, Subrahmanyan Chandrasekhar und Viktor Sobolev profitieren konnte». Dank Hengs Forschungsergebnissen liessen sich nun rückwirkend auch Daten vom Planeten Jupiter analysieren, welche die Raumsonde «Cassini» am Anfang des Jahrtausends gesammelt hatte. «Von dieser Analyse hatte man vorher abgesehen, weil sie sehr aufwendig und zeitraubend gewesen wäre», erklärt der Astrophysiker.

Hengs Zeit an der Universität Bern neigt sich allerdings bald dem Ende zu, er wird im Herbst die Schweiz Richtung Deutschland verlassen und an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München anheuern. «Ich wurde schon mehrmals angefragt und kann nun die erste Professur für «Theoretische Astrophysik extrasolarer Planeten» überhaupt in Deutschland übernehmen», sagt er. Die Schweiz verlässt er nur ungern, sind doch seine beiden drei- und sechsjährigen Söhne hier geboren und hat er die Lebensqualität, Organisation, Sauberkeit und Pünktlichkeit schätzen gelernt. Aber seine Reise geht nun weiter, immer mit dem Ziel, interessante und innovative Forschung zu betreiben. «Das ist es, was mich antreibt», erklärt er seinen Beweggrund für den Wechsel.



Gibt es eine zweite Erde? Wissenschaftler Heng.

Blanca Imboden, Bestsellerautorin

Ihr Vorbild ist Pippi Langstrumpf.

Früher riet man der Schriftstellerin, mit dem Schreiben aufzuhören.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Blanca Imboden: Da gibt es einige, sehr viele davon sind weiblich.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Imboden: Der Mann, der das wissen muss, der weiss das ganz genau.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Imboden: Ja. Aber ich erinnere mich noch gut an andere Zeiten, wo das Geld immer knapp war.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Imboden: Ich habe manchmal diverse Zukunftsängste. Aber dann atme ich tief durch und lasse mich davon nicht verrückt machen.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Imboden: Pippi Langstrumpf: «Sei frech und wild und wunderbar.»

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Imboden: Ich muss mit ihm über die gleichen Dinge lachen können. Das ist schon mal der Anfang.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Imboden: Keiner. Ich denke, dass alle zusammen in dieser extrem schwierigen Zeit einen passablen Job machen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Imboden: Vielleicht all jene, die ständig ausrufen. Sie würden dann sehen, dass alles gar nicht so einfach ist. Mir jedenfalls wäre diese Verantwortung ein Graus, und ich würde es nicht ertragen, immer niedergemacht zu werden, egal, was ich tue: zu viele Massnahmen, zu wenig Massnahmen, die falschen Massnahmen, zu schnell, zu langsam ...

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Imboden: Das meiner Eltern, wenn sie denn eines geschrieben hätten. Vieles könnte ich dann möglicherweise besser verstehen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Imboden: Alles wird gut – irgendwann.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Imboden: Ich hasse Lügen, und ich kann es wohl auch gar nicht gut.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Imboden: Ja, in einer ganz persönlichen Art



«Ich lasse mich nicht verrückt machen»: Imboden.

und Weise, die vielleicht nicht so recht in ein Muster passt.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Imboden: Das will doch keiner wissen.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Imboden: Ich habe noch ein schönes, altes Wallholz, das ich natürlich nur im äussersten Notfall einsetzen würde.

Weltwoche: Wären Sie gerne ein Mann?

Imboden: Diese Idee hatte ich noch nie.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Imboden: Mein Gewicht. Aber ich arbeite gerade wieder daran.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Imboden: Ich habe mich gerade zum Kaffee mit dem Schriftsteller Marcel Huwyler verabredet. Treffen mit Schreibenden sind spannend. Da geht der Gesprächsstoff nie aus.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Imboden: Nein. Bloss ab und zu ein Stück Schwarzwäldertorte.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Imboden: Ich glaube, das Beste war, dass ich auf viele Ratschläge nie gehört habe. Man riet mir zum Beispiel, mit dem Schreiben aufzuhören, als ich noch keinen Erfolg hatte. Ich aber schrieb locker weiter.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Imboden: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Imboden: Weil ich noch nicht einmal den Schritt zur Vegetarierin geschafft habe.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Imboden: Ich würde die Heiratsstrafe (AHV, Steuern) abschaffen und das Erbrecht revidieren.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Imboden: Hä???

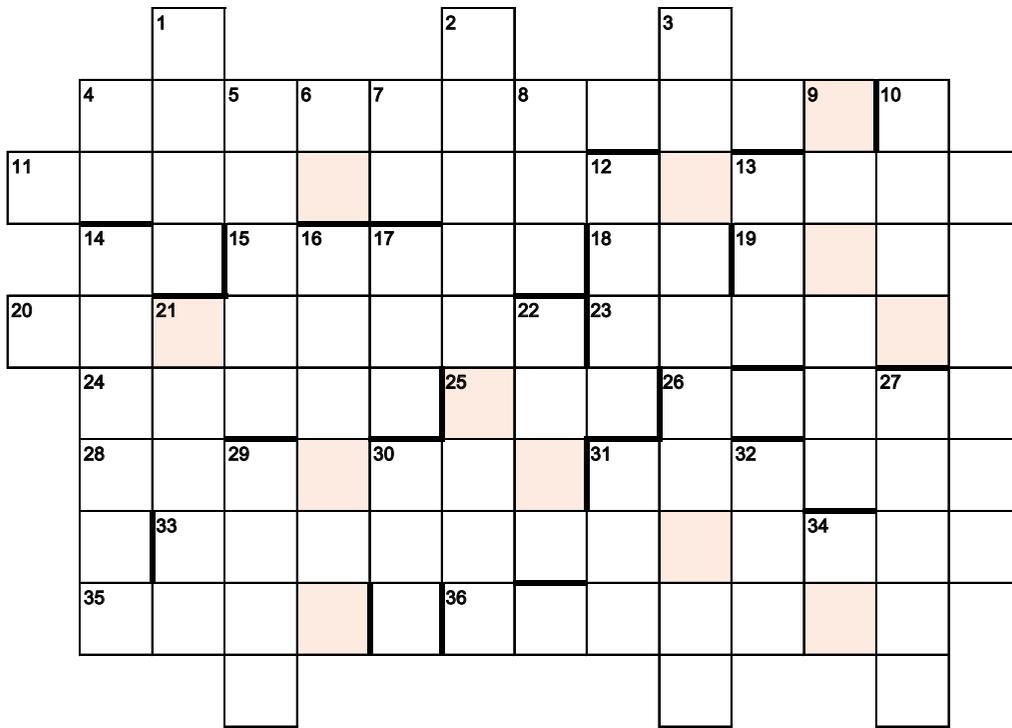
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Imboden: Sicher meine Familie. Und der plötzliche Tod meines früheren Lebenspartners.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität und wenn ja, welche?

Imboden: Ich bin gerne Schweizerin.

Blanca Imboden: «Paris – Ein Stanserhorn-Roman» und «Rigi – Eine fröhliche Geschichte über traurige Menschen». Beide Romane erschienen 2021 im Wörterseh-Verlag.



Lösungswort — hat ein Poet unter Zeitdruck

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 wie sowohl Lastesel als auch Menschen manchmal sind 11 was bigotte Menschen wahren 14 Beginn der Gnadenfrist 15 für wen eine Winde genau ausreicht 18 sowohl 3600 Coulomb als auch 10^{-18} Henry 19 was man jemandem leiht, wenn man ganz dies ist 20 ist's das Abwasser einer Fabrik, ist wohl auch das Verhältnis zwischen Werksleitung und Anwohnern so 23 sie ist nicht nur sauber, sondern anderswo sogar königlich 24 Aufforderung zur Brotherstellung? 25 was Unterdruck bewirkt und was er einst tat 26 dem Mechaniker willkommener als dem Loskäufer 28 bei Menschen geschätzte Eigenschaft, auch für einen Lastwagenpneu etwa angemessen 31 stand dem King (hoffentlich) treu zur Seite 33 womit man wedelt, um einen kühlen Kopf zu bewahren? 35 alle, aber nicht épuisé 36 Feier mit der SBB?

Senkrecht — 1 bäumiger Teil der Chain Reaction 2 z. B. «Hü Chueli, lauf!»? 3 Griff eines Gartenwerkzeugs? 4 Anfang und Ende der Neuorientierungsphase 5 was «Sie sind der Meinung, das war Spitze!» für Rosenthal und «Top, die Wette gilt!» für Gottschalk war, war «Und zum Schluss noch dies.» für ihn 6 lachhafter Gruss 7 Mostindien in Kurzform 8 unvollständige Annahme 9 was der 3. Buchstabe hier tut 10 was Rainhard Fendrich an der Strada del Sole schmerzlich vermisste 12 darin gebettet ist man üblicherweise völlig sorgenfrei 13 hiesiges 6 senkrecht 14 sind sämtliche Häuser und sind einige Menschen sogar gut 16 verrät unsern persönlichen Stil 17 macht $\frac{3}{4}$ der britischen Woche aus, trotzdem mickrig 21 ebenso wie ... 22 ... dies, ein Motorfahrzeug-Teil 27 ohne solche sogar für Engländer schwer auszusprechen 29 was Schlangen im Gegensatz zu uns erleichtert hinter sich lassen können 30 ein Bisschen alle 2 - 3 cm 31 Heute-Dauer oder einstiger Heuer-Besitzer 32 im Pokerface einmal und im deck of cards viermal enthalten 34 Lachs-Schwanz

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 750

	A	R	G	A					U					
K	N	I	E	V	E	R	S	T	E	H	E	N		
	I	O	P	O	R	T	I	E	R	R	R	U		
	S	P	A	R	T	E	E	I	N	W	U	R	F	
	S	A	S	S	E	N	G	K	A	E	H	N	E	
S	C	H	W	I	N	D	E	L	F	R	E	I		
	H	A	I	C	H	U	L	O	C	K	E	N		
	A	R	C	H	E	T	Y	P	I	S	C	H		
P	U	N	K	T	M	T	E	S	A	C	H	S	E	
							E	D	S				T	

Waagrecht — 3 GA 6 KNIE 7 VERSTEHEN
12 IO (Jupitermond) 14 ERROR / Piz/Val d'ERR 16 RUFmord 17 SPARTE 18 EINWURF (ein Wurf) 20 SASSEN 21 Wrac-KÄHNE-Inden 23 SCHWINDELFREI 27 HAI (Uhu-Hai-Witze) 28 CH (Chäschüechli, Chuchichästli) 30 LOCKEN 33 ARCHETYPISCH (Arche-typisch) 37 PUNKT 38 MTE 39 SACHSE

Senkrecht — 1 MechANISierung 2 REPAS (franz. f. Mahlzeit) 3 GERTEN 4 ARTEN (Anagramm von Trane) 5 (F)UHRWERK 7 VORSICHT 8 SIEGEL 9 TEI-l 10 ÜBERNAMEN 11 NUR 13 (T)OPAlter 16 RUHE 19 FE (Eisen / Santa Fe) 20 SCHAU 21 Königsberger KLOPS 22 Anaïs NIN / Niederspannungs-Installations-Norm 24 HARN 25 (Z) WICKEL 26 DUTT (Duttweiler) 29 nachHEMD-en 31 CasacCIA 32 Der schwarze (H)ECHT 34 YES 35 SC 36 HS

Lösungswort — UNVERWANDT

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Heute Tabak!

Morgen Cervelat?



NEIN

zur extremen Verbots-Initiative

5 gute Gründe für ein NEIN zur Werbe-Verbotsinitiative:

- ✗ Jugendschutz ist wichtig. Die Initiative ist aber völlig **unverhältnismässig und extrem**, denn sie führt zu einem Totalverbot von Tabakwerbung.
- ✗ Kommt ein totales Werbe-Verbot beim Tabak, **drohen weitere Werbeverbote: Für Fleischwaren wie Würste, Alkohol, Schoggi oder Autos**. Wollen Sie sich **so bevormunden lassen?**
- ✗ Werbeverbote schaden Wirtschaft und KMU's und **zerstören Arbeitsplätze!**
- ✗ Ohne Werbung werden **Zeitungen und Zeitschriften sowie kulturelle Veranstaltungen teurer**.
- ✗ Das Parlament hat im letzten Jahr bereits ein neues Tabakproduktegesetz beschlossen, das den Jugendschutz bei Tabakprodukten gesetzlich verankert. **Im Gegensatz zur Initiative ist das neue Gesetz ausgewogen. Die Volksinitiative ist also überflüssig!**

Das überparteiliche Komitee gegen Werbe-Verbote sagt NEIN zur extremen Verbots-Initiative



Philipp Kutter,
Nationalrat, Die Mitte / ZH



Rocco Cattaneo,
Nationalrat, FDP / TI



Damien Cottier,
Nationalrat, FDP / NE



Mike Egger,
Nationalrat, SVP / SG



Regine Sauter,
Nationalrätin, FDP / ZH



Thomas de Courten,
Nationalrat, SVP / BL

